

Senioren Orchester Baden

Taktvoll ins neue Jahrtausend



Kleine Jubiläumsschrift
zu Ehren Alfons Meier
1991 – 2001
10 Jahre Dirigent
des Senioren Orchesters



Dirigieren im Allgemeinen...

Alfons Meier, der bei allen seinen Chor- und Orchestermitgliedern sehr beliebte Dirigent, konnte am **4. Januar 2001** seinen achtzigsten Geburtstag feiern, und seit dem **7. Februar 1991**, also seit genau zehn Jahren, leitet er das Seniorenorchester Baden.

Diese beiden Daten bilden den Anlass, etwas über die Dirigenten im Allgemeinen, über den Chor- und Orchesterleiter Alfons Meier im Speziellen und über das stattliche *Senioren Orchester Baden* niederzuschreiben und für die Zukunft festzuhalten.

Im Magazin der Crédit Suisse vom Oktober/November 2000 schreibt Ruth Hafén u. a.: „Dirigenten, wie wir sie heute kennen, gibt es erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Früher war der Komponist gleichzeitig auch Dirigent. Bach, Händel, Vivaldi leiteten die Aufführungen ihrer Werke sitzend vom Cembalo oder der Violine aus. ... Massgeblich beteiligt am Entstehen des modernen Dirigenten war Richard Wagner. Er war ausser Stande, die komplexe Partitur seiner 1859 vollendeten Oper „Tristan und Isolde“ selbst zu dirigieren. Bevor er sein Meisterwerk in einer Schublade vergammeln liess, suchte er einen begabten Musiker, dem er sein Werk anvertrauen konnte und fand ihn in Hans von Bülow, einem ihm treu ergebenen Jünger. Von Bülow wurde zum ersten bedeutenden hauptberuflichen Dirigenten. ... Mit den Dirigenten kam auch der Taktstock in seiner heutigen Form auf. ...“ Berühmte Dirigenten waren mit dem Taktstock in der Hand absolute Herrscher. Ruth Hafén stellt in ihrem interessanten Aufsatz aber fest, dieser Zustand in den Orchestern habe sich seit 1989 grundlegend geändert, als die Berliner Philharmoniker nach dem imperialen Herrscher Karajan den „Demokraten“ Claudio Abbado zu ihrem neuen Chefdirigenten wählten.



Alfons Meier gehört zu den für die Musizierenden angenehmen Dirigenten der neuen Art. Bei Orchesterleiterinnen und Orchesterleitern ist es wie bei Vorgesetzten und Lehrkräften. Es gibt welche, die allen Untergebenen und Lernenden durch ihr wohlwollendes und geschicktes Vorgehen ein Erfolgserlebnis nach dem andern verschaffen. Es gibt aber auch jene, die nur einigen besonders Begabten dieses angenehme Gefühl vermitteln, den vielen anderen aber Minderwertigkeitsgefühle.

Mangels genauer Erklärung, durch allzu rasches Vorgehen und durch die Zumutung zu schwieriger Aufgaben werden oft willig Lernende überfordert, die Arbeit an den vorgelegten Werken verleidet ihnen und sie kehren der schönen Sache den Rücken!

Nicht so ist es in den Orchesterproben bei **Alfons Meier**. Freundlich, geduldig und voll versöhnlichem Humor versteht er es vorzüglich, bei seinen Musizierenden in jeder Probe die Freude an der Musik zu steigern. Wer schon längere Zeit im *Senioren Orchester Baden* mitwirkt, der kann feststellen, dass durch des beliebten Dirigenten geschickte Führung im Laufe der Jahre nicht nur die Zahl der Mitwirkenden, sondern vor allem auch die Leistungsfähigkeit des Orchesters deutlich zunahm.



Der Dirigent Alfons Meier

Alfons Meier, geboren 1921 in Würenlingen, wuchs in einer sehr musikalischen Familie auf, war doch schon sein Vater nicht nur Lehrer, sondern auch Organist und Chorleiter.

Während seiner Studienzeit im Gymnasium Sarnen und später als Hospitant am Lehrerseminar Wettingen genoss Alfons Meier eine vielseitige musikalische Ausbildung in Orgel-, Klavier- und Kontrabassspiel, sowie in Chor- und Orchesterleitung.



Als **Lehrer** wirkte Alfons Meier von 1943 bis 1949 in Hägglingen im Freiamt, war dort auch Organist und Dirigent des Kirchenchors und ausserdem mehrere Jahre auch Leiter des Männerchors Villmergen. Seine berufsbegleitende Aus- und Weiterbildung am Konservatorium und an der Schweizerischen Kirchenmusikschule in Luzern umfasste Orchester- und Chorleitung, Sologesang, Musiktheorie und Kirchenmusik.

Seit 1949 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1984 wirkte Alfons Meier als **Lehrer an der Bezirksschule** ^{sowie} **und als Organist an der Stadtkirche Klingnau.**

Gleichzeitig erteilte er Privatunterricht (Blockflöte, Klavier), betreute den Kirchen-, den Männer- und den Kinderchor, sowie bis ins Jahr 2000 den Kirchenchor St. Sebastian in Wettingen. Er erhielt an Sängereisen und Kantonalgesangsfesten manch schöne und wohlverdiente Auszeichnung.



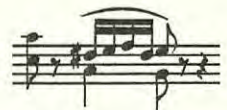
Mit seinem **Familien-Ensemble** durfte Alfons Meier immer wieder interessante Verpflichtungen von Kulturveranstaltern entgegennehmen, so zum Beispiel 1999 von der Swissair zu einer Tournée nach China. Erfreulicherweise sind alle seine Kinder musikalisch hochbegabt. Sie erhielten daher professionelle musikalische Ausbildungen und wurden von ihren Eltern liebevoll gefördert. Von den Auftritten dieses Ensembles gibt es auch zahlreiche Tonträger und Radioaufnahmen.



Das **Hochrheinische Kammerorchester** leitete Alfons Meier von 1967 bis zum Abschiedskonzert vom 18. November 2000 in der Stadtkirche Klingnau. Da dieses Orchester, ursprünglich ein sogenanntes Liebhaber- oder Laienorchester, vor öffentlichen Auftritten in der Regel durch Berufsmusiker verstärkt wurde, erzielte es eine sehr beachtliche Qualität und wurde daher immer wieder gerne zu Konzerten in der näheren und weiteren Umgebung verpflichtet.



Wer sich all die vielen musikalischen Aktivitäten vergegenwärtigt, die Alfons Meier unternimmt und fördert, der ist sehr beeindruckt von seinem umfassenden Wissen und Können und vor allem von seiner unerschöpflichen Schaffenskraft. In unermüdlicher Sucharbeit stößt unser Jubilar immer wieder musikalische Raritäten auf, die neben den gängigen Werken sowohl die Musizierenden als auch das zuhörende Publikum erfreuen.



Das *Senioren Orchester Baden*

Im Laufe der Jahre gab Alfons Meier da und dort eine Chorleitung oder eine andere musikalische Verpflichtung ab, nahm aber auch immer wieder neue Aufgaben in Angriff, so z. B. am 7. Februar 1991, also vor genau zehn Jahren, die Leitung des *Senioren Orchester Baden*.

Dieses Orchester war schon Jahre vorher unter dem Patronat von **Pro Senectute** mit dem Namen „**Musizierende Senioren**“ gegründet worden. Mit Dirigent **Karl Baldinger**, alt Musikdirektor aus Turgi, fand am 3. November 1983 eine Besprechung der neuen Idee statt. Schon am 5. Januar 1984 trafen sich zur ersten Probe fünf Personen, die zum Teil noch heute im Orchester mitwirken. In der dritten Probe vom 2. Februar 1984 zählte das erst vor kurzem aus der Taufe gehobene Gebilde bereits doppelt so viele Mitwirkende als zu Beginn und entwickelte sich im gleichen Sinn weiter, so dass es am 31. Januar 1991 beim gesundheitlich bedingten Rücktritt des Gründerdirigenten erfreulicherweise schon 21 Musizierende umfasste. Mit einem Abschiedskonzert und einer feierlichen Verabschiedung mit Ehrenurkunde im ABB-Clubhaus Baden endete die Aera **Karl Baldinger**.



Maria Wernle, die Initiatorin und Betreuerin des Orchesters hörte im rechten Moment, dass Alfons Meiers Familien-Ensemble im Advent 1990 in Würenlingen gastierte. Dieser Adventskontakt mit Alfons Meier kam im richtigen Augenblick und war erfolgreich. Der neue Dirigent wollte schon am 7. Februar 1991 die musizierenden Seniorinnen und Senioren probeweise kennen lernen. Dirigent und Orchester fanden offensichtlich gegenseitig Gefallen aneinander und die hochmusikalische und professionelle Leitung brachte die Musizierenden im Laufe der Jahre spürbar weiter.



Anfänglich waren die Musizierenden geteilter Meinung. Einige fanden, man spiele einfach zum eigenen Vergnügen, andere befürworteten kleinere Auftritte. Alle begriffen aber rasch, dass mit einem Ziel vor Augen bessere Fortschritte erreicht werden können, denn bekanntlich gilt auch beim Musizieren Fördern durch Fordern. Und gleich nach dem ersten Auftritt am 8. Mai 1984 in Turgi kam ein weiterer Gesichtspunkt dazu:

Mit Musik Freude bereiten!



Das Ziel war erkannt: Senioren spielen für Senioren! Durch die glückliche Verbindung mit „Pro Senectute“ bekamen die „Musizierenden Senioren“ später *Senioren Orchester Baden* genannt, immer wieder Gelegenheit an Altersnachmittagen, an Generalversammlungen und Ausstellungen zu spielen. Als Höhepunkt des Jahres, im Rahmen der Kurgäste-Veranstaltungen, wurden mit grossem Erfolg „Pavillon-Konzerte“ für Kurgäste, Freunde und Bekannte zum Besten gegeben. 🎵

Das *Senioren Orchester Baden* konnte bis Ende 2000 siebenundachtzig Mal öffentlich auftreten, und diese erfolgreichen Auftritte gaben der **Presse** immer wieder die Möglichkeit, auf das Orchester hinzuweisen. Mancher Musikfreund wurde dadurch angeregt, sein Instrument wieder hervorzuholen und der Gruppe beizutreten, die sich trotz Austritten und Todesfällen auf diese Weise laufend vergrösserte und noch gar nie kleiner wurde.

Aus der **Aargauer Zeitung**:

„Musik zum Feierabend“ im Restaurant PAVILLON in Baden
am Donnerstag, dem 20. August 1998:

Die grosse Freude am gemeinsamen Spiel

Pavillon am Kurplatz Das Senioren-Orchester Baden spielte gekonnt auf

Brüder, reicht die Hand zum Bunde» stand zwar nicht auf dem Programm; aber die ersten zwei Takte der Ouvertüre hörten sich an, als erweise François Joseph Gossec seinem jüngern Zeitgenossen Mozart Reverenz. Damit war programmlich zweierlei angedeutet: zum einen Ohrenfreundliches aus naher und ferner Verwandtschaft der Wiener Klassik, zum andern gemeinsames Spiel, das gemeinsames Vergnügen bereitet.

Dieses Vergnügen ging von einem Gremium aus, das seit 14 Jahren besteht, dem Senioren-Orchester Baden. Von anfänglich 7 Mitgliedern ist es auf mittlerweile 32 angewachsen. Die Ortsangabe im Namen schränkt die spieleifrige Vereinigung keineswegs auf die Bäderstadt ein. Das Senioren-Orchester erhält auch Zuzug aus den umliegenden Kantonen. Der Konzertmeister, ein glühender Musiker mit weisser Mähne, stammt aus dem Zürichbiet; und als Dirigent waltet der ehemalige Lehrer Alfons Meier, Oberhaupt einer Klingnauer Musikerfamilie.

Alfons Meier, gelegentlich abgelöst von einer Mitspielerin des Orchesters; sagte Stück für Stück an. Das war gut so. Dem Publikum, vorgestern abend im Restaurant Pavillon im Bäderquartier, wurde die Musik anschaulicher. Mozart lieferte seine vier Contredanses zum Wiener Fasching, zum gleichen Anlass trug auch Beethoven später sechs Deut-

sche Tänze bei, die ausdrücklich der Beweglichkeit von Pensionisten (Rentnern) angemessen waren.

John Lindsays Indian Intermezzo hätte einen Schleiertanz begleiten können; und Walter Borcherts zweisätzige Galanterie wies den musizierenden Senioren eine Rolle zu, die sie lustvoll annahmen: die Rolle eines Kurorchesters. Klingenden Tourismus trieben die Europäischen Tänze von Eberhard Weidin. Carl Michael Ziehrers «Nachtswärmer» besangen, melancholisch walzernd, die Dämmerung der Donaumonarchie – tatsächlich auch vokaliter, denn wer nicht gerade instrumentaliter beschäftigt war, sang an gewissen Stellen mit, beinahe wie es die Wiener Philharmoniker am Neujahrskonzert zu tun pflegen. Das war die vorletzte Überraschung – als letzte zeigten vier Seniorenpaare, orchestral begleitet, einen Schweizer Volkstanz.

Das rund anderthalbstündige Programm ebte also keineswegs ab. Bis zum Schluss konnten die Musikanten zusetzen. Eine löbliche Leistung. Aufmerksame Vorbereitung war ihr hörbar vorausgegangen. Auf Einsätze und Zusammenspiel wurde sorglich geachtet. Dass nicht alles ganz wie eingeübt glücken wollte, war eher momentanem Übereifer als spielerischem Ungenügen zuzuschreiben. Die vielen Zuhörer wussten die Darbietungen entsprechend zu würdigen. (ker)

Das Orchester wächst und wächst....

Von immer weiter entfernten Orten kommen die Musikanten und Musikantinnen ins *Senioren Orchester Baden*, was bestimmt etwas mit dem gut gestalteten Vereinsklima durch den Dirigenten Alfons Meier und durch die Organisatorin Maria Wernle zu tun hat. Der Radius Baden/Wettingen erweiterte sich von Jahr zu Jahr. Zuerst kamen Musizierende aus dem Bezirk Brugg, dann aus der Region Fricktal und schliesslich aus dem Kanton Zürich dazu. Seit dem Februar 1999 wirkt sogar ein Ehepaar aus Wutöschingen, Süddeutschland mit.

So ist eine grosse musizierende Familie zusammen gewachsen. Gemeinsames Musizieren ist immer auch die Erfahrung, aufeinander angewiesen zu sein, gemeinsam mehr zu vermögen, auch als Person etwas zu bedeuten und ernst genommen zu werden. Eine Erfahrung, die weit über das Musizieren hinausgeht und dem älter werdenden Menschen viel bedeutet.



Maria Wernle, die Initiatorin des *Senioren Orchester Baden*, die stets an alles und an alle denkt, über die Belange des Vereins genau Buch führt und eine zuverlässige Organisatorin und Betreuerin des ganzen Unternehmens ist, berichtet über die Ein- und Austritte: „Seit den Anfängen wirkten im *Senioren Orchester Baden* 57 Musizierende mit. Verschiedene Austritte erfolgten wegen gesundheitlicher Beschwerden und leider auch dadurch, dass Musizierende verstarben. Bis heute sind sechs unserer Mitglieder verstorben. Der Kreis der Musizierenden Senioren ist einer der wenigen, in dem ein älterer Mensch noch aktiv Musik machen kann. Heute haben wir 33 Aktive, wovon 23 Streicher und 10 Bläser. Ein Musizierender ist gleichzeitig auch Pianist.“

Aus der allerersten Zeit sind noch dabei: Hedi Furer, Margrit Grabscheid, Walter Herzog, Hans Zangger.

Dank Alfons Meier, dank Maria Wernle und dank den eifrig zusammenwirkenden Musikantinnen und Musikanten konnten die beteiligten Senioren und Seniorinnen manch beglückende Orchesterprobe erleben, und es gelang immer wieder, dem bei Auftritten zuhörenden Publikum viel von der Lebensfreude zu vermitteln. Weil jeder stets sein Bestes gibt, wird das gemeinsame Musizieren eine künstlerisch wertvolle schöne Sache.

Frau Musika sei Dank!



Im Januar 2001 Karl Klenk

Zum 80. Geburtstag
&
10 Jahre Dirigent
Senioren Orchester Baden

Weine

Abbaye de Mont 1999
Vignoble de la Ville de Lausanne

* * *

Goldwand-Sandwein, Beerliwein 1998
Rebgut im Sand, M. Bölsterli, Ennetbaden

* * *

Donnerstag, 11. Januar 2001

M E N U

Hausgemachte Terrine mit
kleinem Salatbukett
Toast und Butter

* * *

Gebratenes Poulardenbrüstchen
Rosmarinjus
Savoyer-Kartoffeln
Gemüse-Dreierlei mit Butter

* * *

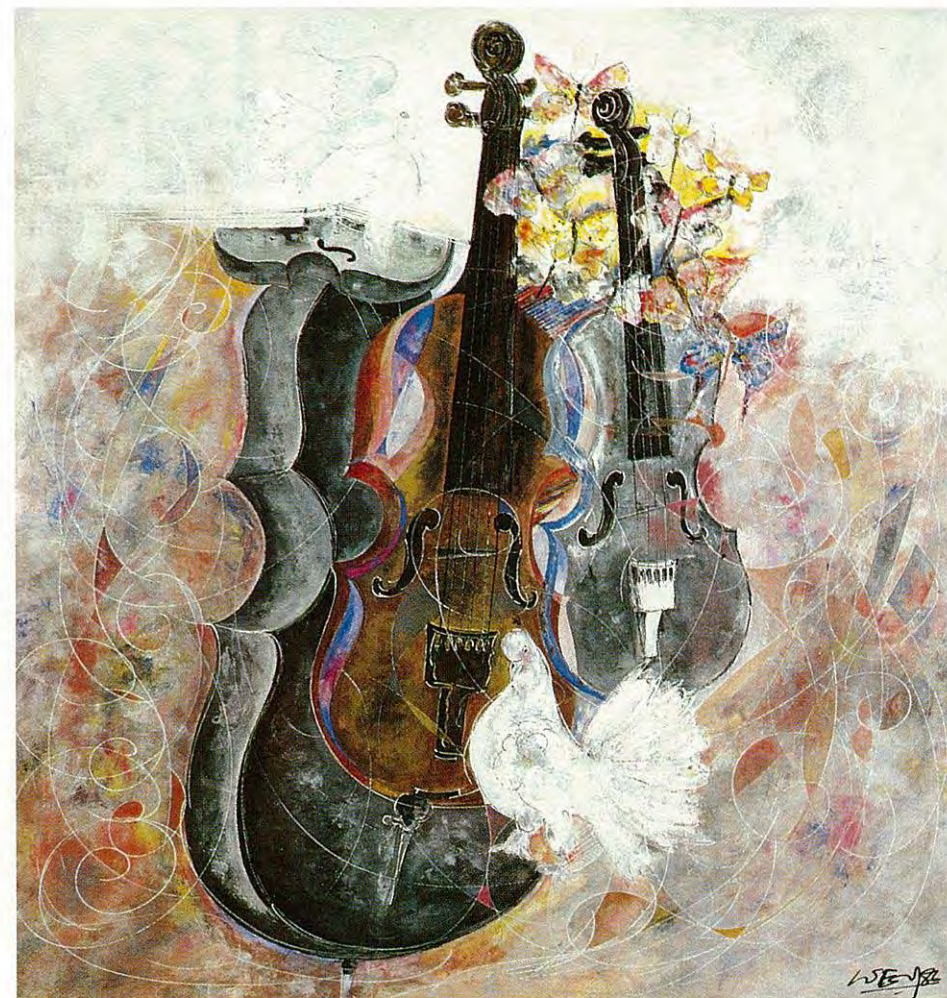
Williamsbirne mit Schokoladenschaum

* * *

HOTEL-RESTAURANT «DU PARC»

Telefon 056 20 13 11 5400 Baden

Direktion : Peter W. Walter



ALBAN WELTY

«Sinfonie in Rosa»

Alban Welty wurde 1951 als Sohn eines Bauern in Berikon (Kanton Aargau) geboren. Er wuchs auf dem Bauernhof auf und ist dem Landleben auch treu geblieben. Sein heutiges Atelier befindet sich direkt über einem Hühnerstall. Dieses Idyll spiegelt sich stark in seinen Bildern wider. Die figurativen Sujets seiner Werke strahlen grosse Farbenpracht und Lebensfreude aus. Die Motive, betont durch prächtige Strichgebilde und Kreise, verraten die Hand des versierten Grafikers. Alban Welty's Ausstellungen fanden grosse Beachtung.

W 20

Kartenverlag der Buchdruckerei AG Baden, CH-5400 Baden, Rütistrasse 3

Im Gemeinderatssaal des Stadthauses Dietikon fand am 12. Januar 2001 das sehr gut besuchte „**Jodel- und Zither“-Konzert** statt, zu dem „Kultur in Dietikon“ eingeladen hatte. Die Jodlerin und der Jodler kamen mit ihrem Handörgeler aus dem Kanton Bern, die Zitherspielerinnen aus Spreitenbach. Eine Streichzither war nicht dabei; alle zupften nach den unter die Saiten gelegten Blättern mit den Zickzack-Linien („erlernbar in einer Stunde!“), und sie führten zum Teil die genau gleichen Stücke auf, die ich in der ersten Oktoberwoche 2000 mit den Zitherspielerinnen und Spielern der „Brauchtumswoche“ in Fiesch musizierte.

Der kantonal-zürcher **Repetitions- und Weiterbildungskurs** für die Tanzleiterinnen und Tanzleiter fand am Sonntag, 14. Januar 2001 in **Buchs** an der Lägern statt. Vom VTKZ waren zwei Paare dabei. Recht lehrreich war auch das **Tanzleitertreffen** vom Samstag, 20. Januar 2001, in der Kantonsschule **Aarau**. Sjoukje (sprich „Schauke“) Benedictus behandelte methodische und didaktische Grundlagen für das Einführen von Volkstänzen. Es wurde auch viel getanzt, z.B. „The black nag“ nach Holländerart!

Sjoukje Benedictus ist diplomierte Tanzpädagogin (Rotterdamse Dansakademie). Sie wohnt seit 20 Jahren in der Schweiz. Vor 12 Jahren eröffnete sie in Münsingen ihr eigenes Tanzstudio, unterrichtet Jazzdance, Modern Dance, Stepptanz sowie Volkstanz und arbeitet als Choreografin u.a. fürs Schweizer Fernsehen DRS. Bekannt wurde ihre abendfüllende Produktion „d'Schwiiz tanzt...“ (Tournée 1999 / 2000). Sie spricht fließend Schweizerdeutsch.

Die Lehrerin **Silvia Seglias**, Orchestermittglied des Orchestervereins Zürich-Albisrieden, wollte gemeinsam mit dem gesamten Orchester ihren siebzigsten Geburtstag feiern und lud zu einem Abendessen ins **Hotel „Sternen“** ein. Schon länger als zehn Jahre fahre ich jede Woche auf dem Weg zur Probe und auf dem Heimweg an diesem „Sternen“ vorbei, wusste aber trotzdem nicht, wo er sich befindet, denn bei seinem Standort ist die komplizierte Strassenkreuzung oberhalb des „Albisriederhauses“, wo ich auf den Verkehr, den Bus und das Tram, achten muss und keine Zeit habe, auch noch die Wirtshauschilder zu studieren.

Jetzt weiss ich, wo sich der Albisrieder „Sternen“ befindet, denn wir alle verbrachten dort vor der regulären Orchesterprobe vom 24. Januar 2001 eine gemütliche **Geburtstagsfeier** mit hübschen Produktionen.

Am Freitagmorgen, 26. Januar 2001, trafen sich in Zürich-Oerlikon die Zürcher **Senioren-Volkstanz-Leiterinnen**. Es sind tatsächlich lauter Frauen, die meist aus Turnerkreisen kommen und vom Volkstanz nicht viel verstehen. Gisela Brogle ist von Pro Senectute für diese Sache auserkoren und gibt sich grosse Mühe. Da sie aber von Francis Feybli her kommt und vor allem die Cadans- und Zilverdraad-Tonträger benützt, werden praktisch nur „Ausländertänze“ vermittelt.

Das brachte mich schon vor zwei Jahren dazu, einen ausführlichen Text zu verfassen mit der riesengrossen Überschrift: **Armutszeugnis**. Es ist für die Schweiz tatsächlich ein wahres „Armutszeugnis“, wenn in Senioren- und Kindertanzgruppen ausschliesslich fremdländische Tänze eingeübt werden, wo doch mehr als tausend Schweizertänze aller Art existieren.

Den Text verschickte ich an alle mir bekannten Adressen von Senioren-Volkstanz-Leiterinnen. Sofort brachte Feybli eine Tonbandkassette mit einfachen Schweizertänzen heraus, und mir wurde erlaubt, in den Repetitions- und Weiterbildungskursen in Oerlikon jeweils neben den etwa zehn eingeübten fremdländischen Tänzen auch noch einen Schweizertanz zu instruieren. Bisher zeigte ich mit grossem Erfolg: Ora Surchomps, Schüpfemer Masullka, Scardanaler Mazurka, Fine goutte de Dézaley, Faira da Sent, Allewander, Rägeli-Wa,zer,...

Der Jubiläums-Volkstanzball, (der vierzigste!) wurde am 27. Januar 2001 im Kongresshaus Zürich durchgeführt. Seit vielen Monaten bereitete sich der Zürcher Volkstanzkreis auf dieses Ereignis vor. Für die besonders festlich gestaltete Einladung durfte ich einige Aufsätze liefern, so z.B. „Geschichte des Volkstanzballs“ und „Die Entstehung unserer Françaises-tradition“.

Unser **allererster Ball** fand 1961 noch mit Klara Stern, Doris und Hannes Wirth im „kleinen Tonhallsaal“ statt und seither in jedem Winter, ursprünglich vor, später nach Weihnachten und Neujahr, und ich konnte bis heute bei jedem Ball dabei sein. Bis und mit 1990 begleitete mich Maria in ihrer hübschen Tracht. Wir besuchten im darauffolgenden Sommer auch noch die Volkstanzwoche in der „Laudinella“, St. Moritz, dann aber, Ende September 1990 starb Maria, und ich musste den Ball jeweils ohne Begleitung besuchen.

Beim Volkstanz ist ganz allgemein und bei jedem einzelnen Tanz auch „**Damenwahl**“, so dass ich es ohne weiteres wagen konnte, auch ohne Partnerin das Fest zu besuchen. Am Ball tauchen ausserdem so viele „alte Bekannte“ aus allen möglichen Kursen und Zusammenkünften auf, die gerne zu einem Gedankenaustausch bereit sind.

Die Fahrt zum Jubiläumsball wurde zu einem unvergesslichen Erlebnis. Schon beim Autobahnende, vor dem Escher-Wyss-Platz, stauten sich die Personenwagen. Ich vermutete einen Autounfall, und tatsächlich war da am Sihlquai überall die Polizei am Werk. Nur Meter um Meter konnte vorgerückt werden. Zu Fuss wäre man bedeutend schneller vorwärts gekommen! Zum Glück war ich schon drei Stunden vor Ballbeginn unterwegs.

Der Ablauf der neuen Riesenpolonaise musste mit allen beteiligten Anführungs-paaren und mit den als „Wegweiser“ bestimmten Personen rechtzeitig besprochen werden, bei Orchester- und Mikrofonproben sollte ich doch dabei sein, kam aber mit meinem Auto nur äusserst langsam zum Hauptbahnhof und zum Heimatwerk. Als ich hoffnungsvoll ins Limmatquai, wo ich keine Automobile sah, einbiegen wollte, wurde ich wie alle andern Verkehrsteilnehmer von mehreren Polizisten davon abgehalten. Auf der Strassenkreuzung lagen Motorräder. Ich wurde hinauf zum Hirschengraben umgeleitet.

Vergeblich hoffte ich, in normaler Fahrt am Kunsthaus vorbei und die Rämistrasse hinunter zum Bellevue fahren zu können. Alle Strassen waren aber völlig verstopft, und ich hatte während dem ungeduldrigen Warten in den meist stehenbleibenden Autokolonnen genügend Zeit, um über die Gründe dieses Zustands nachzudenken.

Die Lösung dieses Rätsels erfuhr ich aber erst bei Ballbeginn, als Festteilnehmer erzählten, an der untern Bahnhofstrasse werde in grossem Stil und gewaltsam gegen das **Weltwirtschaftsforum in Davos** demonstriert. Erst nach dem Ball, am folgenden Sonntag und Montag, erfuhr ich aus Fernsehen und Presse, dass die von Davos ferngehaltenen Demonstranten in Zürich Autos umgestürzt und angezündet, Schaufenster eingeschlagen und trotz Wasserwerfern und Gummigeschossen mit grosser Gewalt gewütet hatten.

Im Ballpublikum befand sich auch die sympathische Regierungsrätin **Rita Fuhrer**, die für die Polizei zuständig ist, und begreiflicherweise piepste ihr Telefon immer wieder! In den folgenden Tagen musste sie ihren Besuch des Balls öffentlich rechtfertigen. Sie vertraut ihrer Polizei, die für das Vorgehen verantwortlich ist. Wie nächstes Jahr mit friedlichen und mit gewalttätige Demonstranten umgegangen werden soll, ist das Thema von Verhandlungen mit Graubünden.

Im grossen Saal des Kongresshauses herrschte eine ganz andere, eine **fröhliche und friedliche Stimmung**. Es war ein grosses, freudiges Erlebnis, beim Kontermarsch der riesengrossen Dreifach-Polonaise, immer wieder lange Zeit nicht mehr gesehene, liebe Bekannte zu entdecken.

Schon nach der ersten Tanzgruppe, bestehend aus den drei beliebten Volkstänzen „Talianina“, „Hüpfwalzer“ und „Häädler“, war ich gefordert, denn ich durfte das beliebte „**Tanzen für jedermann**“ ansagen. Aus dem Ballprogramm von 1961 war mir erlaubt worden, drei Tänze auszuwählen, zu erklären, zu instruieren und zu leiten.

Da seinerzeit, in den Zwanziger- und Dreissigerjahren des letzten Jahrhunderts, Klara Stern und Louise Witzig von skandinavischen und englischen Tänzen inspiriert wurden, wählte ich „Bitte mand i knibe“ („Männchen in der Klemme“ aus Dänemark), „Circassian Circle“ („Zauberzirkel“ aus England) und „Svensk Maskerad“ (aus Schweden).

Einige Paare des Volkstanzkreises zeigten jeweils diese einfachen Tänze vor, und das Publikum, das die grosse Tanzfläche vollständig ausfüllte, tanzte alsdann begeistert mit. Da es sich bei allen drei Tänzen um sogenannte **Wechseltänze** handelt, trafen Ungeübte immer wieder mit Könnern zusammen, so dass nach zwei oder drei Wiederholungen alle Teilnehmer die Tänze bestens beherrschten.

Die Aufgabe, diese Tanzgruppe zu leiten, wurde mir übertragen, weil ich 1960 den Ball anregte, und ausserdem, weil ich seit 1961 bei jedem in Zürich durchgeführten Volkstanzball mitwirkte. Seit einiger Zeit habe ich auch das Gefühl, bei allen Anlässen dieser und ähnlicher Art stets der älteste Teilnehmer zu sein. Ich komme mir vor wie ein kleiner „**Volkstanzdinosaurier**“, wie ein aus den urältesten Zeiten überlebender Volkstänzer.

Was mich ganz besonders freute, das ist die Tatsache, dass bei diesen einfachen Wechseltänzen auch die Frau Regierungsrätin Rita Fuhrer mittanzte und trotz der unerfreulichen Kravalle in der Innenstadt eine grosse Freude ausstrahlte.

Eine knappe halbe Stunde vor Mitternacht stellte sich das verstärkte „**Jugendorchester Crescendo**“ bereit, um für die beiden Kontratänze „La Navarre“ und „L'Eveillée“, sowie für die **Mitternachts-Française** aufzuspielen. Die beiden Kontratänze tanzte ich noch mit, dann aber, in der vollständigen und festlichen Wehntalertracht, trat ich, wie jedes Jahr, ans Mikrofon, um die Bereitstellung zur Française zu organisieren.

Noch nie wirkten so viele Tänzerinnen und Tänzer mit, wie bei diesem Jubiläumsball. Auch hatten die Gruppen in den letzten Jahren die von mir wieder eingeführte etwas problematische Figur „**Trenis**“ gut eingeübt. Ich lobte die Mitwirkenden, indem ich bemerkte, die Française gelinge jedes Jahr besser und schöner.

Nach der Française muss ein Walzer folgen. Doch, eigenartigerweise folgte er nicht. Ich eilte zurück ans Mikrofon und sagte, es heisse nicht „es kann“, sondern „es muss“ ein Walzer folgen. Das gesamte Ballpublikum stand verduzt, als dichtgedrängte Menge erwartungsvoll im Saal. Statt des Walzers erschien **Tanzkreispräsident Carl Thöny** und trat ans Mikrofon. Ich dachte, er wolle nun die eingetretene Panne erklären.

Statt dessen begann er eine **ellenlange Laudatio** auf mich, erzählte vor allem, was die Ballbesucher auch in meinen Aufsätzen über den Ball und über die Française lesen konnten.

Offenbar erinnert sich heute niemand mehr an die über hundert Volkstanz-Rundbriefe für den Tanzkreis Zürich, sowie für die Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise und an die seinerzeit so beliebten von mir verfassten „Volkstanz-Gedächtnisstützen“. Während Carl Thönys liebenswürdiger Rede stand ich ganz überrascht und sprachlos beim Orchester auf der Bühne.

Als Thönys Ansprache mit dem Ausspruch gipfelte, zum Dank für meine Anstrengungen zur Förderung des Tanzkreises Zürich und des Volkstanzes im Allgemeinen, wollte man mir die **Goldmedaille** umhängen, da tauchte aus dem Hintergrund **Käthi Isler-Jud** auf. Sie ist eine meiner ehemaligen Englisch-Schülerinnen und gegenwärtig Vorstandsmitglied des Tanzkreises Zürich. Sie brachte, in die Zürcherfarben blau und weiss hübsch verpackt, einen grossen, runden „Züritirggel“ herbei, der mir an blau-weissen Bändern um den Hals gehängt wurde.

Ausserdem überreichte mir Carl Thöny noch ein „**Goldvreneli**“. Ich war überrumpelt und sprachlos, raffte mich aber auf, trat ans Mikrofon, gab meiner grossen Freude Ausdruck und bedankte mich herzlich für die anerkennenden Worte und für die Geschenke. Dann endlich setzte die ersehnte Walzermusik ein. Auch ich wurde zum Mittanzen abgeholt, und zwar von einer unserer jungen Tanzleiterinnen.

Nach dem festlichen Strausswalzer zeigte das Jugendorchester weiterhin sein Können mit Tango-, Charleston- und Rumbamusik. Auch dazu wurde von den Anwesenden fleissig getanzt.

Die urchige „**Bürgler Huusmusig**“ wirkte an diesem denkwürdigen Jubiläumsball einmal vor und einmal nach Mitternacht als Vorführungsgruppe mit. Rund um den Schwyzerörgeler und Komponisten **Toni Bürgler aus Ibach** versammelten sich immer wieder verschiedene Musikanten und Brauchtumsleute. So wurden in den unterschiedlichsten Zusammensetzungen Schwyzer Volksmusik und Brauchtum vorgeführt. Durch die Vielfältigkeit der Mitglieder der Gruppe konnte ein schöner Querschnitt durch die Volksmusik und durch das Brauchtum des innern Teils des Kantons Schwyz gezeigt werden, so z.B. das „Gäuerle“, das „Chlefele“, das „Geisselchlepfe“, das „Büchle“ (Büchel = aufgewickelter Alphorn), das „Trichle“ und vieles mehr.

Seit Jahren wirkt an unserm Ball die sehr beliebte **Oberbaselbieter Ländlerkapelle** mit. Sie wurde 1971 vom Gelterkindener Tierarzt Dr. Erich Roost anlässlich des dortigen Dorffests gegründet. Unter Urs Mangold, der am 23. Oktober 1999 mit dem „**Goldenen Violinschlüssel**“ ausgezeichnet wurde, verfügen die Oberbaselbieter inzwischen über ein Repertoire von über 750 Stücken, die zum Teil auf Tonträgern veröffentlicht wurden. Obwohl diese Musikanten in „Bündner Besetzung“ spielen, entwickelten sie ihre eigene Stilrichtung, vor allem durch den Einbezug weiterer Instrumente und durch die Kompositionen von Dr. Erich Roost und Urs Mangold. Zum letzten Jubiläumsball, 50 Jahre Volkstanzkreis oder 25 Jahre Volkstanzball, schenkten uns die „Oberbaselbieter“ die Melodie des „Hämperglünggi“, zu der mit mehrmals abgeänderter Fassung durch Nelli und Martin Dubach unser erfolgreicher Zürchertanz choreografiert wurde.

Am Jubiläumsball spielte auch das „ad hoc“-Zürcher Ländlerquartett, Markus Flückiger (Schwyzerörgeli), Jürg Frey (Hackbrett), Ueli Mooser (verschiedene Instrumente, Volksmusikredaktor bei Radio DRS) und Johannes Schmid-Kunz (Violine, etc.). **Das Zürcher Ländlerquartett** spielte uns auch die drei nordischen Volkstänze.

Der fröhliche Jubiläumsball dauerte weiter bis vier Uhr morgens, und auffallend viele Ballbesucher harrten tanzend bis zum Ende aus. Beliebte Tänze wurden in grosser Zahl gewünscht, und die beiden Orchester erfüllten diese Wünsche nach Möglichkeit zwischen den Tänzen des Programms.

In früheren Jahren half ich jeweils beim **Aufräumen**. Doch schon zum zweiten Mal überliess ich nun diese Arbeit den jungen Volkstänzerinnen und Volkstänzern des VTKZ. Die Dekorationen müssen jeweils abmontiert, verpackt und abtransportiert werden, und die fleissigen Helfer sind stets froh um jede mitwirkende Hand.

Auf der Heimfahrt durch die Stadt, quer über die Bahnhofstrasse, am Stadthaus und am Fraumünster vorbei zum Limmatquai, zum Hauptbahnhof und der Sihl nach hinunter zur Autobahn, war rein nichts mehr von den nächtlichen Krawallen zu sehen. Diese hatten sich vor allem am untern Ende der Bahnhofstrasse, auf der andern Seite des Bahnhofs, abgespielt.

Am 2. Februar 2001 konnte man im „Tages-Anzeiger“ lesen: „**Führer:** Unbedachte Vorwürfe“. Ruedi Baumann: „*Wo waren Sie am Samstag, als Zürich brannte*“? **F.:** „*Im Kongresshaus am 40-Jahr-Jubiläum des Volkstanzballs. Mein Natel piepste immer wieder. Der Kapo-Kommandant war in direkter Verbindung mit mir*“. **B.:** „*Hätten Sie nicht ins Polizeikommando gehört statt auf die Tanzfläche?*“ **F.:** „*Nein, ganz klar nicht. Die Kantonspolizei hat ein altes Prinzip, wonach die politisch verantwortliche Führung nicht auf dem Kommandoposten ist*“.

Traditionsgemäss treffen sich die Tanzkreismitglieder am Montag nach dem Ball zum **Fondueschmaus**. Vor Jahren fand dieser Anlass auf dem Üetliberg statt und war bei guten Schneeverhältnissen verbunden mit einer Schlittenpartie oder mit einer Nachtwanderung zum Auto bei Ringlikon. Seit einigen Jahren treffen sich die Angemeldeten in der Stadt Zürich, nicht weit vom Probenlokal entfernt, klagen aber über das von Jahr zu Jahr nachlassende Interesse.

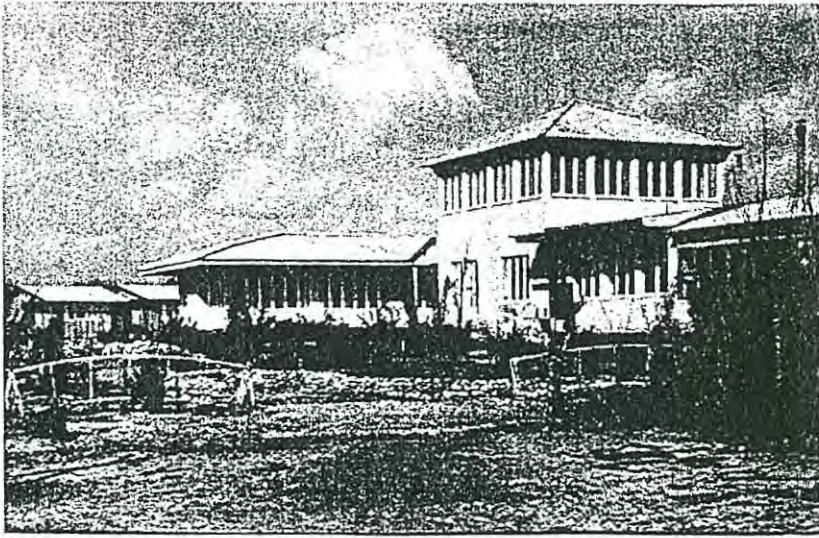
Die **Senioren-Wanderung** vom Dienstag, 30. Januar 2001, führte von Marthalen nach Rheinau und von dort ins nahe Ausland nach Altenburg. Viele malerische Riegelhäuser schmücken das Dorf Marthalen.

Über offene Felder und durch winterlichen Wald gelangten wir zur neuen „Psychiatrischen Klinik“ und sahen hinunter zur Insel in der Rheinschlaufe mit der sehenswerten Barockkirche und der ehemaligen Klosteranlage.

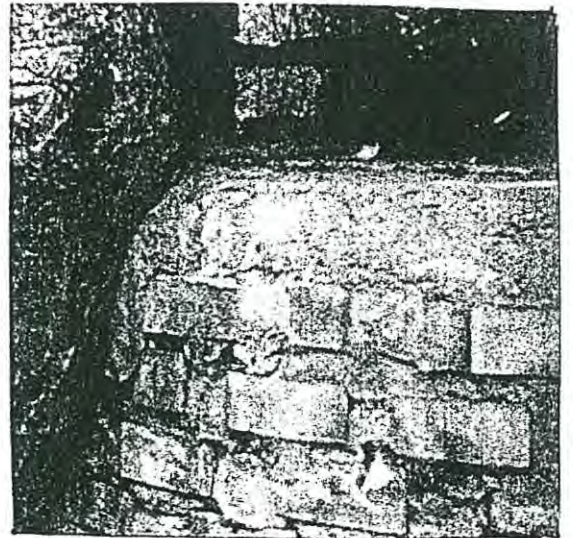
Wer wollte, der konnte die Kirche mit kompetenter Führung besichtigen. Das lohnte sich, denn es wurden uns auch die normalerweise nicht zugängliche Räumlichkeiten geöffnet.

Mit der Bahn gelangten wir in einer halben Stunde nach Bülach und im reservierten Wagen des Schnellzugs sehr rasch nach Zürich.

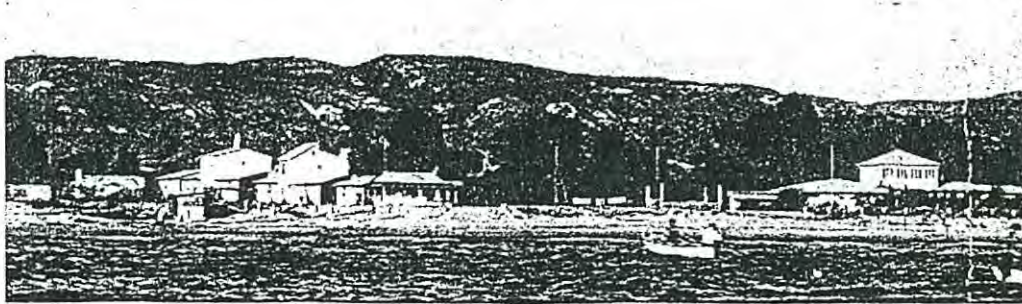
Zur **Generalversammlung des VTKZ** traf man sich wie schon seit einigen Jahren in einem Kindergartenlokal von Zürich Schwamendingen. Von Dietikon aus kann ich im Zug (S12) sitzen bleiben bis nach Zürich-Stettbach. Dort traf ich die von Küsnacht kommende **Bea Sprecher**. Auch sie verlor durch die Maffia ihr hübsches Haus im „Centro“ bei Catona (gegenüber von Messina). Die ganze seinerzeit so blühende Anlage wurde zerstört und niedergebrannt. In einem sechsseitigen Brief beschreibt die Künstlerin **Hella Sturzenegger** die traurige Geschichte des „Centros“, in dem Bea Sprecher jahrelang die versierte Reiseleiterin der deutschen Volkshochschulen war.



Das Centro Svizzera 1962, eben fertig gebaut



Der „Prado“ der Anfang vom Centro 1960, er steht noch heute 2000



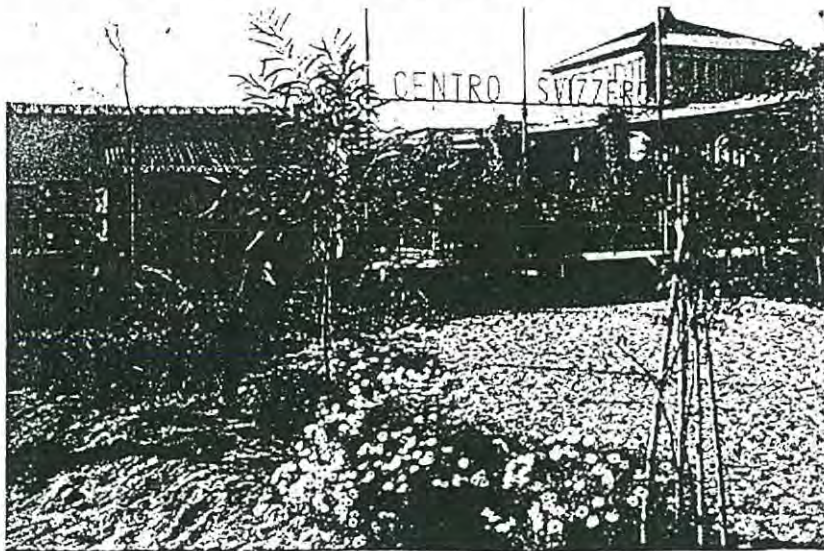
Das Centro 1965



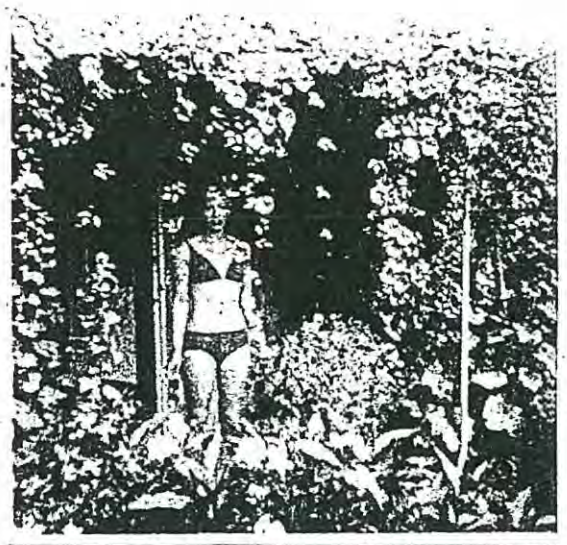
Der Garten blühte das ganze Jahr



1967, endlich ist die Mauer zum Fluss gebaut



Der Eingang zum Centro 1968



Das Centro Svizzero in Catona Reggio Cal. von 1960 bis 2000

Die Geschichte des Centro Svizzero reizt fast zum unendlichen lauten Lachen. Eine Geschichte, wie die vom Trojanischen Pferd. Es wäre eine unendliche Geschichte zu erzählen, eine tolle Absurdität.

Erinnern wir uns an die 50ziger Jahre des letzten Jahrhunderts, als viele Süditaliener in den Norden emigrierten um Arbeit zu finden. Sie bevölkerten unsere Bahnhöfe und Plätze, dabei lösten sie bei der hiesigen Bevölkerung Ängste und Unmut aus.

Zu dieser Zeit lebte im Tessin das Ehepaar Lilie + Carlo Rickenbacher-Steiner. Zurück von einer Studienreise in Kalabrien erzählte Lilie Rickenbacher ihrem Mann von der grandiosen Landschaft und von den gastfreundlichen Frauen, die jedoch klagten, dass ihre Männer in ein Land zogen, wo sie sich fremd und unverstanden fühlten. Carlo Rickenbacher war Nationalökonom im Pensionsalter mit Beziehungen zu den Gewerkschaften und dem damaligen Bundesrat Wahlen. Dieser wusste um die Schwierigkeiten im Zusammenleben zwischen den Südländern und den Schweizern, fand darum die Idee gut, dass das Ehepaar Rickenbacher in Kalabrien ein Centro bauen wollte, um die kal. Emigranten vorzubereiten auf ihr Leben in der Schweiz mit Grundkenntnissen in der Gastronomie, in der deutschen und französischen Sprache. Bundesrat Wahlen stellte dafür einen Beitrag frei von den Entwicklungsgeldern der Schweiz.

Selverkauften die Rickenbachers 1960 ihr Haus, packten Möbel und Hausrat in einen Güterwagen, damit fuhren sie nach Reggio di Calabria. Dort angekommen suchten sie ein Stück Land, wo sie ihr Centro aufbauen konnten. Sie fanden es in Catona, Stadtteil von Reggio direkt am Meer, an wunderschöner Lage an der Strasse von Messina. Das Land gehörte und gehört noch der Capoteneria del porto, ist so auch Militärgebiet, deshalb kann es auch nur gepachtet werden. Ohne Pachtvertrag diente das Land als Mülldeponie.

Dr. Rickenbacher reiste nach Rom um zu erfahren, ob mit Unterstützungsgeldern aus der Schweiz zu rechnen wäre. Die ital. Behörde verneinte dies, mit der Begründung, Italien wäre kein unterentwickeltes Land, man gäbe selber Entwicklungsgelder in andere Länder. Lilie und Carlo liessen sich dadurch nicht so schnell entmutigen. Die Frau sagte: "Also machen wir es halt selber." Beide gruben nach Wasser auf ihrem gepachteten Grundstück, bauten einen "Pozzo", dazu 2 Holzbaracken, wo sie wohnten bis der Haupttrakt des Centros von Handwerkern gebaut war. Oft kamen sie dabei in Konflikt mit deren Arbeitsmentalität. Einmal kam der Zimmermann tagelang nicht zur Arbeit. Dr. Rickenbacher suchte ihn im Dorf, fand ihn gesund und munter, fragte ihn: "Wieso kommen sie nicht zur Arbeit?" Er antwortete: "Ich habe keinen Handlanger, der mir das Brett trägt." Also sagte Carlo: "Ich bin ihr Handlanger, ich trage ihr Brett, damit sie arbeiten können." Das machte dem Zimmermann grossen Eindruck, von nunan konnte er Bretter tragen, da sogar ein Schweizer dottore es tat. Endlich stand das Centro Svizzero mit einem Saal, einer Bar, grosser Küche und 10 Zimmern zum vermieten. Da kein Geld aus der Schweiz kam, drehten Rickenbachers den Entwicklungsgedanken um, indem Carlo sich bei den deutschen Volkshochschulen meldete, um Studienreisen in Kalabrien und Sizilien anzubieten. Die Türen standen ihm offen, denn auch in der deutschen Bevölkerung zeigten sich Schwierigkeiten im Verständnis mit den südländischen Gastarbeitern. Im Frühjahr 62 kam die erste Gruppe der Volkshochschule Düsseldorf mit 45 Personen. Um sie unterzubringen pachteten Rickenbachers noch ein Stück Land dazu, entlang dem Fluss bis zum Meer, darauf liessen sie 6 Bungalows aufstellen. Die Behausungen waren sehr einfach eingerichtet mit Bett, Schrank, Tisch und Stuhl. Die Gäste hatten alle Licht und Wasser im Zimmer, Dusche und WC im Haus, was damals bei weitem nicht alle kalabr. Familien besaßen. Das Abwasser vom Haus kam in eine erste Sickergrube, dann wurde es in eine nächst grössere geleitet, zum Schluss kamen alle Abwässer in eine grosse Grube. Im Dorf floss das Abwasser durch offene Gräben ins Meer. Die arme Bevölkerung hatte weder Wasser noch WC in ihren Hütten. Die Stromversorgung war schwach, beim kleinsten Gewitter fiel sie aus. Man lebte dann mit Kerzen- und Petroleumlicht, auch die Oellampe kam wieder auf den Tisch, was die Gäste romantisch fanden.

Weniger romantisch war, das Aussetzen von Kühlschrankschrank und Waschmaschine. Für die vielen Betttücher wurde eine Waschmaschine gekauft, doch fehlte einmal der Strom und dann wieder das Wasser. So zog man schlussendlich die Wäsche aus der Maschine, um sie von Hand fertig zu waschen. Die Bevölkerung kam 62 noch an den Fluss um zu

waschen. Damals waren die Flusstäler noch mehr oder weniger sauber, da kaum anorganischer Abfall anfiel.

Die Disseldorfer reisten mit vielen neuen Eindrücken ab. Sie sahen die gewaltige Landschaft, erlebten die Elemente, das Meer, den Wind, die Sonne, die sehr fruchtbare Erde. Sie kamen mit der gastfreundlichen Bevölkerung zusammen, waren dabei aber erstaunt über ihre Familientraditionen, wo die Frau im Hause ist, der Mann hingegen draussen. Sie hörten von der jahrtausendalten Fremdherrschaft. Die Kalabresen, wie alle Südtaliener, wurden immer fremdbestimmt, was nachzulesen ist im Buch von Giuseppe Tomasi di Lampedusa "der Leopard". Daraus entwickelte sich auch ihr lethargischer Charakter, kombiniert mit Schlaueit, was sie am Leben erhält. Von all den fremden Völkern blieben einzelne Menschen zurück, dadurch findet man in der Bevölkerung, den nordischen, griechischen, spanischen und arabischen Typus, wie auch ihre Sprache von all diesen Fremden geprägt wurde.

Ich besuchte Rickenbachers im Sommer 62 in ihrem Centro. Der Zufall wollte es, dass ich am Tag abreisen musste, als dem Centro Svizzero der Zugang zum Eingang versperrt wurde. Ich hörte mir die Verhandlungen an, dabei beobachtete ich die Leute die das Sagen hatten. Später wurde mir bewusst, dies war der Augenblick, als die Mafia im Centro aktiv wurde. Klar, die "Ehrenwerten" sahen, dass die Schweizer etwas auf die Beine stellten, was funktionierte. Davon wollten sie profitieren. Ich bin überzeugt davon, dass damals die Rickenbachers, wie auch ich keine Kenntnisse hatten über die südital. Mafia. Am ehesten noch Carlo, denn die Mafia wurde offiziell im grossen Stil erst ab 1962 erwähnt, obwohl diese Gesellschaft uralt ist. Sie hat das Sagen in der Verwaltung, in der Politik und in jeder Marktwirtschaft, dies kann man heute überall nachlesen.

Ich emigrierte 1963 nach Catona. Sig. Caserta, ein aktiver, aufgeschlossener Elementarlehrer gab mir die Gelegenheit, an der Schule im Programm der "Doppo scuola" das Experiment zu starten, mit Kindern zwischen 8+10 Jahren Bildteppiche zu gestalten und besticken. Dabei kam ich sehr schnell in Kontakt mit der Bevölkerung, einer Zweiklassengesellschaft, die noch heute existiert. Einerseits waren dies die Landarbeiter, die Eltern der Schülerinnen, andererseits Intellektuelle. Letztere interessierten sich auch für die Tätigkeit im Centro. Sie nahmen rege Teil an Diskussionen mit den Gästen aus dem Norden. Sie zeigten uns die Zusammenhänge auf, wieso die Südtaliener arbeitslos waren, obwohl es viel zu tun gäbe und warum sie gegenüber dem Norden noch so rückständig waren. Sie unterstützten unsere Arbeit mit kleinen Gesten. Eine davon war Sigra. verduci, Italienischlehrerin am Liceum in Reggio. Viele dieser Intellektuellen kamen aus dem Grossbürgertum oder waren Adelige. Ebenfalls Signora Verduci, sie gründete eine private Keramikwerkstatt für die KunstschülerInnen vom Liceum, damit sie auch praktisch experimentieren konnten. Li lie Rickenbacher, sie nannte sich Mama Lilie, malte Keramikschalen für die Tische im Vortrags- und Speisesaal, die sie dann in der Keramikwerkstatt brannte. Ein anderer war der Förster vom Aspromonte, der unsere Bemühungen mit dem Garten sah. Mama Lilie wollte nämlich einen Blumengarten um die Häuser anlegen, denn diese standen ja auf Sandboden direkt am Meer. Mit unendlicher Geduld pflanzte sie, später auch ich, Geranien, blaue Winden, Jasmin, Oleander, Bougainvillia und vieles mehr, hegte und pflegte es, was ein Sciroccosturm innert einer Std. verdorren liess, übrig blieben meist nur noch die Kakteen. Dank dem, dass der Förster uns Tamarisken am Strand entlang einpflanzte - es sind die einzigen Sträucher, welche gegen Scirocco und Salzlufte resistent sind - konnte der Garten gedeihen. Er blühte das ganze Jahr hindurch. Auch die Zitrusbäume und andere Fruchtbäume bis hin zum Apfelbaum gedeihen dort, fast wurde es ein kleiner lokaler botanischer Garten. Die Dorfbevölkerung durfte darin spazieren. Aber oh je, die Kinder rissen die Blumen ab, zerstreuten sie auf dem Boden, dazu liessen die Erwachsenen jedes Papier einfach liegen. Für uns gab es viel Aufklärungsarbeit, dass man so mit der Natur nicht umgehen könne, doch zum Schluss musste der Garten dennoch eingezäunt werden. Zur Natur gehörten auch die Tiere, was uns zwei Frauen fast einen Heiligschein einbrachte. Wo heute der Warenmarkt ist, war früher ein Viehmarkt. Wenn die Kühe in den Lastwagen sollten, wurden sie grässlich geschlagen. Ein paar Mal zeigte ich den Metzgern wie man die Kuh, ohne sie halbtot zu schlagen, in den Karren brachte. Eine andere Episode war: Als nach Regengüssen ein Pferdekarren -damals wurde noch mit den 2rädriegen sizil. Karren transportiert- im Sand stecken blieb, schlug der Fuhrmann das Pferd fast lahm, weil es den Karren nicht mehr vom Fleck brachte. Wir gingen hin, sagten dem Wüter den er müsste 2 Bretter vom Strand

bringen, um sie unter die Räder zu legen. Mit einer handvoll Hafer und gutem Zureden zog das Pferd mit letzter Kraft am Wagen. Der Mann musste seine Wut beim Stossen des Karrens auslassen. Diese Ausländerinnen! Frauen, die sich frei ohne Mann auf der Strasse fortbewegten, sich auch noch den Tieren annahmen, war für die Bevölkerung wie ein Wunder. Das brachte dem Centro natürlich auch noch eine Menge Tiere ein. Nicht nur Hunde und Katzen, auch ein Esel, Hühner, Gänse, einmal sogar 2 riesige Schweine, die beim grossen Keramikofen hausen mussten. Mir brachten sie sogar einmal einen jungen Fuchs.

Nach einem Jahr an der Schule, wollte ich die Arbeit mit den Kindern aus verschiedenen Gründen privat weiterführen. Ich brauchte dafür und für meine eigenen Arbeiten ein Atelier. Ich versuchte ein Stück Land hinter dem Centro zu kaufen, der Preis war jedoch höher, als an der Bahnhofstrasse in Zürich. So erlaubte mir Mama Lilie mein Atelierhaus auf das gepachtete Land vom Centro zu bauen. Gebaut wurde es vom Mafiaboss, der im Centro schon ein und aus ging, er hatte früher eine grosse Schreinerei. Ich verlangte von ihm das Haus Schlüsselfertig. Dadurch beobachtete ich wie er majestätisch ins Büro der Enel (Elektrizitätsverwaltung) einmaschierte, unbeachtet der armen Leute, die draussen seit Stunden oder Tagen auf den Vertrag für die Stromzufuhr warteten. Ich hielt meinen Vertrag innert 5 Min. in der Hand. Das gleiche ereignete sich bei den Wasserwerken.

1964 brachten wir Carlo mit dem 1. Herzinfarkt notfallmässig ins Stadtspital von Reggio. Im Centro waren 45 Studienräte aus Deutschland, die ihr Programm haben wollten. Da niemand da war, übernahm ich diese Arbeit, nicht ahnend, dass an mir für 10 Jahre die Reiseleitung und einige Vorträge hängen blieb. Carlo erholte sich nicht mehr ganz von seinem Herzinfarkt, er starb am 2. Jan. 67 an den Folgen des 2. Infarkts.

Mama Lilie leitete nun das Centro Svizzero alleine. Ihre "rechte Hand" dabei war der Mafiaboss, der sich 1962 geschickt ins Centro hineinmanöveriert hatte im Zusammenhang mit der genannten Absperrung. Ausser mir, wurden alle Arbeitskräfte im Centro von ihm gestellt. In den Gruppen, die nun regelmässig alle 3 Wochen anreisten, wurden die Frauen von sogenannten Papagalli belästigt. Sicher es gab auch einige, die das wünschten, doch die Mehrheit fand es lästig. So musste das Centro mit dem davorliegenden Strand bewacht werden von Guardiani (Wächtern). Ich, als junge Frau wurde nie belästigt, ausser einmal ganz am Anfang, was eine Polizeianzeige zur Folge hatte. Ein Carabinieri brachte mir seinen jungen Hund, mit der Begründung, eine Frau könne in Kalabrien nicht alleine in einem Haus wohnen. Am 1. Aug. (schweiz. Bundesfeier) wurde dieser Wolfshund entführt. Ich hatte mit einem ausländischen Journalisten, der über die Mafia recherchierte, und mit einem Italiener aus Padua, der im Auftrag der Cassa per il Mezzogiorno eine Fabrik aufbauen sollte, Gespräche geführt. Das gefiel den "Ehrenwerten" nicht. Ich suchte meinen Hund überall, auch bei seinem ehemaligen Besitzer. Der Carabinieri machte ein besorgtes Gesicht, denn er meinte dieser Hund wäre sicher nicht weggelaufen. So war es auch, denn nach Tagen, als am Abend eine Gewerkschaftsgruppe aus Bern ankommen sollte, kam an demselben Morgen um 7 Uhr der havarierte Hund zurück. In diesem Zusammenhang erfuhr ich auch, dass in Catona ein 2. Mafiaclan existierte, denn diese sagten mir, dass sie gesehen hätten, wer den Hund bis zur Wegbiegung gebracht hatte. 10 Min. nach dem Empfang des Hundes stand der Mafiaboss mit Mama Lilie zusammen in meinem Atelier. Er drohte mir, das nächste Mal wäre ich an der Reihe. Dies liess ich mir nicht gefallen, machte ihn darauf aufmerksam, dass ich Ausländerin wäre, er mir darum freundlich sagen müsste, wenn ich nicht erwünscht wäre. In diesem Fall würde ich das Land sofort verlassen. Meine Botschaft respektierte dieser Mann bis zu seinem Tod.

Der andere Mafiaclan -übrigens beide Clans stellten damals einen Onorevole in Rom - belästigten Mama Lilie immer wieder mit kleinen Scharmützeln. Mit Hilfe des Onorevole und der Cassa per il Mezzogiorno wurde in Catona eine grosse Industrieschule für junge Männer gebaut. Seit 20 Jahren steht diese Schule als dahinrostende Ruine in der Landschaft. 30 auswärtige Jungen logierten während eines Schuljahres im Centro bis ihr Wohnhaus gebaut war. Da im März wieder die Volkshochschulgruppen kamen, mussten die Jungens den Vortragsraum räumen, welchen sie im Winter als Aufenthaltsraum benützt hatten. Mama Lilie baute ihnen einen Ersatz aus Holz, stellte darin Billard- und Tischtennistisch auf, dazu einen Fernsehapparat. Es wurden auch 2 WC gebaut. Alles ging gut, einige Gäste animierten die Jungen in ihrer Freizeit z.B. aus Metallresten Schmuck zu machen. An einem Morgen um 4 Uhr kam ein Raupenfahrzeug, das den ganzen Aufenthaltsraum samt Inhalt platt auf den Boden drückte.

Mama Lillie war verzweifelt. Ich riet ihr, dem Schweizerkonsul in Neapel zu telefonieren. Am selben Abend war der Konsul im Centro um mit Mama Lillie die Situation zu besprechen. Mit dabei sass natürlich auch ihre "rechte Hand", welche ihr nachträglich schwere Vorwürfe machte, weil sie dem Konsul berichtet hatte. Dieser ahnte wahrscheinlich, wer dieses Disastro veranlasst hatte, dabei auch noch mit am Tisch sass.

Die Gruppen kamen regelmässig, darunter viele Teilnehmer, die mit den Südländern beruflich zusammen arbeiten mussten. Nebst Reisen in Kalabrien und nach Sizilien, verbunden mit Besuchen der alten Kunststätten, Botanikausflügen, Vorträge über Geschichte, Kultur, Politik, Schule, Handwerk und Diskussionen mit Einheimischen, erholten sich die Gäste am Meer.

In den 60ziger und in den 70ziger Jahren wurden in der Schweiz die Ueberfremdungsabstimmungen durchgeführt, gerichtet gegen die Italiener, was uns Schweizern in Catona böse Vorwürfe von den Intellektuellen einbrachte. Die Fremdarbeiter, welche durch die Initiativen diskriminiert wurden, waren weiterhin freundlich zu uns. Es war auch die Zeit, wo Nordländerinnen sich verheirateten mit Kalabresen. Wenn diese keine Arbeit mehr hatten im Norden, kehrten sie mit ihrer Familie zurück nach Kalabrien. Oft mussten diese Nordländerinnen bei ihren Schwiegereltern leben, wurden von ihnen bewacht, das Haus durften sie nicht mehr verlassen. Im Centro organisierten wir für die deutschsprachigen Frauen einen Diskussionsnachmittag mit Kuchen und Kaffee. Doch durften nur die Frauen teilnehmen, die mit Aerzten oder Advokaten verheiratet waren. Diejenigen, die mit ehemaligen Gastarbeitern verheiratet waren, durften nicht kommen, auch nicht nach langen Ueberzeugungsgesprächen mit ihren Männern. Wir bekamen von ihnen immer die Antwort, nun wären sie in Kalabrien, da müssten ihre Frauen wie Kalabreserinnen leben.

Es gäbe noch viel zu erzählen: ZB. als der Fluss Hochwasser brachte, dabei ein Bungalow weggeschwemmt wurde. Wir räumten den Inhalt des Häuschens aus, während das Wasser mit einer enormen Kraft hindurchfloss. Das Bungalow wurde an einem anderen Platz wieder aufgebaut und bekam den Namen "Mose Conca". Endlich wurde nun die Mauer zum Fluss von der Gemeinde fertig gebaut. Mama Lillie liess an der Aussenseite zum Fluss hin noch eine Strasse aufschütten, da wir der Zementmauer nicht trauten. Auf dieser Strasse brachte man uns später sämtlichen Abfall von der Umgebung zum Fluss, angefangen von Kühlschränken, Fernsehern, Autos und vieles mehr.

Da das Land vom Centro nur gepachtet war, versuchte Mama Lillie ein Stück Land zu kaufen um dort das Centro zu erweitern mit stabileren Bauten. Nachdem unser Nachbar, ein Grossgrundbesitzer von sehr gepflegten Zitrusgärten, gestorben war, bekam Mama Lillie die Möglichkeit von den Erben ein Stück Land neben dem Centro zu kaufen. Leider hatte beim Bau der Häuser die Mafia wieder die Hand im Spiel, indem sie das ganze Geld was Mama Lillie bezahlte unterschlug. Auf diese Weise kam die CISCA unter den Hammer, dabei fast auch noch das Centro. Heute ist die CISCA ein Feriendorf, was die Initiative vom Centro war, aber nur 2 Monate im Jahr offen ist.

1970 stand die Bevölkerung von Reggio bewaffnet mit Barrikaden und Molotow-Cocktails auf der Strasse. Reggio hatte durch Intriegen das Provinzhauptstadtrecht und der Region an Catanzaro verlohren. Die jungen Leute skandierten: Schluss mit der Arbeitslosigkeit, nieder mit der Mafia. Diese war natürlich längst keine Selbsthilfegruppe mehr, sondern besass die Macht im Staat. So verebbte auch dieser Aufstand und es veränderte sich nichts. Wir im Centro waren während des Aufstands wie auf einer Insel, umschlossen von dem aufgebracht Volk. Mit grosser Mühe holte ich die Gruppen auf unsere ruhige Insel und brachte sie auch wieder weg. Touristen aus Sizilien strandeten bei uns, weil sie nicht mehr weiter konnten, denn es gab keine Eisenbahn- keine Fähre- keine Autoverbindungen mehr. Langsam gingen auch die Nahrungsmittel aus, wir wussten kaum noch wie wir die Gäste bewirten sollten.

Im Herbst 1973 kehrte ich in die Schweiz zurück. Ich war erschöpft von der vielen Arbeit, der Reiseleitung, den Vorträgen, den Uebersetzungen, der Werkstattleitung für die jungen Stickerinnen und dies alles um "Gotteslohn". Dazu hatte ich einen Haushalt und vor allem meinen eigenen Beruf, als Wandteppichmacherin, dem ich auch wieder mehr Zeit widmen wollte. Mein Atelierhaus behielt ich, kehrte jedes Jahr für ein paar Wochen in dieses zurück, um an meinen Teppichen zu arbeiten. Meine Nachfolgerin für die Reiseleitung, Beatrice Sprecher war eine initiative Lehrerin aus der Schweiz. Sie wurde von Mama Lillie engagiert für die Reisen, die Vorträge, alle Büroarbeiten, die Organisationen der Gruppen, für Feste und vieles mehr. Sie hatte Erfolg mit der Organisation der Gruppen, denn auf ihre Arbeit konnte man sich verlassen, was in Kalabrien nicht selbstverständlich ist. Sie machte

die Abrechnungen mit den Gruppen, bezahlte die Rechnungen, den Restbetrag brachte sie Mama Lilie, was immer noch eine beträchtliche Summe war. Beatrice fragte sich oft, wo das viele Geld hinkäme, denn Mama Lilie lebte sehr bescheiden. Zu dieser Zeit war im Centro eine Umstrukturierung im Gange. Mama Lilie war nun älter, auch machte sich eine Krankheit bei ihr bemerkbar. Ihre "rechte Hand" bekam mehr Macht. Sein Sohn arbeitete nun fest im Centro. Die Arbeitskräfte waren vom Mafiaboss eingesetzt, schlecht bezahlt und nicht versichert. Als Beatrice nach 3 Jahren ebenfalls in die Schweiz zurück kehrte, bot ihr der Boss an, sie könnte alles bekommen, auch einen richtigen Lohn, wenn sie nur bliebe. Logisch sie war eine tüchtige Arbeitskraft. Beatrice bekam von Mama Lilie ein Häuschen geschenkt für ihre Arbeit, die sie für ein "Butterbrot" getan hatte. Sie richtete sich das Häuschen ein, um in den folgenden Jahren ihre Ferien darin zu verbringen.

Im Norden war Ende der 70ziger Jahre eine Rezession, man brauchte die süditalienischen Arbeiter nicht mehr. Das Centro hatte damit seine Aufgabe, die es sich gestellt hatte erfüllt. Langsam verwandelte es sich in ein Touristendorf. Die Gruppen aus dem Norden blieben aus. Ein paar Jugendgruppen mitunter der 2. Auswanderergeneration kamen noch, um Kalabrien kennen zu lernen. Mit einem kleinen Umbau im Centro konnten nun auch Behinderte jeder Art ihre Ferien dort verbringen. Das Centro Svizzero wurde in Centro Europeo umgetauft und eine Società gegründet, die uns Hausbesitzern einen unverschämten Vertrag verpasste. Mir drohten sie, ich wusste doch, dass sie mir das Haus einfach wegnehmen könnten, sollte ich den Vertrag nicht unterschreiben. Mama Lilie war immer noch die Seele des Hauses, doch sie war nun alt und krank. Sie starb 1989 mit 82 Jahren. Während ihrer ganzen Zeit in Catona hielt sie an der Omertà (dem Gebot des Schweigens) fest, vielleicht auch aus Angst.-

Die Omertà erwuchs aus dem Bedürfnis, sich in einem korrumpierten Regim, dessen Rechtssprechung parteiisch war und einzelne begünstigte, vor willkürlichen Uebergriffen der Staatsgewalt zu schützen. Unglücklicherweise machte sich die Mafia die Omertà zu Nutzen. ^{Wenn es} ist eine Verhaltensweise, die in der ganzen Bevölkerung verwurzelt ist. Die Mafia hat die Omertà in ein Gesetz des Blutes verwandelt und so ist sie heute vor allem die Frucht der Angst.

Im Centro Europeo wurde der Sohn des Bosses als Direktor eingesetzt. 1964 sagte mir einmal ein Mafioso, Mimmo wird das Centro übernehmen, was ich damals für utopisch hielt, aber 1989 nicht mehr erstaunt war darüber. Unter Mimmo wurde das Centro Europeo ein gut gehendes Restaurant, denn er war tüchtig und arbeitsam. Im Vortragssaal, in der Bar, im Speisesaal, vor allem aber auf der grossen Terrasse wurde für die einheimischen Gäste zum Essen gedeckt. Durch seine Frau, die Münchnerin war, lernte er, dass man die Zweiklassengesellschaft zusammen bringen konnte. So kamen im Centro Leute jeder couleur zum Essen, natürlich auch Mafiosi. Man ass bei ihm gut und billig. Die Bugalows am Fluss wurden ganzjährig an Familien aus Catona und Reggio vermietet, als Wochenend- und Ferienhaus. Diese wurden von den Familien renoviert, besser eingerichtet mit einer Küche und einer Laube zum Essen. Beatrice, wie auch ich lebten während unseren Aufenthalten zurückgezogen, beobachteten jedoch, wie langsam immer mehr fragwürdige Leute Macht bekamen im Centro. Aus Gründen, die ich nicht weiss, kümmerte sich der Sohn von Rickenbachers nicht oder nur pro forma um das Centro. Dafür kümmerte sich der andere Mafioclan von Catona um so mehr darum, denn ihnen lag das Centro schon lange im Petto. Als Mimmos Frau schwer krank wurde, er dadurch oft nicht anwesend war, ging der Wechsel an den anderen Mafioclan ganz schnell über die Bühne. Sie waren nun die Besitzer. Damit sie das Restaurant von Mimmo schliessen konnten, musste ein offizieller Plan ausgeheckt werden. Die Gesetze der EU mussten dazu Pate stehen. Eine Begründung war, sie würden die Bedachung der Häuser nicht akzeptieren. 2 Norditalienerinnen, die darauf hereinfliegen, liessen ihr Häuschen neu decken, um es kurz darauf zu verlassen. Mir wurde erklärt, die EU würde keine Wasserhähnen mehr bewilligen, es müssten Fusspedale sein. Richtig ist, dass die Häuser an die Kanalisation angeschlossen werden müssten, sobald die Gemeinde die Rohre dazu legt. Ob die Kläranlage in Gallico funktioniert ist eine andere Frage. Viele dieser Anlagen lassen das ungenügend gereinigte Wasser einfach ins Meer fliessen. Die elektrischen Leitungen müssten in den Boden verlegt werden. Dieses Jahr habe ich mir einen offenen Graben etwas genauer angesehen. Da liegen im unter der Strasse offene Kabel der Elektrizität, von Telefon, Wasserröhren und vielleicht auch Abwasserröhren wild durcheinander, darauf wird dann einfach wieder Erde geschüttet. Nach dem ewigen Motto, was ich nicht sehe, weiss ich nicht. Für das Centro wurden Baupläne gezeichnet um etwas offizielles nach aussen zeigen zu können.

Das Restaurant wurde im Herbst 97 geschlossen. Im darauffolgenden Winter ist der Haupttrakt des Centros mit dem Restaurant, der Küche und der Terrasse in einer Nebel-Nacht-Aktion im Auftrag der neuen Mafiabesitzer zerstört worden. Beatrice war beeindruckt über diese abscheuliche Tat, beschloss darum ihr Haus aufzugeben, da sie glaubte, der Teil des Centros am Fluss würde auch zerstört. Die Leute im Dorf sagten, das würden sich die Mieter dieser Häuser nicht gefallen lassen. Als ich im Sommer 99 kam, war ich darüber erfreut, wie die kalabresischen Mieter ihre Häuser neu gestrichen und die Bäume geschnitten hatten. Sie hatten auch wieder Blumen gepflanzt, denn in der Ära Mimmo war der Garten völlig vergammelt. Darauf strich auch ich nochmals eine Hauswand mit Oelfarbe. Es war wieder Leben im Centro, dies hätte auch Mama Lillie gefallen. Gefallen hat dies gar nicht, den neuen Besitzern. In einer stürmischen Januarnacht organisierten sie den "Dispetto" (ein verachtendes Warnzeichen). Dazu gehört, das Einschlagen von Fenstern und Türen, das Absetzen von Kot in den Häusern, die Zerstörung im weitesten Sinn, damit der Besitzer weiss, dass er gehen muss. Wären die Häuser bewohnt gewesen, hätten sie vielleicht auch eine Plastikbombe geschmissen. Nach dieser Aktion hatten die Diebe freien Zutritt in die Häuser. Es wurde von ihnen alles gestohlen, ganze Kucheneinrichtungen, Möbel, Geräte, Esswaren nur die Bilder und Bücher blieben übrig. Vermutlich waren es Albaner. Ein weiterer Dispetto wurde im Juni verübt, indem Mimmos Haus und das Haus eines Polizisten angezündet wurden. Wahrscheinlich haben die beiden sich irgendwie gewehrt gegen den Vorgang. Wie man mir sagte, läuft auch ein Prozess gegen die Zerstörer, der aber höchstwahrscheinlich versandet. Jetzt sieht das Centro erbärmlich aus, eine Ruine an wunderschöner Lage. Um das Territorium an dieser Lage wird sicher noch weiter gekämpft.

Für die offizielle Geschichte, die man auch in der Zeitung publizieren konnte, wurde "La società Nuovo Paradiso S.R.L." mit Sitz an der via Statua 15 in Catona mit 2 Telefonnummern gegründet. An der via Statua 15 gibt es ein riesiges mit Bildschirm überwacht Eingangstor mit Klingel und Gegensprechanlage. Hinter der Mauer mit dem Eingangstor gibt es aber kein Haus. Die Telefonnummern sind ungültig, die eine ist eine uralte Nummer vom Centro Europeo. Diese Gesellschaft soll die EU Gelder herbeilocken. Die Projekte "URBAN", wie sie in Kalabrien heissen, verlangen, dass zuerst mit eigenem Geld gebaut wird. Ist die Hälfte gebaut, gibt die EU ihre Gelder mit dem Fertigstellungsdatum der Bauten. Auf dem alten Centro Europeo aber liegen nur Schulden und die neuen Besitzer geben an, dass sie kein Geld hätten. Italien ist ein Land der Worte, in dem das, was man sagt, viel mehr gilt, als das, was man tut. Dies genügt auch der Bevölkerung, obwohl jedermann weiss, wer wirklich in der Società Nuovo Paradiso das Sagen hat.

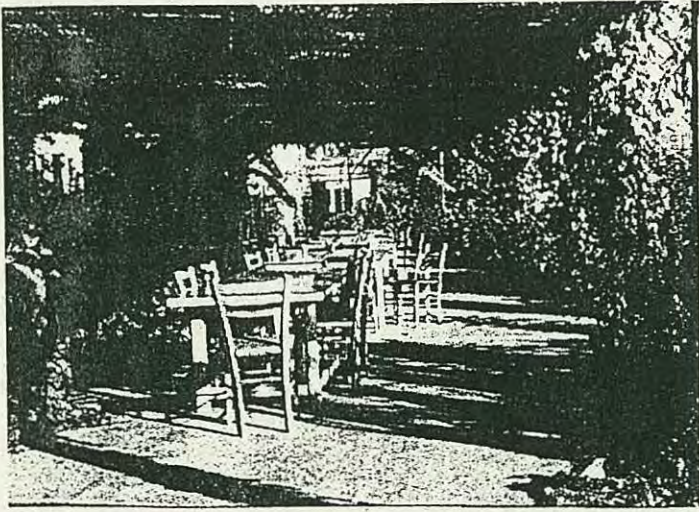
Wir Schweizer verlassen Catona, unsere Aufgabe, die wir uns gestellt haben, ist längst zu Ende gebracht. Die Gründer des Centro Svizzero lassen wir in ihrer "Tomba" zurück. Die neuen Fremden im Süden sind bereits im Anzug, es sind Afrikaner und Osteuropäer, sie werden die neuen Kulturen bringen. Die Kalabresen werden auch ihnen folgen, wie sie seit 3000 Jahren immer dem Fremden gefolgt sind, sie haben nie etwas eigenes aufgebaut. Hier will ich noch beifügen, dass ich diese Bevölkerung trotzdem mag. Sie werden oft von den Nordländern falsch verstanden. Ich persönlich habe von diesen Menschen viel gelernt.

Unsere Bauten am Meer, wurden zu ihrem Beginn gesegnet. Heute nach 40 Jahren kann ich sie nur noch verkünden. Sie erzählen wunderschöne Geschichten, Klänge, auch hochdramatische Szenen. Ich übergebe vor allem mein Atelierhaus der Freiheit, dem Wind, der Erde, vielleicht auch dem Feuer. Die Bauten stehen nah am Wasser, so vielleicht auch dem Meer. Dieses wird bleiben, auch die grandiose Landschaft mit dem Aetna über der Meerenge. Die Pflanzen, wie auch die Tiere werden unsere Ruinen übernehmen, sie werden den Zauber erhalten.

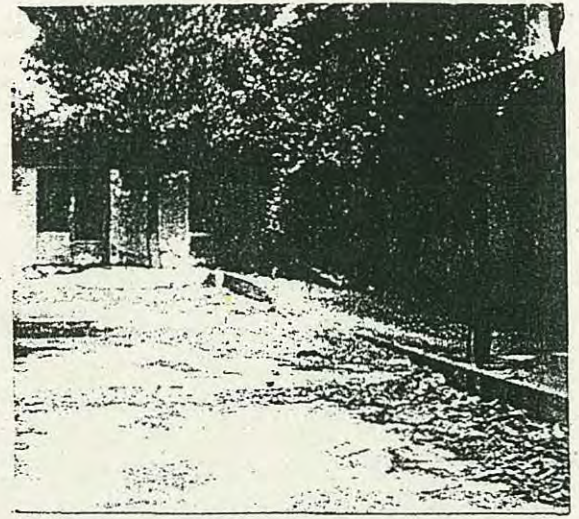
Das Centro Svizzero war eine grosse starke Sache, dass es verloren ging, ist der Dummheit der Menschen zuzuschreiben. Es nimmt ein stilles Ende. Den Feind hatte es immer in sich. Unsere Stärke war nutzlos gegen einen derartigen Gegner. Ich beschloss das Centro sich selbst zu überlassen, es riecht nach Tod. Nur Glück hätte es noch retten können, doch das Glück ist nie mit dem Unterlegenen.

November 2000

Hella Sturzmegger



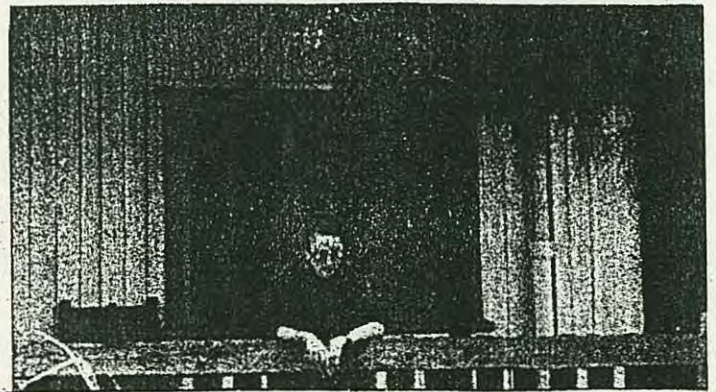
Die grosse Terrasse 1966



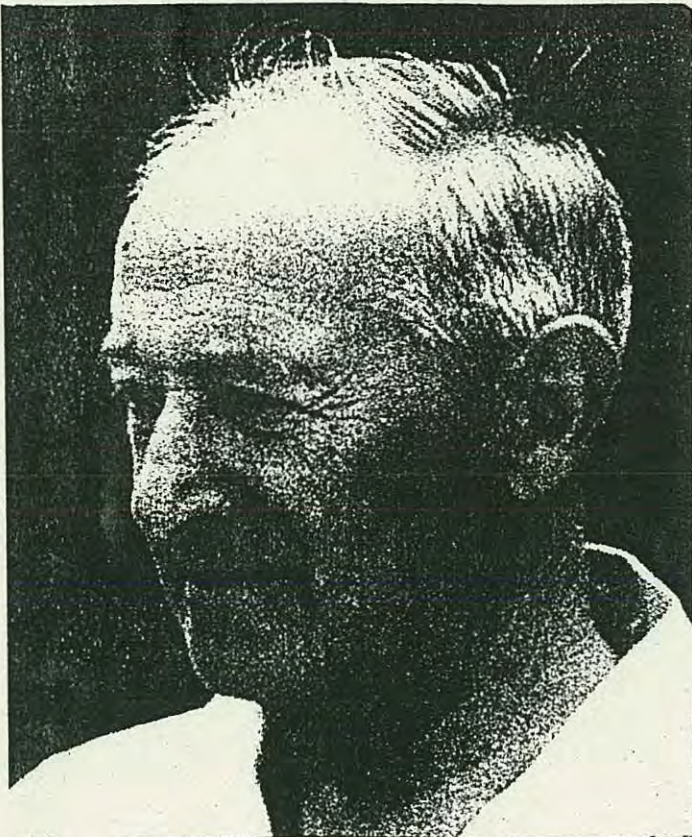
Die zerstörte Terrasse 1998



Mein Atelier 1964, eben fertig gebaut mit den Stickschülerinnen

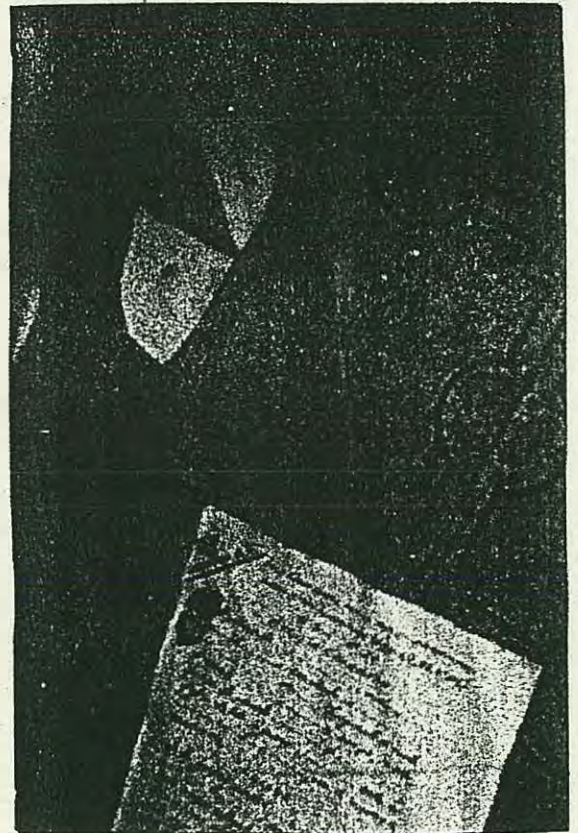


Mein Atelier 2000 nach dem „Digetto“



Carlo 1966

Das Foto hing bis zum Schluss in seinem ehemaligen Büro.
Der Digetto: Das Foto wurde von der Hand gerissen und Kot daneben gesetzt.



Die **Generalversammlung** des Volkstanzkreises behandelte die üblichen Geschäfte und wählte einen neuen Präsidenten. Es ist dies Johannes Schmid-Kunz. Der bisherige Präsident Carl Thöny bleibt im Vorstand, zu dem auch Ruth Hess (Aktuarin), Kathrin Jslar (Vice-Präs.), Gerard Suter (Ball-Organisation), Urs Utiger (Tanzleitungs-koordination), Vreni Ringgenberg (Werbung) und Pierre Galley (Kasse) gehören.

Im Gemeinderatssaal des Stadthauses Dietikon hörte ich am Freitagabend, 9. Februar 2001, **klassisch-romantische Streichmusik**, vorgetragen vom **Novsak Trio**. Die drei Künstler Primoz Novsak (Vi.), Michel Rouilly (Bratsche) und Susanne Basler (Cello) spielten die Serenade op 10 von E.v.Dohnanyi und nach der Pause das Divertimento KV 563 von W.A.Mozart. Die schwierigen „Läufe“, das rasante Tempo, die klangreinen Doppelgriffe brachten das Publikum zum Staunen.

Gelesen: **Rachels Gelübde**, den zweiten Roman der Israelin Michal Shalev. Der spannende Familienroman schildert über drei Generationen hinweg, mit den Erzählungen der aus Polen eingewanderten Grossmutter, mit den Erlebnissen der am Gericht in Tel Aviv arbeitenden Hadas und mit vielen spannenden Ereignissen das Heute und das Gestern in Israel.

Verschwörung am Nil, der spannende Roman von Michael Pearce, schildert rätselhafte Entführungen in Kairo, mühsame Ermittlungen, islamischen Fanatismus und Erpressungen.

Die um eine Woche gegeneinander verschobenen **Sportferien** der Kantone Zürich und Aargau erlaubten mir, in der Woche ohne Musikprobe, meinen **Geigenbogen** zwecks **Neubehaarung** der Firma Musik-Hug in Zürich zu bringen. Mein Bogen wurde ursprünglich von Marlis Metzler verwendet, dann von Sohn Karl und nun seit vielen Jahren von mir. Es ist ein „Markenbogen“ dessen „Stempel“ unleserlich geworden ist. Nur die ersten beiden Buchstaben „Al“ lassen sich noch eindeutig entziffern, und man könnte eventuell den Namen „Alfred-Josef Lamy“ (gestorben 1919) vermuten. Die Neubehaarung kostete hundert Franken und zweimal Zürich-retour.

Der sehr angenehme Bogen hatte im Lauf der Jahre immer wieder Haare verloren. Nun, mit den neuen Schweifhaaren von männlichen Pferden spielt er viel weicher und weniger „kratzend“.

Ich machte eine **nützliche Entdeckung**: Es ist Nacht. Ich erwache plötzlich durch ein „Ziehen“ und schmerzendes „Kribbeln“ in den Zehen, drehe meine Füsse in alle möglichen Stellungen, bis ich die günstigste herausgefunden habe. Doch ach, der ekelhafte Schmerz kommt nach wenigen Minuten wieder. Ich muss sofort mein warmes Lager verlassen, was aber blitzartig zu sehr viel stärker schmerzenden Krämpfen in den Unterschenkeln und bis in die Knie hinauf führt. Beim „Abrollen“ des Fusses verspüre ich dann ganz plötzlich einen komischen „Knacks“, der grösste Schmerz ist schlagartig weg. Ich wage aber noch nicht, ins warme Bett zurückzukehren. Die Beine sind noch immer nicht normal.

Man nimmt an, dass etwa **15 Prozent der Bevölkerung** unter solchen Beschwerden leiden. Diese „Erkrankung“ ist keineswegs neu, auch wenn sie heute von vielen Ärzten weder erkannt, noch behandelt werden kann.

Schon in den Aufzeichnungen eines Arztes aus dem Jahr 1685 findet sich die Beschreibung von Patienten, die nach dem Zubettgehen eine „derart grosse Unruhe“ in den Beinen verspüren, dass sie „so wenig in der Lage seien zu schlafen, als befänden sie sich an einem Ort grösster Pein“.

Die „Krankheit“ ist schwer zu erkennen, weil es keine Labormethode gibt, mit der sie bei einem Patienten festgestellt werden kann. Sie lässt sich nur aus den Symptomen erkennen, die mit ihr einhergehen. Ein Arzt, der sich mit dieser „Krankheit“ auskennt, fragt vielleicht: „Tritt der Schmerz in beiden Beinen auf oder nur in einem? Verspüren Sie ähnliche Erscheinungen auch in den Armen? Verschwinden die Beschwerden, wenn Sie aufstehen und umherlaufen, ein Bad nehmen oder die Beine massieren? Macht Ihnen diese Sache nur nachts zu schaffen oder auch bei längerem Sitzen, etwa im Auto oder im Flugzeug? Hat einer Ihrer Angehörigen unter den gleichen Beschwerden zu leiden? Sagt Ihnen Ihr Ehepartner, Sie würden manchmal im Schlaf mit den Beinen zucken?“

Beantwortet ein Patient einen Teil dieser Fragen mit Ja, kommt der Arzt möglicherweise zum Schluss, dass der Schmerzgeplagte am sogenannten **Restless Legs Syndrome (RLS) leidet**.

Bei manchen tritt RLS lediglich als leichte Unpässlichkeit mit nur gelegentlichen Beschwerden auf. Bei andern jedoch ist die „Krankheit“ weitaus stärker ausgeprägt und führt zu chronischer **Schlaflosigkeit** mit dem Ergebnis, dass der Patient tagsüber ständig müde ist und dadurch sein tägliches Leben stark beeinträchtigt wird.

Seit einem halben Jahr weiss ich, wie bei mir das Übel aus der Welt geschafft werden kann. Ob mein Vorgehen auch andern hilft, kann ich nicht beurteilen. Ich muss **viel mehr Wasser trinken**. Beim Frühstück sind es mindestens vier Tassen Flüssigkeit, zum Mittag- und zum Nachtessen bereite ich mir stets einen ganzen Liter dünnflüssiger Suppe (Haferflöckli oder Zweiminuten-Mais, Tomatensuppe, etc.). Das hat natürlich zur Folge, dass ich Tag und Nacht beinahe jede Stunde einmal zur Toilette rennen muss. Bei diesen Besuchen im WC zu Hause, oder wo dies möglich ist, trinke ich stets ein Glas Brunnenwasser.

Seither sind die **Schmerzen ganz verschwunden**, und nachts nach den WC-Besuchen schlafe ich sofort wieder ein. Wenn ich gelegentlich einmal einen halben oder ganzen Tag auswärts verbringen muss und nicht so viel Wasser trinken kann, dann treten prompt in der folgenden Nacht die Beschwerden wieder auf. Ich bin sehr froh, für mich die Lösung des Problems gefunden zu haben.

Beim **Einbruch in der Adventszeit** 2000 brachten die Räuber viele meiner Notizen, Musiknoten und Tonträger durcheinander. Die Unordnung ist bis heute, Ende Februar 2001, noch nicht ganz aufgeräumt.

Diese ganze Geschichte hat aber auch eine positive Seite: Die lange Zeit vermisste **Klassenfoto** mit dem berühmten **Sekundarlehrer Stelzer** und mit meinen Schulkameraden in der Sekundarschule Meilen kam wieder zum Vorschein. Da auf der Rückseite alle Namen angeschrieben sind, und da sie zum Klassenbuch gehört, schickte ich sie Professor Heinrich Boxler fürs Ortsmuseum Meilen, wo sich auch das Klassenbuch befindet.

Ausserdem kam mir auch eine Foto in die Hand, welche zeigt, wie ich als etwa einjähriges Kleinkind spiele. Meine Mutter legte drei Zeichnungen dazu, die ich im Alter von siebeneinhalb und acht Jahren anfertigte, eine Foto vom „neuen“ Geschäft in Feldmeilen, eine von meinem Vater am Stehruder bei der Halbinsel Au und einen Zeitungsausschnitt von 1945, siehe folgende Seiten.

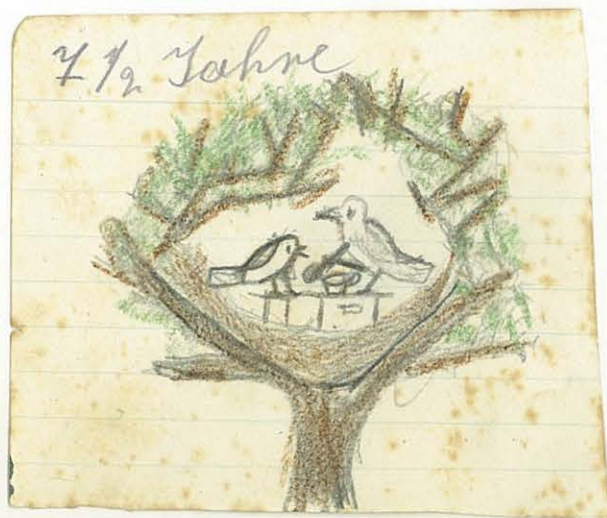
1988



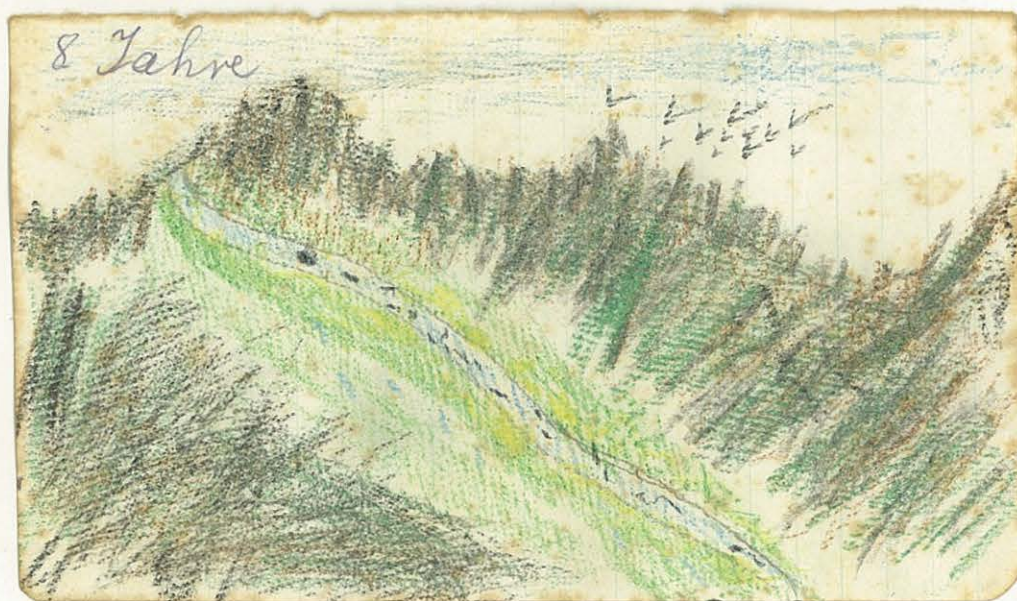
Karl Kleutke
geb. 1912



Das 2. Geschäft
"ehemalige Bierbrauerei."



Gezeichnet von
Karl Kleuk, geb. 1912,
angeschrieben von
seiner Mutter Mina
Kleuk, geb. Feuchter.



Handwritten text, possibly a title or date, is faintly visible at the top of the page.

KK



8 Jahre

1990



Etwa 1916 oder 1917

Mina Klenk geb. Feuchter

Karl Klenk geb. 1912

Gret Vontobel

Karl Klenk geb 1882 am Stehruder.

Es gehört doch ein für alle Mal festgestellt, daß sich die eingebürgerten Deutschen als Schweizer Stimmbürger mit wenigen Ausnahmen sehr gut gehalten haben, denn sonst wäre im Kanton Zürich mehr als ein Frontist in den Nationalrat gelangt, wozu es in Basel bekanntlich überhaupt nicht kam.

Auch als Soldaten haben sie, wiederum mit seltenen Ausnahmen, ihre Pflicht getan. Weil wir schon von Ausnahmen reden, müssen wir doch eingestehen, daß leider die schwersten Landesverrätereien von Schweizern alten Standes begangen wurden, wodurch erhärtet ist, daß die Ausnahme auch hier die Regel bestätigt.

Brücknerbauer 21.9.45

Der dritte Streich.

Friedrich Schiller:

Wer besitzt, der lerne verlieren.

Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Weihnacht 2000.

K. Kleuk.

Bevor ich auswärts übernachtete, d.h. vor einer Ferienwoche, vor einem auswärtigen Kurswochenende oder einem Besuch bei meinen Leuten in Steffisburg, sage ich dies meinen Nachbarn, die ja mein Haus jeden Tag beobachten. Der **Fensterladen** meines Schlafzimmers muss vor 11 Uhr geöffnet werden; wenn ich aber fort bin, dann bleibt er die ganze Zeit geschlossen.

Sollte einmal der Fensterladen ohne Erklärung geschlossen bleiben, dann würden meine Nachbarn zuerst telefonisch bei mir, eventuell auch bei meinen Söhnen in Meilen und Steffisburg nachfragen und dann je nach der vorgefundenen Situation die notwendigen Schritte unternehmen.

Am Samstag, 9. Dezember 2000, liess ich wieder einmal meinen Schlafzimmer-Fensterladen geschlossen, erledigte im Ortsmuseum meine Arbeit an der Stadtchronik und reiste dann mit der Eisenbahn nach Steffisburg-Dorf, wo mich Sohn Karl an der Busstation abholte. Er trug meinen schweren Plastiksack mit den Kartoffeln aus meinem Garten, Sorten „Charlotte“ und „Désirée“.

Am Samstagabend besuchten wir das grosse Chor- und Orchesterkonzert in **Konolfingen**, bei dem Mirjams Cembalo mitwirkte, und am Sonntagvormittag, 10.12.2000, in **Sigriswil** einen „Amnesty-international-Gottesdienst“ mit rassigem Blasmusikkonzert, in dem sich Schwiegertochter Mirjam sehr geschickt und erfolgreich für diese Organisation einsetzte. Es waren in der Tat zwei sehr schöne, erlebnisreiche Ausfahrten mit Karls Auto.

Als wir dann etwas später als gewohnt gemütlich in Steffisburg beim Mittagessen sassen, meldete sich plötzlich das **Telefon** in der Stubenecke. Karl nahm ab, und ich ahnte nicht, dass die Sache mich angehen könnte! Als Karl aufgelegt hatte, sagte er ruhig, meine Nachbarn hätten angerufen. Es sei in mein Haus **eingebrochen** worden, ich solle aber meine Pläne nicht ändern, sie hätten sofort nach der Entdeckung dieser unangenehmen Tatsache die **Polizei** bestellt und das Notwendige veranlasst.

Eine Stunde früher als geplant reiste ich zurück nach Dietikon. Diese Reise mit Autobus nach Thun, mit dem Schnellzug nach Baden und mit dem sogleich nachfolgenden Lokalzug nach Dietikon dauert etwa zweieinhalb Stunden. Auf der Reise von Dietikon nach Steffisburg konnte ich gut und konzentriert etwa sechzig Seiten lesen, auf der Rückreise fehlte mir die Konzentration!

In Dietikon traf ich etwas vor 18 Uhr ein. An der Holzmatt schaute ich zuerst nach meinem neuen Volvo. Der war zum Glück noch im Garten, obwohl der Autoschlüssel in der Wohndiele auf dem Tisch lag. Die Diebe hätten ohne weiteres mit meinem Auto wegfahren können!

Mit meinem Hausschlüssel gelang es mir nicht, die beschädigte Haustüre mit dem offensichtlich auch beschädigten Türschloss zu öffnen. Ratlos stand ich da! Schliesslich holte ich den hilfsbereiten Nachbarn herbei, der mir zuerst die Beschädigungen an der nach aussen führenden Metallstübtüre zeigte, sich dann seinerseits mit dem beschädigten Haustürschloss befasste. Zum Glück konnte er nach längerem Rütteln und Klopfen die Türe öffnen.

Mit Herrn Dr. Schaeren betrachtete ich die verschiedenen Beschädigungen an Türen, Fenstern und Vorhängen. Die Diebe hatten mit Stemm-Werkzeugen versucht, die Aussentüren aufzusprengen, und dabei nicht nur die Metall-Stübtüre beschädigt, sondern auch das Holz und das Türschloss der Haustüre. Als es ihnen nicht gelang, durch eine der beiden Aussentüren ins Haus zu gelangen, schlugen sie mit einem Stein das südliche Bürofenster ein.

Die Pultschubladen leerten sie auf dem Boden des Schlafzimmers aus, rafften alle Münzen, mit Ausnahme der Ein- und Zweiräppler zusammen, und liessen ausserdem das wenige Haushaltsgeld (total etwas weniger als 100 Franken), sowie die schöne silberne Taschenuhr meines Vaters mitlaufen. Ich vermisse schmerzlich dies hübsche Erinnerungsstück.

Schlimm ist die Tatsache, dass alle meine Akten, Vortragsvorbereitungen, Bankbüchlein etc. durcheinandergerieten, so dass ich tagelang mit dem Sichten der **Unordnung** zu tun habe. Es kamen aber auch längst vergessene Dokumente wieder zum Vorschein, so z.B. eine Foto von mir, die mich als etwa anderthalbjährigen Knirps beim Spielen zeigt! Dabei liegt auch ein Blatt, auf das meine Mutter kleine Zeichnungen von mir aufklebte und genau dazu schrieb in welchem Alter ich z.B. das Vogelnest mit den kleinen Vögelchen darin und die perspektivische Landschaft mit Farbstiften malte.

Das Haus verliessen die Gauner durchs Schlafzimmerfenster. Sowohl beim Hereinklettern, als auch bei der Flucht zerrissen sie meine Vorhänge. Meine Bankausweise, mein Fotoapparat, mein teures Opernglas, mein Radiorekorder und CD-Player, mein Fernsehapparat mit Videorecorder und andere Wertgegenstände interessierten offensichtlich nicht, nur die kleine Summe Geld und das Erinnerungsstück, die silberne Taschenuhr von meinem Vater. **Es ist glücklicherweise alles andere noch da!** Die angerichteten Schäden an Türen und Fenstern sind jedoch beträchtlich.

Wie war der Einbruch entdeckt worden? Schaerens wussten, dass die Fensterläden meines Schlafzimmers am Samstag und am Sonntag geschlossen sein mussten. Am Sonntagmorgen sahen sie aber, dass der Wind einen Laden hin und her bewegte. Sie vermuteten, ich hätte ihn nicht recht angehängt, schauten nach und entdeckten das eingeschlagene Bürofenster und die stark beschädigten Aussentüren.

Sie berührten nichts und alarmierten sogleich die **Kantonspolizei**. Der Posten der Stadtpolizei im Stadthaus ist offenbar nicht nur nachts, sondern auch sonntags nicht besetzt. Mit der **Polizistin Karin Schlatter** vom Posten Oberengstringen, die sogleich zur Stelle war, betraten sie das Haus und sahen, was da angerichtet worden war. Ich bin meinen Nachbarn sehr dankbar für ihr überlegtes Handeln.

Sie hatten, um die Wärme im Haus zusammenzuhalten, das grosse Loch in der zerbrochenen Doppelglas-Fensterscheibe innen und aussen mit „Pavatex-Platten“ zugeklebt, die vielen kleinzersplitterten Glasscherben vom Büroboden aufgesammelt und damit eine grosse Suppenschüssel gefüllt. Sie hatten sogar aus dem Küchenschrank meinen Staubsauger geholt und damit für noch bessere Ordnung im Büro gesorgt.

Als ich die unangenehme „Weihnachtsbescherung“ gesehen hatte, setzte ich mich traurig in die Stube. Ich sagte mir: „Wenn du stirbst, kannst du ja ohnehin rein gar nichts von deinen Sachen mitnehmen! Alles Ärgern ändert die ekelhafte Situation keineswegs. Lassen wir einfach alles liegen, wie es liegt!“

Ich musste das nicht mehr abschliessbare Haus verlassen und trat hinaus in die einsame Dunkelheit. Als ich mit meinem Schirm in der Hand ein Stück weit gewandert war, kam mir in den Sinn, dass ja Maja und Hansjörg Weltin an diesem vorweihnächtlichen Sonntagabend in der **Kirche Bergdietikon** mit Flöte und Orgel ein Bachkonzert aufführten. Ich hoffte, die schöne Musik dieser beiden Berufsmusiker könnte vielleicht meine aufgewühlte Innenwelt etwas beruhigen.

Um 19 Uhr 40 erreichte ich über die steile Treppe die Kirche von Bergdietikon. Doch es war noch kein Mensch da. An mein offen stehendes Haus denkend schritt ich eine Weile vor der Kirche auf und ab, doch es kam niemand. Da war bestimmt kein Bachkonzert! Ich hatte mich im Tag oder in der Zeit getäuscht. (Vor meiner Reise nach Steffisburg war ich überzeugt gewesen, an diesem Sonntagabend erst spät in der Nacht wieder nach Dietikon zu kommen und hatte daher die Einladung lange vor meiner Abreise verschenkt!).

Auf dunkeln Fusswegen stieg ich langsam hinunter ins Reppischtal zur „Grunschen“ und an der geschützten „Eich“ vorbei nach Hause. Neben dem überall herum liegenden „Grümpel“ (Papiere aller Art, Rechnungen, Quittungen, Sparbüchlein, Fotos, Bücher, Triangel, Musikdose, vielerlei Schreibwerkzeuge, Schallplatten, CDs, Tonbandkassetten etc.) kroch ich schliesslich ins Bett, wachte aber immer wieder auf, um zu notieren, **was alles am folgenden Morgen zu unternehmen war.**

An diesem denkwürdigen Montagmorgen, kurz nach acht Uhr, telefonierte ich zuerst der „**Mobiliar-Versicherung**“. Ich erzählte, was geschehen war und fragte, wie ich nun weiter vorgehen müsse. Mir wurde erklärt, ich bekomme mit der Post ein Formular zur Anmeldung aller Schäden, zuerst aber solle ich aus Schlieren Herrn Urs **Hügli** kommen lassen, der bringe mir sofort ein neues Schloss für die Haustüre.

Und in der Tat, schon nach einer halben Stunde war Hügli „**Sicherheitstechnik und Schlüsselservice**“ an meiner Haustüre mit brummender

Bohrmaschine am Werk. Herr Hügli musste in Schlieren ein passendes Türschloss suchen, fand aber nur eines, das ungefähr passte. Weil der Abstand zwischen Schlüsselloch und Drehpunkt der Klinke viereinhalb Millimeter kleiner war als beim ursprünglichen Schloss, konnten mein schöner **handgeschmiedeter Drücker**, das von unserm Bataillons-Hufschmied handgeschmiedete **Beschläg** und die beiden handgeschmiedeten **Ziernägel** nicht mehr verwendet werden.

Als Hügli nach mehreren Stunden mit seiner Arbeit fertig war, konnte ich zwar mein Haus wieder abschliessen, hatte aber eine Türfalle die gar nicht zu meinem schönen handgeschmiedeten **Briefkastendeckel** und zum **ringförmigen Türklopfer** passte. Hügli wischte Sägemehl und Holzspäne sauber zusammen und verschwand mit den nun nicht mehr benötigten Teilen des alten Türschlosses. Seine Arbeit kostete 514 Franken und 20 Rappen.

Einige Stunden später telefonierte ich ihm und bat ihn höflich, mir alle geschmiedeten Teile des alten Schlosses wieder zurückzugeben. Als dies nach zwei Tagen immer noch nicht geschehen war, wiederholte ich meine Bitte, und Hügli versprach mir, die Sachen und auch die beiden Ziernägel in meinen Briefkasten zu legen.

Glücklicherweise kam mir nach einigen Tagen plötzlich in den Sinn, dass **Klaus Guhl**, Mitglied der Heimatkundekommission, ein geschickter Handwerker ist. Ich bat ihn, mein geflicktes Haustürschloss einmal anzusehen. Er kam sofort herauf zur Holzmatt und stellte fest, die neue hell glänzende Türfalle passe in keiner Weise zu den dunkeln kunstvollen Schmeidearbeiten an meiner Haustüre.

Wenn er die alten Beschläge und die alte Türfalle bekommen könnte, dann wolle er gerne versuchen, sie wieder anzubringen. Ich rannte zum Gartentor und fand im Briefkasten tatsächlich, was Klaus Guhl brauchte. Er musste bei sich zu Hause in der Mitte des handgeschmiedeten Beschlägs viereinhalb Millimeter aus der Metallplatte herausschneiden und sie wieder zusammenschweissen. Die geschweisste Stelle behandelte er vorn und hinten mit rotem Rostschutz. Und nun gelang es ihm in stundenlanger, sorgfältiger Arbeit den ursprünglichen Drücker wieder zu montieren. Für seine Freundschaftsarbeit, die ebensolange gedauert hatte wie die Hügdis, verlangte er nur hundertfünfzig Franken!

Beide Rechnungen brachte ich ins Büro der „Mobiliar-Versicherung“ und teilte den dort Angestellten mit, es seien noch **weitere Forderungen** von Reparaturarbeiten zu erwarten.

Sehr schnell reagierte **Schreinermeister Urech**, der ein ehemaliger Schüler von mir ist. Obwohl er selber krank war, schickte er mir seine Arbeiter. Einer flickte das stark beschädigte Holz an der Hauswand, der andere nahm die ganze schwere Türe mit in die Werkstatt, so dass ich länger Zeit überhaupt keine Eingangstüre mehr besass. Ich musste das Haus offen stehen lassen, wenn ich im Ortsmuseum arbeitete oder einkaufen ging.

Nun musste natürlich **Maler Ardüser**, Spreitenbach, bestellt werden. Er kam sofort und erledigte die ersten Arbeiten. Er muss aber im neuen Jahr noch ein- oder zweimal vorbeikommen.

Da sich Füglistaller nicht mehr mit Vorhängen abgibt, musste ich mehrmals der **Firma Vonesch** telefonieren. Der Herr weilte offenbar im Ausland, kam aber schliesslich bei mir vorbei und sah sich die Schäden an. Da das Büro zwei Fenster hat, schlug er vor, gleich beide Vorhänge zu erneuern. Das sei vernünftiger und schöner, als wenn im gleichen Zimmer an zwei Fenstern verschiedene Vorhänge angebracht sind. Da auch der Vorhang im Schlafzimmer zerrissen wurde, muss Vonesch drei genau gleiche Vorhänge fabrizieren lassen.

Da mein Haus seinerzeit, in den Kriegsjahren (1944 & 1945) mit vielen einschränkenden Vorschriften erbaut wurde, sind alle Fenster genau gleich gross. Einer der Vorhänge blieb beim Einbruch ganz. Ich werde der Versicherung sagen, dass ich diesen selber bezahlen werde.

Am allermeisten Mühe hatte ich, den Konstrukteur meiner Metallfenster, **Herrn Dutli**, an die Holzmatt zu bringen. Immer wieder wurde mir gesagt, man richte meinen Wunsch aus, ich werde einen Telefonanruf erhalten, etc. aber rein nichts geschah. Endlich, nach Weihnachten, erschien Herr Dutli, Sohn, und betrachtete die stark beschädigte Stubentüre, die direkt ins Freie führt, und das eingeschlagene und beschädigte Bürofenster. Er wird nächstes Jahr die teuerste und komplizierteste Repartatur ausführen.

Endlich, drei Monate nach dem Einbruch, ist alles wieder einigermaßen wie es vorher war. Viele Notizen aus vergangenen Zeiten müssen zwar noch durchgesehen und entsorgt werden. Mein Büro ist tatsächlich überfüllt mit vielen noch nicht erledigten Arbeiten und Problemen.

Zusammenstellung der Kosten des Einbruchs:

A. Gestohlen wurde Münz und Haushaltungsgeld, etwa 80 bis 100 Franken, die schöne silberne Taschenuhr meines Vaters und eine Flasche Valservasser.

B. Abrechnung: Dutli, Stubentüre und Bürofenster:..... Fr. 1 652.75.

Urech, Haustüre.....	Fr. 857.60.
Hügli, Haustürschloss.....	Fr. 514.20.
Vonesch, Vorhänge.....	Fr. 607.60.
Ardüser, Haustüre malen.....	Fr. 161.70.
Zweite Rechnung Ardüser.....	Fr. 306.65.
Guhl, Schmiedearbeit.....	Fr. 150.00.
Drei neue Hausschlüssel.....	Fr. 31.60.
Gestohlenes Geld.....	Fr. 100.00.
Vaters Uhr.....	Fr. 500.00.

Das ergibt ein Total von 4 882 Franken und 10 Rappen.

Die Uhr wurde von der „Mobiliar“-Versicherung mit dem oben stehendem Betrag in die Abrechnung eingesetzt. Da ich aber laut Police einen Selbstbehalt von 200 Franken bezahlen muss, bekam ich lediglich 300 Franken für das schöne Erinnerungsstück.

Die Leute bei der **Versicherung** waren stets sehr freundlich, grosszügig und verständnisvoll. Als ich z.B. den dritten Vorhang, selber bezahlen wollte, der ja nicht beschädigt war, aber wegen der Einheitlichkeit auch durch einen neuen ersetzt wurde, da sagte die Bearbeiterin des Falls, **K. Maruccia**, ich sei ja nicht Schuld an der Situation, und daher bezahle die Versicherung alle drei Vorhänge.

Da ich nach drei unangenehmen Einbrüchen nun doch an die Einrichtung einer Schockbeleuchtung, eines Alarms oder einer andern **Sicherung des Hauses** denke, fragte ich meine Nachbarn um Rat und bekam von ihnen Adressen. Der Herr bei der „Mobiliar“-Versicherung riet zur Einrichtung eines Bewegungsmelders, der ohne dass der Dieb etwas davon merkt, bei meiner Abwesenheit direkt die Polizei alarmiert.

Senioren-Wanderung „Klettgau“

Am 27. Februar 2001 weckte mich früh morgens mein neuer Wecker mit seinen angenehmen und freundlichen Tönen, denn ich musste viel früher aufstehen, als an „normalen“ Arbeitstagen. Schon vor acht Uhr morgens und bei sehr schönem, kaltem Winterwetter fuhren die etwa siebzig Dietiker Senioren mit dem Schnellzug am weltberühmten **Rheinfall** vorbei und erreichten den Bahnhof Wilchingen um acht Uhr 21.

Während der Fahrt von Zürich nach Schaffhausen sahen wir beim Blick aus dem Wagenfenster am blauen Himmel auffallend viele kreuz und quer verlaufende Spuren von Flugzeugen, die Zürich ansteuerten oder verliessen. Die Hitze der Flugzeuge und die Kälte der Winterluft führten zu diesen Streifen aus kondensiertem Wasserdampf.

Der Bahnhof von **Wilchingen** ist recht weit von der Ortschaft entfernt. Der Ankommende sieht zuerst nur die Dorfkirche auf einer Anhöhe. Wie in Hallau, so ist auch in Wilchingen das grösste Gebäude gleichzeitig Gasthof und Gemeindehaus. Hier kehrten wir ein und gedachten bei Ovomaltine und Gipfeli des Mundartschriftstellers Albert Berchtold.

Von den vielen Rebbergen ist in dieser flachen Gegend noch nichts zu sehen. Auffallend gross ist aber die **Sägerei**, die von mächtigen Bretterbeigen umgeben ist. Neben dem Weg von Wilchingen, dem kanalisierten Bächlein entlang, sah der Wanderleiter **Ernst Burkhard** im letzten Herbst auf den Äckern ganze Berge zerstückelter Kürbisse.

Erst in **Trasadingen** konnte er das eigenartige **Kürbisrätsel** lösen. Mitten im Dorf traf er auf einen Stapel von Kisten, die prall gefüllt waren mit Kürbiskernen, die nun gewaschen und getrocknet werden sollten. Man hatte also nicht das Fleisch, sondern nur die Samen zur weiteren Verarbeitung geerntet!

Bis 1850 wurde hier auch Bonerz ausgegraben und in Schaffhausen und Neuhausen verarbeitet. Eine weitere Merkwürdigkeit ist der hier „wild“ lebende **Sikahirsch (Cervus sika)**, eine Hirschart aus Japan, die häufig nach Europa kommt. Dieser Hirsch ist mittelgross und von edler Haltung. Sein Haarkleid ist im Sommer rötlichbraun, im Winter dunkler.

Die Wanderung führte von Trasadingen Richtung Hallau durch die grossräumige Hügel- und **Rebberglandschaft**. Mehrere Weinbergbesitzer waren mit ihren Personenwagen zur Arbeit hier her gekommen. Mit kleinen Benzinmotoren erzeugten sie Strom für ihre elektrischen Rebscheren. Es galt, hier so viele Triebe abzuschneiden, das an jedem Stock nur noch zwei oder drei übrig blieben.

An einem **Rebhäuschen** ist angeschrieben wie viele „Öchslegrade“ in jedem Jahr erreicht wurden, und wie viele Gramm Trauben pro Quadratmeter geerntet werden durften. Überzählige Trauben mussten hängen bleiben. Beispiele: 1990: 90,5 Öchsle. 1010 Gramm.2000: 95,8 Öchsle. 890 Gramm. Die Grösse der wohlgepflegten Rebberge ist tatsächlich beeindruckend.

Schon von Ferne sahen wir die oft auf Weinflaschen abgebildete, einsam auf einer Anhöhe neben Hallau stehende **Bergkirche St. Moritz**. Von hier aus lässt sich sehr gut das fruchtbare Klettgau mit den Ortschaften **Hallau**, **Gächlingen** und **Neunkirch** überblicken. Wie im Jura La Chaux de Fonds, so weist auch Neunkirch im Klettgau mit seinen parallel verlaufenden Strassen einen „schachbrettartigen“ Bauplan auf.

Neunkirch besitzt aber keineswegs neun Kirchen. Hier liegt wohl ein Sprachproblem vor. Wahrscheinlich entstand die Bezeichnung aus „Neukirch“. Auch was „**Klett**“-Gau bedeuten soll, ist sehr umstritten. Von den vielen bekannt gewordenen Deutungen behauptet die am ehesten zutreffende, „Klett“-Gau bedeute „Grenz“-Gau. Ein „Klett“ oder „Chlätt“ soll ein in Steine und Bäume eingemeisseltes Grenzzeichen sein. Im Klettgau wurden auch Überreste einer **römischen Durchgangsstrasse** gefunden

Das Gebiet war in früheren Jahrhunderten oft heftig umkämpft, und es wird erzählt, dass sich an diesen Auseinandersetzungen oft auch Frauen beteiligten. Eine soll einem Gegner mutig eine Hand abgeschlagen und als Anerkennung das Recht bekommen haben, das Wirtshaus „**zur eisernen Hand**“ zu führen.

Der Marsch hinauf zur **Siblinger Höhe** zog sich recht in die Länge, so dass ich schliesslich auf die Zähne beißen musste, um im Tempo mitzuhalten. Wir waren keine zwei Minuten am Ziel, als auch schon unser Extrabus nach Löhningrn, Beringen, Neuhausen und Schaffhausen eintraf. Den „Muskelkater“ verspürte ich trotz warmem Bad und Sauna gut zwei Tage lang.

Bis zur Ankunft des Schnellzugs nach Zürich blieb uns noch eine gute halbe Stunde zur **Besichtigung der Schaffhauser Altstadt**. Unterwegs beim Wandern, bei den Bus und Bahnfahrten, beim „Znüni“ im Gemeindehaus von Wilchingen, und beim Mittagessen in dem von Hallau ergaben sich immer wieder **aufschlussreiche Gespräche**.

Die meisten der betagten Dietikerinnen und Dietiker kennen einander, und mich kennen alle, denn entweder besuchten sie selber oder Verwandte von ihnen meinen Sekundarschulunterricht zwischen 1934 und 1984. Ich aber kenne die meisten dieser Leute nicht, denn seit der Schulzeit veränderten sie sich ganz beträchtlich. Aus Kindern und Jugendlichen wurden Erwachsene, und meist bekamen die ehemaligen Mädchen durch Heirat einen ganz andern Familiennamen. Als Lehrer war ich immer etwas „ausgestellt“. Ich musste ja periodisch vom Volk wiedergewählt werden!

Auf der Klettgau-Wanderung spielten die unmittelbar bevorstehenden Abstimmungen (EU-Beitrittsverhandlungen, Medikamentenpreise, und Tempo 50) und wie bei jeder Wanderung die aktuellen „**Dorf- und Stadtgeschichten**“ die Hauptrolle bei den Gesprächen.. Dabei kann ich manches erfahren, das in keiner Zeitung steht.

Wenn man von den drei kurzfristig aufgenommenen Zimmerherren absieht, dann wohne ich nun **schon zehn Jahre allein** in meinem Einfamilienhaus. Jede zweite Woche kommt Frau Scheiwiler von den Spitexdiensten für eine Stunde, um meine frisch gewaschenen Hemden zu bügeln, und jeden Montagnachmittag liefert mir der „Mahlzeitendienst ein vegetarisches Mittagessen, das ich auf die ganze Woche verteile. Zum gelieferten Gemüse koche ich meine Kartoffeln aus dem Garten und zu den gelieferten Kartoffeln bereite ich mir einen Salat.

Da also praktisch die ganze Woche niemand zu mir kommt, strebe ich hinaus zu den Leuten, zur monatlichen Wanderung der Senioren, ins Ortsmuseum, zu den Musik- und Volkstanzproben, manchmal auch zum Abendessen der pensionierten Kollegen, die sich am letzten Donnerstag des Monats treffen.

Da ich an der Holzmatt 15 praktisch immer allein bin, beschleicht mich nach Haus- und Muskarbeit oft ein niederdrückendes Gefühl der Einsamkeit und Traurigkeit, so dass ich froh bin um Radio, Fernsehen, Bücher und jedes von Steffisburg, Meilen oder anderswo eintreffende Telefongespräch.

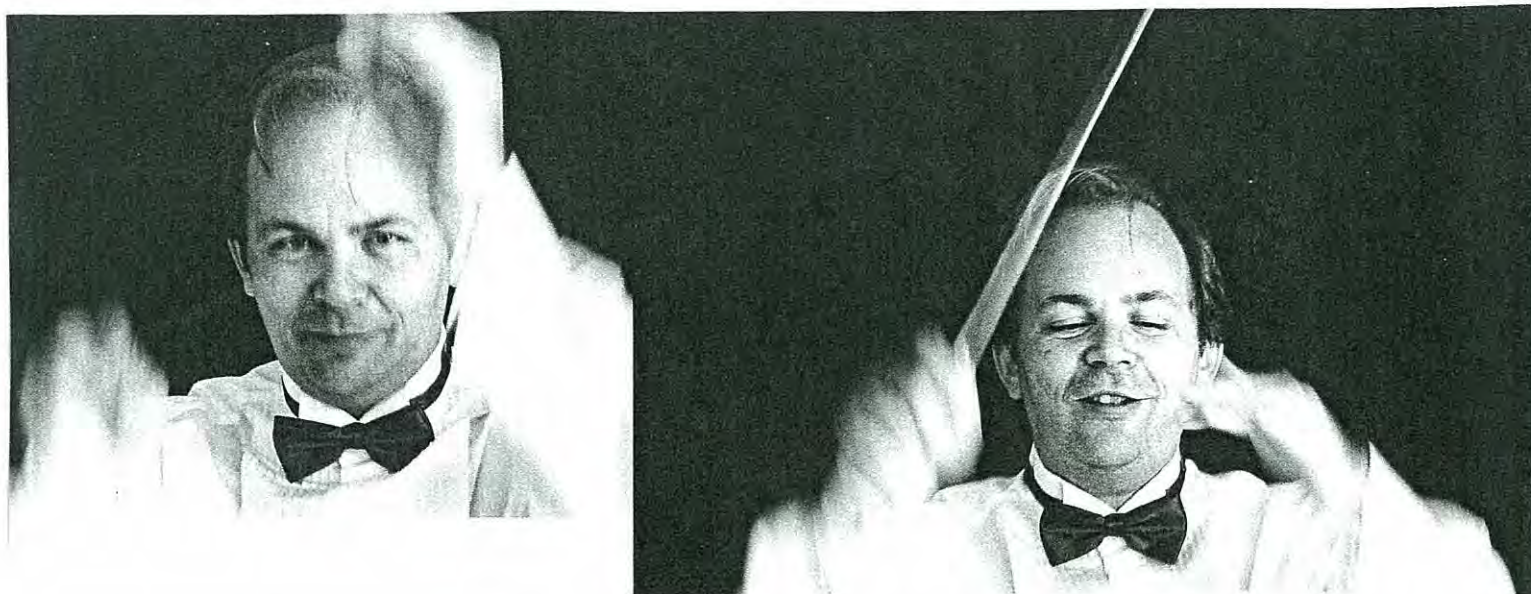
Von Dirigenten

Geflüster im Konzert: Eine Mutter sitzt mit ihrer kleinen Tochter vorn im Saal. Die beiden hören aufmerksam zu. Schliesslich fragt die Kleine:

„Mami, warum „geusst“ und schreit die Solistin die ganze Zeit?“

„Die schreit doch nicht, die singt!“

„Siehst du nicht, wie ihr die ganze Zeit der Mann dort vorn mit seinem Stecken droht?“



STETS TAKTVOLL

Die Ära der Taktstock-Tyrannen ist vorbei. Gefragt sind heute kommunikative, kooperative Orchesterleiter.

Auf das **Taktstockthema** wurde ich aufmerksam, als ich letzthin die Jubiläumsschrift für den Dirigenten **Alfons Meier** und das **Seniorenorchester Baden** verfasste. **Ruth Hafen** von der Redaktion des Bulletin der Crédit Suisse schreibt in der Nr. 5 / 2000:

„Leipzig, 28. Juli 2000, kurz nach Mitternacht. Die grosse Openair-Gala zum 250. Todestag von Johann Sebastian Bach ist seit eineinhalb Stunden im Gang. Fast genau so lange regnet es schon in Strömen. Doch das dämpft die Begeisterung des Publikums kaum. Die gut 8000 Zuschauer singen mit Inbrunst das Ave Maria von Bach/Gounod. Einer hat sie alle im Griff, animiert sie, musiziert mit ihnen: der **Dirigent Bobby McFerrin**. Der Stimmakrobat, der die Grenzen zwischen Klassik, Jazz und Popmusik überschreitet, ist ein gefragter Dirigent. In Europa vor allem als Pop- und Jazzmusiker bekannt, arbeitet er in Amerika als Solist und Dirigent mit den grossen klassischen Orchestern.

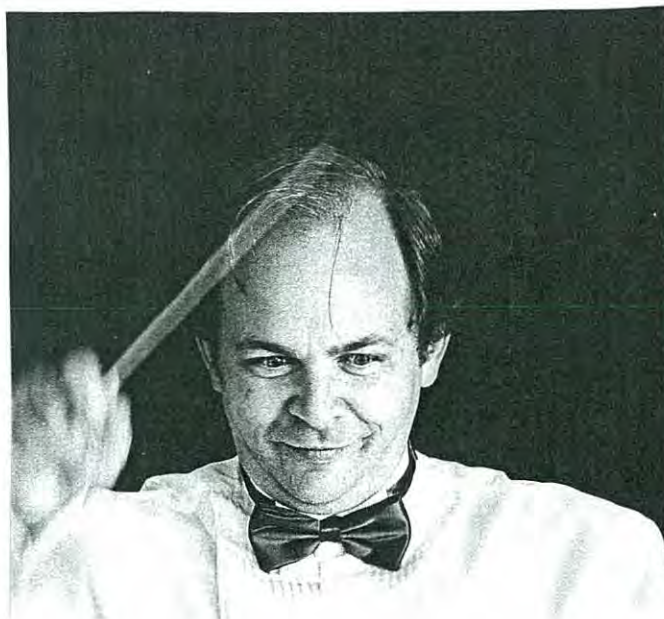
Dirigieren ist gefährlich

Dirigenten, wie wir sie heute kennen, gibt es erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Früher war der Komponist gleichzeitig auch Dirigent. Bach, Händel, Vivaldi leiteten die Aufführungen ihrer Werke sitzend, vom Cembalo oder der Violine aus. Es gab auch Kapellmeister, die den Takt mit einem massiven Holzstab auf den Boden klopfen.

Der bekannteste, Jean-Baptiste Lully, war Kapellmeister des Sonnenkönigs. Berühmt wurde er, weil er sich im Dirigier-eifer seinen Taktstock versehentlich in den Fuss rampte und schliesslich an Wundbrand starb. Der erste Fall von Dirigieren mit Todesfolge.

Massgeblich beteiligt am Entstehen des modernen Dirigenten war Richard Wagner. Er war ausser Stande, die komplexe Partitur seiner 1859 vollendeten Oper «Tristan und Isolde» selbst zu dirigieren. Bevor er sein Meisterwerk in einer Schublade vergammeln liess, suchte er einen begabten Musiker, dem er sein Werk anvertrauen konnte. Und fand ihn in Hans von Bülow, einem ihm treu ergebenen Jünger. Von Bülow wurde zum ersten bedeutenden hauptberuflichen Dirigenten. Er bezahlte dies jedoch teuer: Sein Mentor spannte ihm die Gattin aus – die spätere Cosima Wagner.

Mit den Dirigenten kam auch der Taktstock in seiner heutigen Form auf. Dieses neue Werkzeug stiess jedoch nicht überall auf positives Echo. Ein Zeitgenosse Mendelssohns wetterte nach einem Opernbesuch im Leipziger



MIT FLIEGE, CHARME UND TAKTSTOCK:
CHRISTIAN SIEGMANN, NACHWUCHSDIRIGENT,
ERWECKT DIE PARTITUR ZUM LEBEN.



Gewandhaus, ihm habe «von je her der verfluchte weissbuchene kleine Taktstock Ärgernis gegeben». Das Zeitalter der Tyrannei des «verwünschten Hölzchens» war angebrochen.

In «Masse und Macht» schreibt Elias Canetti, es ge-

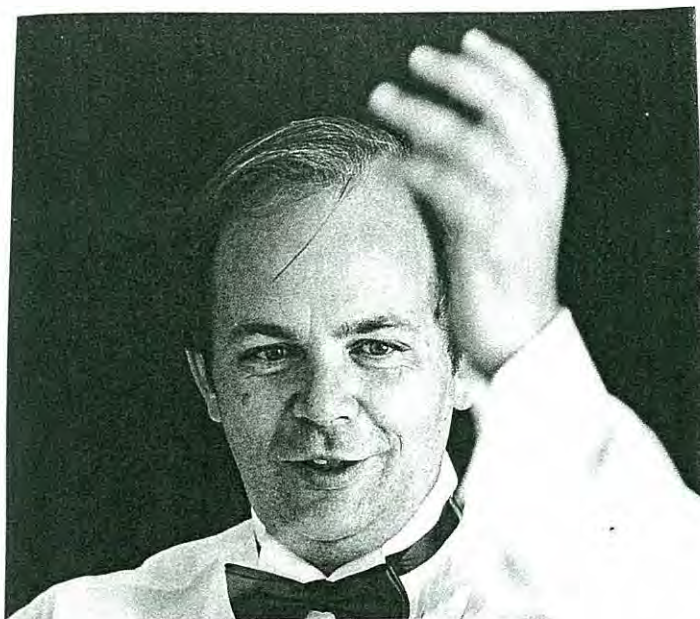
be «keinen anschaulicheren Ausdruck für Macht als die Tätigkeit des Dirigenten». Denn der Dirigent ist allwissend. Während die Musiker nur ihre Stimmen vor sich liegen haben, hat er die vollständige Partitur im Kopf oder auf dem Pult.

Die Partitur ist Gesetz

Viele grosse Dirigenten des zwanzigsten Jahrhunderts herrschten über ihre Orchester, ohne Widerspruch zu dulden. Arturo Toscanini, bekannt für seine legendären Wutanfälle bei Proben, war der erste absolutistische Herrscher unter den Dirigenten.

Sein grösstes musikalisches Anliegen war die absolute Werktreue. Der Dirigent sollte «nicht schöpferisch tätig sein, sondern ausführen». In der Romantik etwa war es üblich, dass der Dirigent die Partitur seinen persönlichen Neigungen anpasste. Hans von Bülow arbeitete Beethoven-Symphonien um, mit der Begründung, der ertaubte Komponist könne das nicht so beabsichtigt haben. 30 Jahre nach Toscaninis Tod fand man heraus, dass auch der werktreue Maestro Retouchen an Beethovens letzten Symphonien vorgenommen hatte, dies aber tunlichst geheim hielt.

Auch Herbert von Karajan war ein autokratischer Herrscher. In Toscanini hatte er nicht nur ein musikalisches Vorbild gefunden, sondern verstand es wie dieser, sich stets ins rechte Licht zu rücken. Gerne pflegte er das Bild des Lebemannes, liess sich am Steuer seiner Yacht oder seines Privatjets ablichten. Er war nicht nur ein genialer Musiker, der auf der Suche nach dem absoluten Klangideal seine Musiker zu Höchstleistungen peitschte, sondern auch ein cleverer Geschäftsmann. Von keinem anderen Dirigenten gibt es so viele Aufnahmen; zu seinen Lebzeiten entstanden fast 900 Tonträger. Immer den



heiligen Gral des perfekten Klanges vor Augen, war er auch massgeblich an der Entwicklung der CD beteiligt. Der Technikfreak hatte aber auch seine abergläubische Seite. Walter Stenz, langjähriger Orchesterwart des Schweizerischen Festspielorchesters, erinnert sich, dass er Karajan jeweils vor dem Auftritt einen Tritt versetzen musste.

Mit Leonard Bernstein starb 1990 der letzte «Titan des Taktstocks». Waren Toscanini und Karajan Alleinherrscher, so war der egomanische Exzentriker Bernstein der Popstar unter den Dirigenten. Er betrachtete Musik als eine demokratische Kunst, die er einem breiteren Publikum zugänglich machen wollte. Unbescheiden bezeichnete er

sich als «grössten Erfolg seit Jesus Christus» oder als «Reinkarnation von Gustav Mahler». Gerne duzte er jedermann und verteilte freizügig Küsse. Seine Begeisterungsfähigkeit trieb auch skurrile Blüten: Bei einer Probe zu Si-

belius' Zweiter Symphonie soll er vor Entzücken seine dritten Zähne auf das Pult geknallt haben. Bei Aufnahmen brach er bei rührenden Stellen in Tränen aus oder setzte bei Höhepunkten zum berühmten

«Lenny Leap», einem Luftsprung, an. Bernstein war ein begnadeter Lehrer und setzte dieses Talent in TV-Shows auch telegen um. Er machte E-Musik einem jungen Publikum zugänglich und entstaubte das Image der klassischen Musik.

Im Februar 2001 wurden in einer Probe des Orchesters der ref. Kirchgemeinde Zürich -Albisrieden nebenbei die legendären **Wutausbrüche Arturo Toscaninis** erwähnt. Während einer Probe in Luzern soll er wütend und tobend seine Taschenuhr gegen einen falsch spielenden Musiker geschleudert haben! Das hatte zur Folge, dass ihm in einer nächsten Probe ein aus der jurassischen Uhrenlandschaft stammender Musikant als Ersatz eine sehr schöne und wertvolle Taschenuhr verehrte und dazu noch eine ganze Anzahl billiger Uhren als Wurfgeschosse.

Teamwork ist gefragt

Die Zeit der autokratischen Orchesterleiter ist vorbei. So kürten die Berliner Philharmoniker Claudio Abbado 1989 zum neuen Chefdirigenten. Mit Karajan hatten sie jahrelang einen imperialen Herrscher; nun wählten sie mit Abbado einen Demokraten. Karl Scheuber, Leiter der Abteilung Dirigieren an der Hochschule Musik und Theater Zürich: «Die Zeit der tobenden Maestros ist vorbei. Die Orchesterchinder sind am Aussterben. Zusammenarbeit ist angesagt.» Dirigenten wie Franz Welser-Möst oder Simon Rattle, die Kommunikation und Kooperation pflegen, gehört die Zukunft.

Wo bleiben die Frauen ?

Vielleicht ebnet dieser Paradigmenwechsel bald einmal mehr Frauen den Weg ans Dirigentenpult. In der Schweiz sind Frauen in leitenden Positionen rar: Marie-Jeanne Dufour am Internationalen Opernstudio in Zürich und Julia Jones an der Oper in Basel sind allein auf weiter Flur. Den idealen Dirigenten gibt es

nicht. Perfekte Schlagtechnik, ein absolutes Gehör sind hilfreich, aber nicht unabdingbar. Von Edmond de Stoutz, dem charismatischen, legendären Leiter des Zürcher Kammerorchesters, sagten die Musiker, sie schauten lieber nicht hin, wenn er dirigiere, das Gefuchtel verwirre sie nur.

WIE WERDE ICH DIRIGENT ?

In der Schweiz bietet die Musik Hochschule Winterthur Zürich, zusammen mit den Konservatorien Bern und Basel, mit einem 6-semesterigen Grundstudium sowie einem 4-semesterigen Aufbaustudium eine umfangreiche Ausbildung an. Voraussetzungen dafür sind exzellentes Klavierspiel sowie Kenntnisse mindestens eines Orchesterinstruments, mit Diplomreife. Neben Gehörbildung, Solfège, Tonsatz und Analyse wird Praxis in Workshops mit kleineren Orchesterformationen vermittelt. Da Proben mit Schweizer Orchestern teuer sind, arbeitet man in der Ausbildung vorwiegend mit billigeren Orchestern aus Tschechien. Die Ausbildung richtet sich vorwiegend an Personen, die beabsichtigen, auch mit Schul- und Laienorchestern oder freien (halb-)professionellen Orchestern oder Chören zu arbeiten.

Ein musikalisches Phänomen

Klingnau Wenn fünf Geschwistern dasselbe Talent in die Wiege gelegt wurde



Begabte Geschwister (v. l.) Gerhard, Alfons, Luzia, Kurt, Irngard, Hedy und Silvia im Familien-Ensemble Alfons Meier. FOTO: zvg

Ein seltener Abend: Alle fünf – die drei Töchter und die beiden Söhne von Alfons und Hedy Meier – hatten sich trotz vieler Verpflichtungen im Elternhaus am Wiesenweg in Klingnau eingefunden und sich Zeit für ein Gespräch über ihren gemeinsamen Weg zur Musik genommen.

URSULA MEIER-HIRSCHI

Sie bezaubern ihr Publikum, weil sie herrliche Musik hervorragend interpretieren, und das Erstaunliche an diesem Quintett damals in den sechziger und siebziger Jahren: Es bestand aus Kindern und Jugendlichen, die alle Meier hiessen.

Wenn ein oder gar zwei Kinder der selben Familie musikalisch hochbegabt sind, ist das überaus erfreulich. Wenn aber fünf Geschwister hervorragende Musiker sind und die Musik zu ihrem Lebensinhalt gemacht haben, kommt das einem Phänomen gleich. Es kündigte sich schon in der vorhergehenden Generation der Musikerfamilie Meier an: Grossvater Meier war Lehrer in Würenlingen und in seiner Freizeit Organist und Chorleiter. Vater Alfons Meier unterrichtete während 35 Jahren an der Realschule Klingnau. Von seiner Jugend an hat die Musik einen wichtigen Platz in seinem Leben inne: eine Form von Lebensfreude, die er bis heute weiterschenkt: Seit seiner Pensionierung 1984 bleibt ihm viel mehr Zeit für das Musizieren und sein Wirken als Dirigent des Hochrheinischen Kammerorchesters, des Wettinger Kirchenchores St. Sebastian und des Seniorenor-

chesters der Region Baden.

Die Verlockung zum Musizieren

Dass fast alle ihre fünf Kinder einmal Berufsmusiker würden und als Orchestermitglieder oder gar Solisten in Konzerthäusern auf verschiedenen Kontinenten auftreten würden, das hatten Hedy und Alfons Meier weder angestrebt, noch zu träumen gewagt.

Alles fing ganz einfach an, wie in vielen andern Familien. Alle fünf Meier-Kinder hatten den selben musikalischen Werdegang: jedes lernte zuerst Blockflöte spielen. Die viel belächelte, unspektakuläre Blockflöte? Sie ist und bleibt das ideale Instrument, um Kinder ins Reich der Musik zu führen. Dass sie sich in eine wahre Zauberflöte verwandeln kann, haben grosse Musiker, unter ihnen die Klingnauer Geschwister Meier, längst in unzähligen Konzerten bewiesen.

Doch da gibt es einen wesentlichen Unterschied zu andern Familien: Alfons Meier nahm sich täglich Zeit, um mit seinen Kindern zu üben und zu musizieren, zuerst auf der Blockflöte, dann auf dem Klavier und später auf den von seinen Söhnen und Töchtern individuell gewählten Instrumenten. Vielen Menschen wird ein Talent als Geschenk in die Wiege gelegt. Aber längst nicht alle erhalten Begleitung und Unterstützung, es zu entfalten. «Unser Vater gab uns seine Begeisterung, seine Liebe zur Musik weiter. Er ermunterte uns beim Üben, brachte immer wieder neue Noten nach Hause, die uns zum Musizieren verlockten, und was ganz wichtig ist: Beide Eltern verfolgten mit Freude, Anteilnahme und Anerkennung unsere Fortschritte», stellen alle fünf Geschwister übereinstimmend fest. Einige unterrichten heute selber neben ihrer Orchester- und Solistentätigkeit Musikschüler und -studenten und erfahren dabei immer wieder, dass die Anteilnahme vieler Eltern kaum über das Bezahlen der Musikstunden hinausgeht. Dabei könnte es für sie überaus erfreu-

lich sein, aus der Nähe mitzuverfolgen, was ihre Kinder auf musikalischem Gebiet erleben und welche persönliche Entwicklung und Entfaltung sie in den Musikstunden machen. Und das sei für alle jene festgehalten, die an der Nützlichkeit des Musikunterrichts zweifeln – bekanntlich fällt er als eines der ersten Fächer den Sparmassnahmen an den Schulen zum Opfer: Es ist heute wissenschaftlich erwiesen, dass die Beschäftigung mit Musik das Gehirn, besonders jenen Teil, der für das logische Denken – also auch für Mathematik – massgebend ist, aktiviert und die raschere Auffassungsgabe fördert.

Ein «rechter» Beruf und erst dann die Musik

«Zuerst die Schulaufgaben, anschliessend das Üben der Musikinstrumente, und erst dann hinaus ins Freie», hiess die Devise für die Meier-Kinder. «Das war manchmal hart, besonders, wenn wir die Nachbarkinder schon draussen spielen hörten», erinnern sie sich heute. «Aber die Konsequenz unserer Eltern hat sich bewährt, und für ihre Haltung sind wir ihnen dankbar, auch wenn wir früher diesen oder jenen Trick ausheckten, um das Üben zu verkürzen oder zu

umgehen.» Alfons und Hedy Meier liessen ihre Kinder auch gewähren, wenn sie in der Schule in Rock- und Jazzbands mitwirken wollten und zu Hause plötzlich Beatles-Songs und andere Schlager neben dem klassischen Repertoire von Musik aus Barock, Klassik, Romantik und Neuzeit erklangen. «Offen sein für alle musikalischen Strömungen und alles ausprobieren – so macht das Musizieren Kindern viel mehr Spass.»

Trotz ihres grossen Talents empfahlen die Eltern Meier ihren Kindern, zuerst einen sogenannten bürgerlichen Beruf zu erlernen, ehe sie endgültig die Musikerlaufbahn einschlagen würden. «Nicht, dass wir an der Richtigkeit dieses Weges gezweifelt hätten», bemerkt Alfons Meier, «aber ein Unfall, auch, wenn er glimpflich ausginge und vielleicht lediglich die Beweglichkeit eines Fingers beeinträchtigte, was in einem anderen Beruf kaum Konsequenzen hätte, kann eine Musikerkarriere zunichte machen. Und so entschloss sich der älteste Sohn Kurt für das Studium der Experimentalphysik an der Universität Zürich, während sich sein Bruder Gerhard zum Elektroniker ausbildete. Luzia und Irmgard erlernten den Beruf

der Arztgehilfin, und Silvia absolvierte ein Bezirkslehrer-Studium mathematisch-naturwissenschaftlicher Richtung. Neben diesen Berufsausbildungen setzten alle fünf Geschwister den in der Kindheit begonnenen Musikunterricht am Konservatorium, auf Musikhochschulen oder als Studenten bei berühmten Solisten fort.

Die Seele des Familien-Ensembles

Eine Kindheit voller Musik und der spätere Weg als Berufsmusiker wären nicht möglich gewesen, hätte im Hintergrund nicht unermüdlich und liebevoll ein guter Geist gewirkt: Hedy Meier, die Mutter der fünf Kinder. «Sie war immer für uns da und hörte uns zu, nicht nur beim Musizieren, auch wenn uns Sorgen plagten, konnten wir ihr jederzeit unser Leid klagen», erinnern sie sich. «Sie koordinierte die Proben und hatte alle Termine für die Auftritte und die Radio- und Schallplattenaufnahmen im Griff.»

Und wo stehen die Geschwister Meier heute? Kurt Meier ist ein renommierter, weltweit konzertierender Oboist und wirkt unter anderem als Solist im Zürcher Kammerorchester. Er leitet am Konservatorium Luzern die Berufs- und

Konzertausbildungsklasse für Oboe. Gerhard Meier erwarb das Lehrdiplom für Violine und Blockflöte, ist Stimmführer im Aargauer Symphonie-Orchester und Mitglied des Pegasus-Klaviertrios. Er dirigiert das Symphonieorchester «Accento musicale Zürich» und leitet die Kammermusik der Bach- und Mozart-Wochen auf dem Herzberg bei Aarau. Luzia ist als Violinistin stellvertretende Stimmführerin des Tonhalle-Orchesters Zürich und hatte vorher diese Position im Orchester der Oper Zürich inne. Neben ihrer Tätigkeit als Orchestermusikerin widmet sie sich mit Begeisterung der Kammermusik. Irmgard und Silvia wirken als Bratschistin beziehungsweise Cellistin in verschiedenen Orchestern und Kammermusik-Ensembles mit.

Häufig sind die Geschwister Meier mit ihren Orchestern im In- und Ausland auf Tournee. Ein besonderes Ereignis steht nächstes Jahr bevor. Dann werden die drei Schwestern und die beiden Brüder als Familien-Ensemble im Rahmen einer von Swissair veranstalteten Kulturwoche in Shanghai und Peking auftreten. CDs des Familien-Ensembles Alfons Meier und des Oboisten Kurt Meier sind in Klingnau im Radio/TV-Geschäft Kobi, in jedem grösseren Fachgeschäft oder bei A. Moggi, Dammstrasse 59, 8702 Zollikon, erhältlich.

DONNERSTAG, 29. JULI 1999
LIMMATTALER TAGBLATT

ZÜRICH

«Wir wollen für die Alten spielen»

Gottlieb Zürrer Der 96jährige Brass-Band-Fan dirigiert das Zürcher Seniorenorchester

Eine Idee, die unter Pensionären Schule machen müsste: Das 28köpfige Zürcher Seniorenorchester unter dem 96jährigen Dirigenten Gottlieb Zürrer bringt Leben in Altersheime.

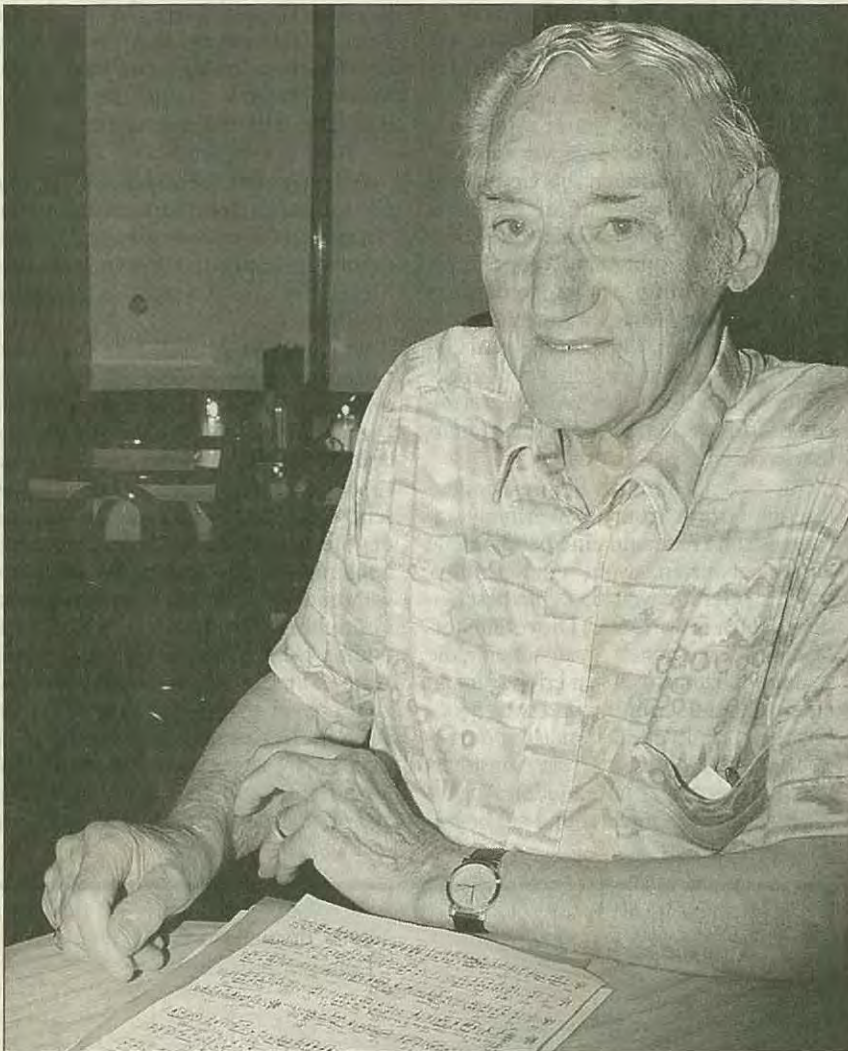
CHRISTOPH MERKI

Eigentlich ist er immer noch im Aktivdienst. Gottlieb Zürrer – am 18. Juli 1903 geboren und als Spielführer der Schweizer Armee während der Zweit-Weltkriegs-Zeit eingezogen – führt noch immer den Taktstock. Nicht mehr auf dem Felde, aber dafür im Zürcher Seniorenorchester. Natürlich besteht ein kleiner Unterschied zwischen Seniorenorchester und Armeespiel. Bietet zweiteres jeweils per Marschbefehl auf, machen in ersterem definitiv alle freiwillig mit! Und auch Gottlieb Zürrer, ein freundlicher Mann, macht nicht den Eindruck, dass er in Feldweibel-Manier das letzte aus seinen durchschnittlich doch über 70 Jahre alten Musikerinnen und Musikern herauspresst.

Wo sind andere Seniorenorchester?

Und um die Leadership im Orchester hat er sich keineswegs gerissen. Vor einem Vierteljahrhundert wollte er nur das Konzert einer kleinen Musikgruppe der Pro Senectute anhören. Ein Telefon einige Tage später brachte ihn aber ans Dirigentenpult der kleinen Kapelle, aus der mittlerweile das Seniorenorchester hervorgegangen ist.

Erstaunlich: Man würde annehmen, dass in der Schweiz etliche Seniorenorchester existieren – was gibt es Sinnvolleres, als im Alter zu musizieren? Doch Gottlieb Zürrer wäre wohl beim 1. Seniorenorchester-Dirigenten-Treffen der Schweiz, so es denn einmal ein solches gibt, ziemlich alleine. Ja, im Zürcher



Lebenselixir Die Musik bestimmt das Leben des 96jährigen Gottlieb Zürrer. FOTO: CAM

Oberland bestehe noch eine Senioren-Formation, da sei noch die Senioren-Blasmusik Winterthur. Sonst aber? Zürrer weiss von keinen weiteren Orchestern.

In der Tat liegt der Haken weniger bei musizierfreudigen Rentnern als vielmehr bei einem geeigneten Dirigenten. Der muss nämlich vom Fach sein. Ganz einfach: Das Seniorenorchester Zürich hat eine unübliche Zusammensetzung,

wie es sich halt ergab, vom Streicher über Querflötisten bis zum Altsaxophonisten. Musikkultur für eine solche Formation gibt es kaum, und so blieb in unserem Falle die Arbeit bei Gottlieb Zürrer hängen. Für den kein Problem: Mitte der 1930er Jahre hat der gelernte Elektromonteur, der lange beim Zürcher Elektrizitätswerk arbeitete, am Konsi das Examen als Blasmusikdirigent gemacht. Und so hat er Fachwissen,

obwohl er sich immer als Hobbymusiker verstand: «Ich muss alles selber arrangieren.» Hut ab vor Gottlieb Zürrer, der zum Beispiel den Klavierauszug der Polka «Edelweiss und Enzian» behändigt, diesen mehrstimmig für sein Seniorenorchester arrangiert. Das sind mehr als nur ein paar dutzend Arbeitsstunden! Übrigens scheiterte die Suche nach einem etwas jüngeren Nachfolger für Zürrer bisher meist daran: Dirigieren kann mancher, beim Arrangieren wird die Auswahl aber klein.

Und immer wieder hat Gottlieb Zürrer im Verlauf seiner Dirigentenzeit wohl auf Mutationen reagieren müssen. Ein ständiger Aderlass. Der Sensenmann macht auch vor Musikern nicht halt, Zürrer zeigt dem Reporter ein Foto, auch schon 15 Jahre alt, von einem Altersheim-Konzert: «Der Bassist ist leider gestorben; der da nebenan auch.»

«Motivierte Leute»

Mit dem Repertoire von Unterhaltungsmusik und leichter Klassik – von der Melodie aus dem Film «Dr. Schiwago» über die Polka «Im Kahlenberger Dörfel» bis zur Humoreske von Anton Dvorák – geht das Seniorenorchester ans Konzertieren. Zwar gab es auch schon einen Auftritt im Migros-Hochhaus, Zürcher Limmatplatz. Gut besucht sind aber vor allem die Auftritte in Alters- und Krankenheimen, meist müssten in die Säle noch zusätzliche Stühle hereingetragen werden, sagt der in Zürich-Wollishofen wohnhafte Zürrer. Ein sinnvoller Auftrag: «Wir wollen für die Alten spielen», erklärt der Dirigent.

Nicht zuletzt bereitet aber das Orchester auch den Mitspielenden viel Freude. Gepröbt wird mittwochs in der «Dorflinde», dem Altersheim in Oerlikon. Wenn er jeweils für die Probe eintrudle, seien die Notenständer schon aufgestellt: «Die Leute sind voll motiviert.» Und interessant – die meisten seiner Musiker, erklärt Zürrer, wohnten noch daheim, nicht in einem Altersheim.

Violinvirtuose

Mit dem erst 27jährigen Zürcher Stefan Tönz wächst ein Musiker von Weltformat heran. Er ist Solist in einer Klubhaus-Konzerttournee.



Nein, ein Wunderkind war ich nicht. Wie meine zwei Schwestern und unzählige andere Kinder begann ich mit der Blockflöte. Bei mir ging es Schritt für Schritt, freiwillig und ohne grosse Opfer. Schliesslich war mir der Fussball mindestens so wichtig wie die Geige. Ich wollte auf keines von beiden verzichten – und musste auch nicht.»

Dies ist keine falsche Bescheidenheit. Die Geige ist für Stefan Tönz das Selbstverständlichste der Welt – nicht mehr, aber auch nicht weniger. Dass er Geige spielen möchte, war ihm schon als Siebenjähriger klar.

Verantwortlich dafür waren nicht seine Eltern, sondern deren Plattensammlung. «Ich war ganz gebannt von der Geige und spielte schon bald täglich drei bis vier Stunden. Ich musste nicht üben, ich durfte spielen.»

Als 14jähriger gewann Tönz den Schweizerischen Jugendmusik-

► wettbewerb. Damit waren die Weichen gestellt. Fussball war keine Alternative mehr. In der Folge machte er auch als internationaler Preisträger in Genf, Wien und Florenz von sich reden. Doch seine Auszeichnungen sieht er sehr realistisch:

«Viele Konzertveranstalter verlassen sich nicht allein auf ihr eigenes Empfinden, sondern orientieren sich stark an Drittmeinungen. Deshalb sind Wettbewerbe und auch Kritiken wichtig, jedenfalls solange man noch nicht sehr bekannt ist.»

Hervorragende Kritiken erhielt er nicht nur für seine Auftritte, sondern auch für die 1998 erschienene Debüt-CD des 3. Violinkonzerts von Camille Saint-Saëns, begleitet von der Academy of St. Martin in the Fields unter der Leitung von Sir Neville Marriner. Während vier Monaten hielt sie sich in den Top Ten der Schweizer Klassik Charts. Das führende deutsche Fachmagazin «Klassik heute» beschied Tönz «stupende Fingerfertigkeit und Bogentechnik» und sieht ihn als «einen der ganz grossen Geiger».

Seine Fähigkeiten zeigte er auch auf seiner zweiten CD mit dem «Concerto funebre» von Karl Amadeus Hartmann (Gallo), das er auch in den Klubhaus-Konzerten spielt. In den nächsten Wochen



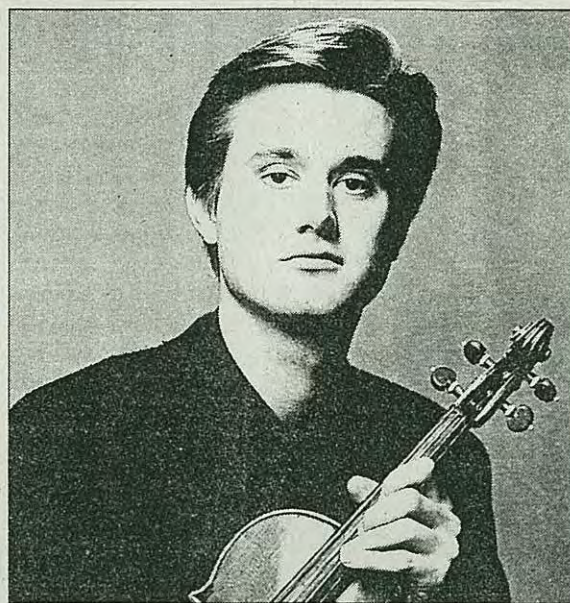
folgt bei Pan seine dritte Platte mit Werken von Kurt Weill, Egon Wellesz und Rudi Stephan, aufgenommen mit Jonathan Nott im neuen Luzerner Konzertsaal.

Andere Jungeiger debütieren üblicherweise mit Mozart oder Mendelssohn, Stefan Tönz zieht die Repertoire-Nischen vor: «Ich mag Stücke, bei denen nicht jeder jeden Ton mitpfeift. Es ist auch eine grosse Herausforderung, der Stilistik der Werke gerecht zu werden. Früher war man Interpret, heute muss man auch ein bisschen Wissenschaftler sein.»

Allerdings, Tönz ist alles andere als ein trockener Ausgrabungs- ►

Stefan Tönz war von 1991 bis 1993 Studienpreisträger des Migros-Kulturprozents.

Bild PD



Stefan Tönz:
«Es gibt noch so viel Neues zu entdecken!».

Bilder PD/M. Bühler

► spezialist. Sein Repertoire ist sehr breit – von Barock bis Postmodern: «Ich möchte mich nicht schon jetzt festlegen. Es gibt noch so viel Neues zu entdecken! Ich gehe oft und gerne in Konzerte und höre viele Platten. Es geht nicht darum, jemanden zu kopieren, aber ich kann dabei sehr viel lernen.»

Nein, trotz seinen Erfolgen hat Stefan Tönz keine Starallüren: «Eine Solistenkarriere setzt viel Planung und Disziplin voraus. Schliesslich ist auch Geigenspielen ein Handwerk. Aber mit einem

Vorurteil muss man aufräumen: In allen grossen Orchestern sitzen nicht bloss «Mitspieler», sondern ausgesprochene Spitzenleute. Aber es ist nicht jedermanns Sache, sich zu exponieren.»

Und wird die Schweiz für ihn nicht langsam zu klein? «Ich spiele natürlich auch im Ausland. Aber die Schweiz hat eigentlich ein sehr gutes Konzertangebot – nicht nur wenn man bedenkt, wie klein sie ist. Und Heimspiele sind doch die schönsten Spiele – nicht nur beim Fussball.»

HEINZ SCHMID

Senioren musizieren für Senioren

(mü) Ein Auftritt für Seniorinnen und Senioren ist für das Seniorenorchester Baden nichts aussergewöhnliches. Dennoch war das Konzert vom Mittwochnachmittag im Regionalspital Laufenburg eine Premiere. Zum ersten Mal in seiner fünfzehnjährigen Geschichte konzertierte das Ensemble im Fricktal. 100 Senioren und Seniorinnen und Patienten des Regionalspitals erlebten mit beschwingten Melodien einen fröhlichen Nachmittag.

Begrüsst wurden Orchester und Gäste im Mehrzwecksaal des Regionalspitals von Elisabeth Imhof, Gipf-Oberfrick, der Präsidentin der Pro Senectute des Bezirks Laufenburg. Der heutige Nachmittag wolle Freude bereiten und mit schönen Melodien aus dem Alltag entführen. Das Seniorenorchester Baden zählt 33 Mitglieder. In Laufenburg wirkten 27 mit. Für das vollständige Orchester wäre die Bühne fast zu klein gewesen. Gegründet wurde das Orchester 1984 unter dem Patronat der Pro Senectute des Kantons Aargau von Maria Wernle. Mit besonderem Applaus wurden fünf Orchestermitglieder aus dem Fricktal begrüsst.

Fünf Musizierende waren es auch, welche vor 15 Jahren den Grundstock des Orchesters bildeten. Das Ensemble trifft sich alle 14 Tage in Wettingen zur Probe. Fünf- bis sechsmal im Jahr treten sie auf an Festen, an Nachmittagen für Senioren und für Pensionierte.

Musikalisch fordernd

Für diesen Nachmittag hatte der Leiter des Orchesters, Alfons Meier, Klingnau, ein recht abwechslungsrei-



Dirigent Alfons Meier gibt schwungvoll den Takt an.

(Fotos: Othmar Müller)

ches, unterhaltsames Programm vorbereitet. Zu Beginn ertönte «The coronation day» (Krönungstag), arrangiert von Walter Bergmann, eine feierliche Komposition. «Notturmo in C-Dur» von Johann Bapstiste Vanhal war so recht Musik zum Träumen. Musikalischer Höhepunkt des ersten Teils waren fünf Contratänze von Wolfgang Amadeus Mozart. Diese Gesellschaftstänze kamen aus England.

Es wurde in Reihen oder im Kreis getanzt. Recht beschwingt wienerisch ging der erste Konzertteil mit «Weina Madln», einem Walzer für Orchester und Klavier von Carl Michael Ziehrer, zu Ende. Ziehrer ist bekannt für seine Operettenmelodien, durch Tänze und Märsche. Er war Wiener Hofball-Musikdirektor. Besonderen Applaus gab es für Dr. Hans-Sepp Simonett, Frick, am Klavier.

Weihnachtsgeschichte

Während einer kurzen Pause für das Orchester las Elisabeth Imhof eine Weihnachtsgeschichte von Karl Heinrich Waggerl aus dem Büchlein «...und es begab sich...». Es ist die Geschichte eines störrischen Esels, der sich nur widerwillig dem Befehl des Engels fügt, die Heilige Familie nach Ägypten zu begleiten, und dabei glaubt, eine viel zu schwere Last tragen zu müssen. Weiter ging es mit dem Intermezzo «Silberfischchen» von Th. Furter. Intermezzo, Zwischenspiel, war früher Musik zwischen zwei Akten im Theater. Später eigene Kompositionen. Es folgten drei «Europäische Tänze» (Serbien, Ukraine und Spanien) von Eberhard Werdin. Musik ist eine Sprache, die alle Landesgrenzen überwindet. Den Abschluss und zugleich die Einstimmung auf Weihnachten bildete «Knecht Ruprecht's Einkehr» von Adolf Jäcke, arrangiert von Wilhelm Högel. Es beschreibt musikalisch den Besuch von St. Nikolaus. Wie schon nach den einzelnen Vorträgen gab es am Schluss langen, herzlichen, warmen Applaus. Es war erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit und Sicherheit das Orchester die zum Teil recht anspruchsvollen Kompositionen wiedergab. Für die Organisation dieses aussergewöhnlichen Nachmittages durften Pflegeleiterin Susanne Schmid und Marianne Herzog, die Leiterin der Pro Senectutestelle Bezirk Laufenburg, Dank entgegennehmen. Elisabeth Imhof wünschte allen eine Adventszeit voll Freude, voll Licht und mit vielen schönen Stunden. Ihr Wunsch, das Badener Seniorenorchester möchte wieder einmal ins Fricktal kommen, war sicher der Wunsch aller Besucher und Besucherinnen.



Bläser und Streicher des Seniorenorchesters.

Senioren musizierten für Senioren

2006

Regionalspital Laufenburg

Ein Auftritt für Seniorinnen und Senioren ist für das Seniorenorchester Baden nichts aussergewöhnliches.

(mü.) Dennoch war das Konzert vom Mittwochnachmittag im Regionalspital Laufenburg eine Premiere. Zum erstenmal in seiner fünfzehnjährigen Geschichte konzertierte das Ensemble im Fricktal. 100 Senioren und Seniorinnen und Patienten des Regionalspitals erlebten mit beschwingten Melodien einen fröhlichen Nachmittag.

Begrüsst wurden Orchester und Gäste im Mehrzwecksaal des Regionalspitals von Elisabeth Imhof, Gipf-Oberfrick, der Präsidentin der Pro Senectute des Bezirks Laufenburg. Der heutige Nachmittag wolle Freude bereiten und mit schönen Melodien aus dem Alltag entführen. Das Seniorenorchester Baden zählt 33 Mitglieder. In Laufenburg wirkten 27 mit. Für das vollständige Orchester wäre die Bühne fast zu klein gewesen. Gegründet wurde das Orchester 1984 unter dem Patronat der Pro Senectute des Kantons Aargau von Maria Wernle. Mit besonderem Applaus wurden fünf Orchestermitglieder aus dem Fricktal begrüsst. Fünf Musizierende waren es auch, welche vor 15 Jahren den Grundstock des Orchesters bildeten. Das Ensemble trifft sich alle 14 Tage in Wettingen zur Probe. Fünf- bis sechsmal im Jahre treten sie auf an Festen, an Nachmittagen für Senioren und für Pensionierte.

Für diesen Nachmittag hatte der Leiter des Orchesters, Alfons Meier, Klingnau, ein recht abwechslungsreiches, unterhaltsames Programm vorbereitet. Zu Beginn ertönte «The coronation day» (Krönungstag), arrangiert von Walter Bergmann, eine feierliche Komposition. «Nottunro in C-dur» von Johann Baptist Vanhal war so recht Musik zum träumen. Mu-



Senioren spielten für Senioren.

sikalischer Höhepunkt des ersten Teils waren fünf Contratänze von Wolfgang Amadäus Mozart. Diese Gesellschaftstänze kamen aus England. Es wurde in Reihlen oder im Kreis getanzt. Recht beschwingt wienerisch

ging der erste Konzertteil mit «Weana Madln», einem Walzer für Orchester und Klavier von Carl Michael Ziehrer zu Ende. Ziehrer ist bekannt für seine Operettenmelodien, durch Tänze und Märsche. Er war Wiener Hofball-Mu-

sikdirektor. Besonderen Applaus gab es für Dr. Hans-Sepp Simonett, Frick, am Klavier.

Der störrische Esel

Während einer kurzen Pause für das

Orchester las Elisabeth Imhof ein Weihnachtsgeschichte von Karl Heinrich Waggerl aus dem Büchlein «... und es begab sich...». Es ist die Geschichte eines störrischen Esels, der sich nur widerwillig dem Befehl des Engels fügt, die Heilige Familie nach Aegypten zu begleiten und dabei glaubt, eine viel zu schwere Last tragen zu müssen. Weiter ging es mit dem Intermezzo «Silberfischchen» von Th. Furter. Intermezzo, Zwischenspiel war früher Musik zwischen zwei Akten im Theater. Später eigene Kompositionen. Es folgten drei «Europäische Tänze» (Serbien, Ukraine und Spanien) von Eberhard Werdin. Musik ist eine Sprache, die alle Landesgrenzen überwindet. Den Abschluss und zugleich Einstimmung auf Weihnachten bildete «Knecht Ruprechts Einkehr» von Adolf Jäcke, arrangiert von Wilhelm Högel. Es beschreibt musikalisch den Besuch von St. Nikolaus. Wie schon nach den einzelnen Vorträgen, gab es am Schluss langen, herzlichen, warmen Applaus. Es war erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit und Sicherheit das Orchester die zum Teil recht anspruchsvollen Kompositionen wiedergab.

Für die Organisation dieses aussergewöhnlichen Nachmittages durfte die Pflegeleiterin Susanne Schmid und Marianne Herzog, die Leiterin der Pro Senectutestelle Bezirk Laufenburg Dank entgegennehmen. Elisabeth Imhof wünschte allen eine Adventszeit voll Freude, voll Licht und mit vieler schönen Stunden.

Ihr Wunsch, das Badener Seniorenorchester möchte wieder einmal ins Fricktal kommen, war sicher, der Wunsch aller Besucher und Besucherinnen und Besucherinnen.

Foto: Othmar Müller

Senioren für Senioren

Laufenburg Orchester von 55- bis 87-Jährigen konzertierte



Adventskonzert am Altersnachmittag Senioren-Orchester Baden bei seinem ersten Auftritt im Fricktal.

FOTO: HB

Das Regionalspital Laufenburg und die Pro Senectute des Bezirks Laufenburg luden am Altersnachmittag zu einem Adventskonzert ein mit dem Senioren-Orchester Baden, unter der Leitung von Alfons Meier, Klingnau. Die Musikerinnen und Musiker im Alter von 55 bis 87 Jahren brachten den über 100 Zuhörern mit einem Strauss stimmungsvoller Klänge Freude und Abwechslung in ihren Alltag. Durch das Konzert führte die Präsidentin der Pro Senectute des Bezirks Laufenburg, Elisabeth Imhof.

Das Senioren-Orchester Baden hatte seinen ersten Auftritt im Fricktal. Gegründet wurde das Orchester 1984 von Maria Wernle, die auch heute noch als versierte Geigenspielerin mitwirkt. Was mit 5 Leuten bescheiden begonnen hatte, ist mittlerweile zu einem respektablem Orchester mit 33 Mitgliedern angewachsen. Davon stammen 5 aus dem Fricktal, wie von Elisabeth Imhof zu erfahren war.

Unter der Leitung von Alfons Meier wird alle 14 Tage in Wettingen geprobt. Das Orchester tritt durchschnittlich 6-mal pro Jahr auf, vorwiegend an Festlichkeiten, Pensioniertentreffen und Altersnachmittagen. Das Repertoire der Senioren, die mit ihrer Musik andere Se-

nioren erfreuen, setzt sich aus leichter Klassik und gehobener Unterhaltungsmusik zusammen.

Festliche Klänge und Walzer

Am Konzert im Regionalspital Laufenburg wirkten 27 Musikerinnen und Musiker mit. Mehr Instrumentalisten hätten ohnehin keinen Platz auf der Bühne gehabt. Auch der Zuschauer-raum war gestossen voll, so dass einmal die Patienten im Rollstuhl die Privilegierten waren; sie durften das erbauliche Konzert in den vordersten Reihen geniessen.

Zum Auftakt erklangen eine festliche Komposition und ein «Notturmo in C-dur» von Johann Baptist Vanhal. Es folgten beschwingte alte Gesellschaftstänze von Wolfgang Amadeus Mozart. Anschliessend war Wiener-Walzer-Musik im Dreivierteltakt von Carl Michael Ziehrer angesagt. Ziehrer war nicht nur ein bekannter österreichischer Komponist, sondern auch Wiener Hofball-Direktor. Im «Weana Madl», einem Walzer für Orchester und Klavier, profilierte sich der Fricker Arzt Hans-Sepp Simonett zur Abwechslung einmal als Pianist, während seine Frau im Orchester die Querflöte spielte. Versteht sich, dass die beschwingte wienerische Darbietung

vom Fricktaler Publikum mit einem besonders herzlichem Applaus verdankt wurde.

In der Pause erbaute Elisabeth Imhof die Zuhörer mit der rührenden Weihnachtsgeschichte «Der störrische Esel und die süsse Distel» von Heinrich Wagnerl.

Ein leichtfüssiger Samichlaus

Ein Intermezzo und Tänze aus Serbien, Spanien und der Ukraine bekam man im zweiten Teil des Konzertes zu hören. Die Sprache der Musik sei eben völkerverbindend, die könne man überall verstehen, meinte Elisabeth Imhof, bevor sie als letztes Stück «Knecht Ruprechts Einkehr» von Adolf Jäckel ankündigte. Der musikalische «Samichlaus» war aber kein Polterer. Leichtfüssig und etwas verspielt kam er daher, so dass das Konzert lieblich ausklang.

Wer Freude am Musizieren hat und auch gerne im Senioren-Orchester Baden mitwirken möchte, ist willkommen. Gesucht werden vor allem weitere Holzbläser. Mitwirken kann, wer älter ist als 50 Jahre, vorausgesetzt, man beherrscht sein Instrument noch einigermaßen und ist zum Üben bereit. Nähere Auskunft erteilt Maria Wernle unter der Telefonnummer: 056/424 14 10. (hb)

Alfons Meier legt Dirigentenstab nieder

Klingnau Beobachtungen und Gedanken beim Abschiedskonzert in der Stadtkirche

Mit jugendlichem Schwung führte der bald 80-jährige Dirigent Alfons Meier sein Hoahrheinisches Kammerorchester in der voll besetzten Stadtkirche zu seinem viel bejubelten Abschiedskonzert. Markus Würsch glänzte als Solotrompeter.

JÜRIG HALLER

Energievoll gibt Meier seinen Einsatz zum C-dur-Concerto für Trompete und Streicher von Giuseppe Torelli. Die virtuose Solopartie erfährt durch Markus Würsch eine überzeugende Darstellung. Dicht gedrängt sitzen die 23 Instrumentalisten und Instrumentalistinnen auf dem Podium. Sie folgen den unmissverständlichen Zeichen ihres Chefs mit grossem Einsatz, um ihm nochmals eine Freude zu bereiten. Lebensvoll gerät das Concerto grosso B-dur von William de Fesch. Als Solisten können sich Ruth Bucher und Claudio Cononica (Geige) sowie Christina Kunz (Cembalo) hervortun. Mit tänzerischem Schwung leitet Meier seine Schar zum Erfolg. Als unermüdlicher Motor, als Antreiber betätigt sich der Dirigent auch im Trompetenkoncert des unbekannteren Richard Mudge. Markus Würsch kann seine virtuose Trillertechnik ins beste Licht rücken. Der Luzerner



Abschied Alfons Meier dirigiert in der Klingnauer Stadtkirche sein letztes Konzert.

FOTOS: ZA

hat ein höchst anstrengendes Pensum zu erledigen. Auch im C-dur-Concerto von Giuseppe Tartini schwingt er sich virtuos auf das hohe Seil der Trompetenkunst und hält sich souverän oben.

Im Orchester herrscht nicht immer Einigkeit, was dem Dirigenten keine Freude bereiten dürfte.

Dann ein krasser Stilwechsel vom brillanten Barock ins Wienerisch-Unverbindliche mit leicht sentimentalem Einschlag; Richard Heubergers «Nachtmusik» tönt leichter, als sie effektiv zu spielen ist. Alfons Meier gibt alles, um den Erfolg zu gewährleisten. Er vergisst keinen Einsatz zu signalisieren. Der lin-

ke Zeigefinger fährt dazu energisch vor. Die Rechte saust unmissverständlich nach unten, um das Tempo zu diktieren. Die Linke dient einmal als Antreiber der Lautstärke, ein andermal kommt sie als Abdämpfer zur Anwendung – Crescendo und Diminuendo im Wechselspiel. Die musikalische Rarität aus Wien

MONTAG, 20. NOVEMBER 2000

AARGAUER ZEITUNG

2008



Ehrung Arthur Gauch lässt Erinnerungen aufleben. Rechts Alfons Meier.

erklängt nicht in allen Teilen nach Wunsch. Doch der Beifall ist gross. Alfons Meier verbeugt sich elegant und leitet den Dank galant aus Orchester weiter. Mit einem stillen Leuchten im Gesicht verlässt der Chef, der auch heute wie schon seit 34 Jahren gratis dirigiert, das Podium. Als Finales hat er ein reifes und effektvolles Werk, die D-dur-Sonate von G. Ph. Telemann, ausgewählt. Noch einmal kann Markus Würsch in seinem virtuosen Spiel glänzen. Meiers Dirigierbewegungen zeigen an, was er von seinen Schützbedienten verlangt. Grosse Gesten fordern einen grossen Ton, kleine eine leise Spielweise.

Bewegender Abschied mit Rosen

Der Dirigent freut sich über den Erfolg des Trompeters. Weil der Applaus nicht enden will, kommts – noch rasanter als in der ersten Darbietung – zum Dacapo. Grosser Jubel. Dank an die Stimmführer, zu denen auch Klaus Kunzmann (Bratsche) und Dirigenten-tochter Silvia Meier (Cello, seit dem Start des Orchesters dabei) gehören. Dann das bewegende Ende: Jedes Orchestermitglied verabschiedet sich von Alfons Meier mit einer Rose, darunter Tochter Irmgard Moggi-Meier, während sich Gattin Hedy und die Kinder Luzia, Gerhard und Kurt Meier im Publikum über die Beifallsstürme freuen.

Alfons Meiers erstes, kurzes Fazit: «Ich ging das Konzert locker wie sonst an. Ich freute mich auf das Abschiedskonzert. Die Wehmut wird wohl erst später kommen. Ich hoffe, dass das Orchester weiterhin bestehen wird. Erste Anzeichen sprechen dafür.»

Eine eindrucksvolle Ära ist zu Ende gegangen.

«Du holde Kunst, ich danke dir»

Alfons Meier Verdiente Würdigung bei einem Apéro

Alle Konzertbesucher waren zum Apéro in den Pfarreisaal Johanniter eingeladen und viele von ihnen, vor allem Angehörige, Freunde und die Orchestermitglieder, wohnten der würdigen Abschiedsfeier für Alfons Meier bei.

Leo Erne (Döttingen) führte gewandt durch den Reigen der Ansprachen. Klingnaus Stadtammann Daniel Zimmermann sprach Meier Dank und Anerkennung namens der Klingnauer Behörde und Bevölkerung aus. Mit seiner Musik habe er vielen Menschen grosse Freude bereitet, sagte Zimmermann. Meier habe er als respektvolle Persönlichkeit in Erinnerung, der seinerseits Respekt gegenüber den Mit-

menschen und Schülern gezeigt habe. Seine Tätigkeit sei von Professionalität gekennzeichnet. Arthur Gauch (Würenlingen) liess im Namen des Gemeinderates und des Kulturkreises Würenlingen – Meiers Heimatgemeinde –, aber auch als Jugendfreund von Alfons Meier Erinnerungen aufleben. Prall gefüllte Lokale bewiesen die grosse Wertschätzung, die er in Würenlingen genoss und noch genießt. Der Gemeinderat stellt den «Dachboden» dem Orchester weiterhin als Proberaum gratis zur Verfügung. Gauch würdigte «das einzigartige Phänomen in der neuen Schweizer Musikgeschichte», dass alle fünf Meier zum Meister ihres Instruments gewor-

den seien. Gauchs Fazit an die Adresse von Alfons Meier: «Du lebst Musik, Musik ist der zentrale Teil deines Lebens. Eine Region dankt dir.»

Als Vertreter des Aargauer Kuratoriums, das die Konzerte Meiers seit langem finanziell unterstützt, überbrachte Herbert Frei Grüsse und Dank der Aargauer Bevölkerung. Meiers Rücktritt sei kein Aufhören, sein Wirken im Dienst der Gemeinschaft und zur eigenen Freude lebe weiter.

Im Namen des Kulturreferates Waldshut verdankte Dieter Zauft die lange Tätigkeit Meiers, der musikalische und menschliche Brücken über den Rhein geschlagen habe. Patrik

Oberholzer würdigte als Präsident der Kirchenpflege Klingnau die vielfältigen Verdienste von Alfons Meier. Gerne erinnere man sich an die vielen Aufführungen des Kirchen- und des Jugendchors sowie des Familienensembles. Als Gründungsmitglied des Orchesters zeichnete Klaus Affolter die «lebenslange Jagd nach Orchesterliteratur» Meiers nach. Dieser habe das Ensemble in über 100 Konzerten dirigiert und ihm ein einzigartiges Gepräge gegeben.

Tief bewegt dankte der «Mann des Abends» für die ehrenvollen Worte und die Geschenke, die er entgegennehmen durfte. «Du holde Kunst, ich danke dir», zitierte er abschliessend. (ir)

Abschied nach glanzvoller Karriere

AARGAUER ZEITUNG

DIENSTAG, 14. NOVEMBER 2000

Klingnau Alfons Meier legt nach 34 Jahren den Taktstock beiseite

Am 4. Januar kann der Klingnauer Lehrer und Musiker Alfons Meier seinen 80. Geburtstag feiern. «Jetzt ist es Zeit, mich zurückzuziehen», sagte er sich. Am Samstag dirigiert er in der Klingnauer Stadtkirche das von ihm gegründete Hochrheinische Kammerorchester zum letzten Mal.

JURG HALLER

Damit nimmt eine bemerkenswerte Ära ihren Abschluss, die volle 34 Jahre dauerte. Meier erinnert sich an die Gründungszeit: «Als Dirigent des Kirchenchors Klingnau und Organist an der Stadtkirche suchte ich für grössere Werke Instrumentalisten auf beiden Seiten des Rheins. Mit der Zeit kam der Gedanke auf, auch ausserhalb der Kirche gemeinsam zu musizieren. Nach der ersten, unbefriedigenden Probe ohne Dirigent wurde ich angefragt, ob ich die Leitung übernehmen würde.»

Anfänglich bestand das Orchester, das zeitweilig über 20 Mitglieder zählte, vorwiegend aus Musiklaien. Davon wirken einige seit der Gründung noch heute engagiert weiter. Schon viele Jahre wird das Stammorchester vor Auftritten regelmässig durch Berufsmusiker ergänzt. Natürlich spielten mit der Zeit auch die fünf Kinder Meiers mit, und zwar bald an den ersten Pulten, so Gerhard, Luzia und auch Schwiegertochter Arlette Hock Meier als Konzertmeister.

Vielfalt mit wertvollen Raritäten

Das Hochrheinische Kammerorchester, das eine völkerverbindende Funktion erfüllt, führte neben gängigen Werken immer wieder wertvolle Raritäten auf, die sein Dirigent in unermüdlicher Sucharbeit aufgestöbert hatte. «Zur Hauptsache spielten wir Barock und Klassik», erklärt Meier. Eine besondere Vorliebe entwickelte der Dirigent zur böhmischen Musik aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. So tauchten in den Programmen Namen wie Zelanka, Stamitz, Zach, Fiala und Kromer auf, weiter Klughart, Arensky und Janacek. Das 20. Jahrhundert vertraten Britten, Maasz, Holst, Hindemith, Bartok, Blum und Sutermeister – eine imponierende Bilanz.

Die Idee, alle Orchesterinstrumente solistisch vorzustellen, zog Alfons Meier konsequent durch. Von der Violine bis zum Kontrabass, von der Flöte bis zum Fagott, von der Trompete bis zur Posau-

ne kamen alle zu Gehör. «Mein Bestreben war, möglichst viele musikalische Gebiete zu erschliessen», stellt Meier rückblickend fest. Seit rund fünf Jahren praktiziert er Barockmusik mit modernen Instrumenten, so wie sie Nikolaus Harnoncourt ausübt. «Ich wurde dazu angeregt durch meine Tochter Luzia, die unter diesem Dirigenten spielte. Zudem studierte ich alte Quellen und hörte mir Wiedergaben am Radio an.»

Unermüdlische Schaffenskraft

Beeindruckend ist auch das Verzeichnis der aufgeführten Chorwerke, bei denen Meiers Orchester mitwirkte: Den Gesangspart bestritt der katholische Kirchenchor Klingnau, den er während 30 Jahren leitete. Zur gleichen Zeit spielte er die Orgel in der Stadtkirche. Das Orchester wirkte auch in acht Konzerten des Kirchenchors St. Sebastian, Wettingen, mit. Seit 22 Jahren bis Ende dieses Jahres leitet Meier auch diesen Chor und ist dort gleichzeitig zweiter Organist. Einige Jahre war der hauptamtliche Reallehrer auch Gesangslehrer an der Bezirksschule Klingnau. Er leitete den Kinderchor, der viele Gottesdienste sowie Advents- und Weihnachts-singen musikalisch gestaltete. Im Kreiscäcilienverband Zurzach war er vorerst Verbandsorganist, dann lange Zeit Verbandsdirigent. Nach Hauptrollen in Operettenaufführungen des Männerchors «Harmonie», Klingnau, dirigierte Meier diesen Chor später viele Jahre selber. «Mit diesem Chor kam ich stets goldgeschmückt von den Gesangstesten zurück», erzählt der Dirigent. Er erteilte Privatunterricht in Blockflöten- und Klavierspiel. Von 1984 bis 1992 leitete er den Männerchor Wettingen. Als letzte, aber angenehme Verpflichtung bleibt Meier in Zukunft die musikalische Leitung des Senioren-Orchesters der Region Baden.

Meiers Leitgedanken

Auf welchen Grundfesten war die aufopferungsvolle, treue, kompetente und liebevolle Arbeit Meiers aufgebaut? «Für mich stand schon als Zögling des Benediktinergymnasiums Sarnen die Kirchenmusik im Vordergrund. Schon dort hatte ich Gelegenheit, aushilfsweise die Orgel zu spielen. Zu Ostern sprang ich für meinen Vater, der Lehrer, Organist und Dirigent des Kirchenchors Würenlingen war, ein.» Auch als Pianist konnte sich Meier schon früh solistisch betätigen. Also hatte er die besten Voraussetzungen, den Beruf eines Kirchenmusikers zu ergreifen. Doch sein Vater winkte ab und legte ihm den Lehrerberuf ans Herz. Also absolvierte Alfons Meier nach der Maturität ein Hospitantenjahr am Lehrerseminar

Abschied nach glanzvoller Karriere

Klingnau Alfons Meier legt nach 34 Jahren den Taktstock beiseite

Am 4. Januar kann der Klingnauer Lehrer und Musiker Alfons Meier seinen 80. Geburtstag feiern. «Jetzt ist es Zeit, mich zurückzuziehen», sagte er sich. Am Samstag dirigiert er in der Klingnauer Stadtkirche das von ihm gegründete Hochrheinische Kammerorchester zum letzten Mal.

JÜRIG HALLER

Damit nimmt eine bemerkenswerte Ära ihren Abschluss, die volle 34 Jahre dauerte. Meier erinnert sich an die Gründungszeit: «Als Dirigent des Kirchenchors Klingnau und Organist an der Stadtkirche suchte ich für grössere Werke Instrumentalisten auf beiden Seiten des Rheins. Mit der Zeit kam der Gedanke auf, auch ausserhalb der Kirche gemeinsam zu musizieren. Nach der ersten, unbefriedigenden Probe ohne Dirigent wurde ich angefragt, ob ich die Leitung übernehmen würde.»

Anfänglich bestand das Orchester, das zeitweilig über 20 Mitglieder zählte, vorwiegend aus Musiklaien. Davon wirken einige seit der Gründung noch heute engagiert weiter. Schon viele Jahre wird das Stammorchester vor Auftritten regelmässig durch Berufsmusiker ergänzt. Natürlich spielten mit der Zeit auch die fünf Kinder Meiers mit, und zwar bald an den ersten Pulten, so Gerhard, Luzia und auch Schwiegertochter Arlette Hock Meier als Konzertmeister.

Vielfalt mit wertvollen Raritäten

Das Hochrheinische Kammerorchester, das eine völkerverbindende Funktion erfüllt, führte neben gängigen Werken immer wieder wertvolle Raritäten



Rücktritt Alfons Meier bei seiner letzten Probe mit dem Hochrheinischen Kammerorchester im Würenlinger Dachboden. FOTO: ZA

auf, die sein Dirigent in unermüdlicher Sucharbeit aufgestöbert hatte. «Zur Hauptsache spielten wir Barock und Klassik», erklärt Meier. Eine besondere Vorliebe entwickelte der Dirigent zur böhmischen Musik aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. So tauchten in den Programmen Namen wie Zelanca, Stamitz, Zach, Fiala und Kromer auf, weiter Klughart, Arensky und Janacek. Das 20. Jahrhundert vertraten Britten, Maasz, Holst, Hindemith, Bartok, Blum und Sutermeister – eine imponierende Bilanz.

Die Idee, alle Orchesterinstrumente solistisch vorzustellen, zog Alfons Meier konsequent durch. Von der Violine bis zum Kontrabass, von der Flöte bis zum Fagott, von der Trompete bis zur Posau-

ne kamen alle zu Gehör. «Mein Bestreben war, möglichst viele musikalische Gebiete zu erschliessen», stellt Meier rückblickend fest. Seit rund fünf Jahren praktiziert er Barockmusik mit modernen Instrumenten, so wie sie Nikolaus Harnoncourt ausübt. «Ich wurde dazu angeregt durch meine Tochter Luzia, die unter diesem Dirigenten spielte. Zudem studierte ich alte Quellen und hörte mir Wiedergaben am Radio an.»

Unermüdliche Schaffenskraft

Beeindruckend ist auch das Verzeichnis der aufgeführten Chorwerke, bei denen Meiers Orchester mitwirkte: Den Gesangspart bestritt der katholische Kirchenchor Klingnau, den er während 30 Jahren leitete. Zur gleichen Zeit

spielte er die Orgel in der Stadtkirche. Das Orchester wirkte auch in acht Konzerten des Kirchenchors St. Sebastian, Wettingen, mit. Seit 22 Jahren bis Ende dieses Jahres leitet Meier auch diesen Chor und ist dort gleichzeitig zweiter Organist. Einige Jahre war der hauptamtliche Reallehrer auch Gesangslehrer an der Bezirksschule Klingnau. Er leitete den Kinderchor, der viele Gottesdienste sowie Advents- und Weihnachtssingen musikalisch gestaltete. Im Kreis-cäcilienverband Zurzach war er vorerst Verbandsorganist, dann lange Zeit Verbandsdirigent. Nach Hauptrollen in Operettenaufführungen des Männerchors «Harmonie», Klingnau, dirigierte Meier diesen Chor später viele Jahre selber. «Mit diesem Chor kam ich stets

goldgeschmückt von den Gesangsfesten zurück», erzählt der Dirigent. Er erteilte Privatunterricht in Blockflöten- und Klavierspiel. Von 1984 bis 1992 leitete er den Männerchor Wettingen. Als letzte, aber angenehme Verpflichtung bleibt Meier in Zukunft die musikalische Leitung des Senioren-Orchesters der Region Baden.

Meiers Leitgedanken

Auf welchen Grundfesten war die aufopferungsvolle, treue, kompetente und liebevolle Arbeit Meiers aufgebaut? «Für mich stand schon als Zögling des Benediktinergymnasiums Sarnen die Kirchenmusik im Vordergrund. Schon dort hatte ich Gelegenheit, aus-hilfsweise die Orgel zu spielen. Zu Ostern sprang ich für meinen Vater, der Lehrer, Organist und Dirigent des Kirchenchors Würenlingen war, ein.» Auch als Pianist konnte sich Meier schon früh solistisch betätigen. Also hatte er die besten Voraussetzungen, den Beruf eines Kirchenmusikers zu ergreifen. Doch sein Vater winkte ab und legte ihm den Lehrerberuf ans Herz. Also absolvierte Alfons Meier nach der Maturität ein Hospitantenjahr am Lehrerseminar Wettingen, wo er dank Karl Grenacher weitere Fortschritte im Klavier- und Orgelspiel sowie in der Chorleitung verzeichnete. Seine ersten praktischen Erfahrungen machte Meier als Schulmeister in Hägglingen, wo er den Kirchenchor dirigierte und die Orgel spielte.

Mehrere Jahre verpflichtete ihn auch der Männerchor Villmergen als Dirigent. An zwei freien Schulnachmittagen belegte er eine berufsbegleitende Ausbildung in Orchester- und Chorleitung, Sologesang, musiktheoretischen Fächern und Kirchenmusik. «Hier war Johann Baptist Hilber mein väterlicher Freund, dem ich sehr viel zu verdanken habe.» Meiers Leitgedanken zu seiner umfangreichen Tätigkeit waren der Dienst für die Gemeinschaft, die Kirche und seine eigene Freude. Dabei war ihm seine Gattin Hedy, die er im Kirchenchor Hägglingen kennen lernte, eine aufopfernde Lebensgefährtin. Sie hielt ihm den Rücken frei, damit er seinen umfangreichen Verpflichtungen nachkommen konnte. Meiers Leitsatz als Dirigent: «Fördern kommt von fordern. Hinzu kam für mich lebenslanges Lernen.»

Notenprogramm ab Computer

Kommt für Alfons Meier, der sein Orchester gratis leitete und auch die Noten gratis lieferte, nun ein Loch? «Keinesfalls, ich werde mehr als bisher lesen können, mich am Computer mit dem Notenprogramm herumschlagen. Zudem erhalte ich vermehrt Gelegenheit, die Konzerte meiner Kinder zu besuchen.» Alfons Meier hat mit seinem nimmermüden Einsatz für die Musik das kulturelle Leben im unteren Aaretal wie auch im Kanton Aargau wesentlich geprägt und bereichert. Dafür gebühren ihm Dank und Anerkennung.

Wie der Vater, so die fünf Kinder

Familienensemble Meier Die Zukunft ist noch ungewiss

Die Musik spielte in der Familie von Alfons Meier stets eine dominierende Rolle. So war es selbstverständlich, dass die fünf Kinder schon früh mit ihr konfrontiert wurden. Die Grundlage bildete der Blockflötenunterricht durch den Vater, der die Parole ausgab: «Jeden Tag wird eine halbe Stunde geübt!» Auf diese Weise lernte Meiers Nachwuchs die ganze Palette der Bockflötenfamilie blasen, so dass das Ensemble an Familien- und Vereinsanlässen auftreten konnte. Mit der Zeit wechselten die Kinder auf die Streichinstrumente, sodass ein Streichquartett gebildet

werden konnte. Nur Kurt Meier scherte aus; er schenkte seine Liebe von Anfang an der Oboe. «Das gemeinsame Musizieren kittete unsere Familie zusammen», betont Alfons Meier. Allfällige Wünsche Richtung Berufsmusiker wusste er zu steuern mit dem Satz: «Zuerst lernst du einen richtigen Beruf.» So studierte die Cellistin Silvia Mathematik und Biologie; sie unterrichtet an der Bezirksschule Baden. Luzia und Irmgard, die Geige und Bratsche beherrschen, wurden zuerst Arztgehilfinnen. Seit elf Jahren ist Luzia stellvertretende Stimmführerin der 2. Geigen im Tonhalleorchester

Zürich, Irmgard Moffi-Meier spielt in verschiedenen Ensembles, Gerhard, ursprünglich Fernmeldespezialist, lieh seine Dienste dem Aargauer Sinfonie-Orchester und ist Violinlehrer. Kurt, der Physik studierte, leitet die Konzertausbildungsklasse für Oboe am Konservatorium Luzern und ist ein gefragter Solist. «Ich bin sehr glücklich, dass es unsere Kinder so weit gebracht haben», sagt der stolze Vater. Luzia Meier ist beeindruckt von der ungeheuren Vitalität des Vaters, seinem Wissensdrang und seiner unbändigen Freude an der Musik. Kurt weist auf einen Wandel hin: «Früher

befahl der Vater, wo es musikalisch langging. Längst sind wir Partner geworden, und er nimmt auch Anregungen von uns entgegen. Was er uns in der Jugend beigebracht hat, kommt uns heute noch zugute und ist unbezahlbar.» Alfons Meier will nun seine Tätigkeit als Cembalospieler und Leiter des Familienensembles einstellen. Da seine Kinder beruflich stark engagiert sind und es deshalb schwierig ist, gemeinsame freie Termine zu finden, ist die Zukunft dieses Ensembles, das seine Tätigkeit 1999 auf Einladung der Swissair mit einer China-Tournee krönte, noch ungewiss. (jr)



Rücktritt Alfons Meier bei seiner letzten Probe mit dem Hochrheinischen Kammerorchester im Würenlinger Dachboden. FOTO: ZA

Wettingen, wo er dank Karl Grenacher weitere Fortschritte im Klavier- und Orgelspiel sowie in der Chorleitung verzeichnete. Seine ersten praktischen Erfahrungen machte Meier als Schulmeister in Hägglingen, wo er den Kirchenchor dirigierte und die Orgel spielte.

Mehrere Jahre verpflichtete ihn auch der Männerchor Villmergen als Dirigent. An zwei freien Schulnachmittagen belegte er eine berufsbegleitende Ausbildung in Orchester- und Chorleitung, Sologesang, musiktheoretischen Fächern und Kirchenmusik. «Hier war Johann Baptist Hilber mein väterlicher Freund, dem ich sehr viel zu verdanken habe.» Meiers Leitgedanken zu seiner umfangreichen Tätigkeit waren der Dienst für die Gemeinschaft, die Kirche und seine eigene Freude. Dabei war ihm seine Gattin Hedy, die er im Kirchenchor Hägglingen kennen lernte, eine aufopfernde Lebensgefährtin. Sie hielt

ihm den Rücken frei, damit er seinen umfangreichen Verpflichtungen nachkommen konnte. Meiers Leitsatz als Dirigent: «Fördern kommt von fordern. Hinzu kam für mich lebenslanges Lernen.»

Notenprogramm ab Computer

Kommt für Alfons Meier, der sein Orchester gratis leitete und auch die Noten gratis lieferte, nun ein Loch? «Keinesfalls, ich werde mehr als bisher lesen können, mich am Computer mit dem Notenprogramm herumschlagen. Zudem erhalte ich vermehrt Gelegenheit, die Konzerte meiner Kinder zu besuchen.» Alfons Meier hat mit seinem nimmermüden Einsatz für die Musik das kulturelle Leben im unteren Aaretal wie auch im Kanton Aargau wesentlich geprägt und bereichert. Dafür gebühren ihm Dank und Anerkennung.

Abschied nach glanzvoller Karriere

AARGAUER ZEITUNG

Klingnau Alfons Meier legt nach 34 Jahren den Taktstock beiseite

DIENSTAG, 14. NOVEMBER 2000

Am 4. Januar kann der Klingnauer Lehrer und Musiker Alfons Meier seinen 80. Geburtstag feiern. «Jetzt ist es Zeit, mich zurückzuziehen», sagte er sich. Am Samstag dirigiert er in der Klingnauer Stadtkirche das von ihm gegründete Hochrheinische Kammerorchester zum letzten Mal.

JURG HALLER

Damit nimmt eine bemerkenswerte Ära ihren Abschluss, die volle 34 Jahre dauerte. Meier erinnert sich an die Gründungszeit: «Als Dirigent des Kirchenchors Klingnau und Organist an der Stadtkirche suchte ich für grössere Werke Instrumentalisten auf beiden Seiten des Rheins. Mit der Zeit kam der Gedanke auf, auch ausserhalb der Kirche gemeinsam zu musizieren. Nach der ersten, unbefriedigenden Probe ohne Dirigent wurde ich angefragt, ob ich die Leitung übernehmen würde.»

Anfänglich bestand das Orchester, das zeitweilig über 20 Mitglieder zählte, vorwiegend aus Musiklaien. Davon wirken einige seit der Gründung noch heute engagiert weiter. Schon viele Jahre wird das Stammorchester vor Auftritten regelmässig durch Berufsmusiker ergänzt. Natürlich spielten mit der Zeit auch die fünf Kinder Meiers mit, und zwar bald an den ersten Pulten, so Gerhard, Luzia und auch Schwiegertochter Arlette Hock Meier als Konzertmeister.

Vielfalt mit wertvollen Raritäten

Das Hochrheinische Kammerorchester, das eine völkerverbindende Funktion erfüllt, führte neben gängigen Werken immer wieder wertvolle Raritäten auf, die sein Dirigent in unermüdlicher Sucharbeit aufgestöbert hatte. «Zur Hauptsache spielten wir Barock und Klassik», erklärt Meier. Eine besondere Vorliebe entwickelte der Dirigent zur böhmischen Musik aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. So tauchten in den Programmen Namen wie Zelanka, Stamitz, Zach, Fiala und Kromer auf, weiter Klughart, Arensky und Janacek. Das 20. Jahrhundert vertraten Britten, Maasz, Holst, Hindemith, Bartok, Blum und Sutermeister – eine imponierende Bilanz.

Die Idee, alle Orchesterinstrumente solistisch vorzustellen, zog Alfons Meier konsequent durch. Von der Violine bis zum Kontrabass, von der Flöte bis zum Fagott, von der Trompete bis zur Posau-

ne kamen alle zu Gehör. «Mein Bestreben war, möglichst viele musikalische Gebiete zu erschliessen», stellt Meier rückblickend fest. Seit rund fünf Jahren praktiziert er Barockmusik mit modernen Instrumenten, so wie sie Nikolaus Harnoncourt ausübt. «Ich wurde dazu angeregt durch meine Tochter Luzia, die unter diesem Dirigenten spielte. Zudem studierte ich alte Quellen und hörte mir Wiedergaben am Radio an.»

Unermüdliche Schaffenskraft

Beeindruckend ist auch das Verzeichnis der aufgeführten Chorwerke, bei denen Meiers Orchester mitwirkte: Den Gesangspart bestritt der katholische Kirchenchor Klingnau, den er während 30 Jahren leitete. Zur gleichen Zeit spielte er die Orgel in der Stadtkirche. Das Orchester wirkte auch in acht Konzerten des Kirchenchors St. Sebastian, Wettingen, mit. Seit 22 Jahren bis Ende dieses Jahres leitet Meier auch diesen Chor und ist dort gleichzeitig zweiter Organist. Einige Jahre war der hauptamtliche Reallehrer auch Gesangslehrer an der Bezirksschule Klingnau. Er leitete den Kinderchor, der viele Gottesdienste sowie Advents- und Weihnachts-singen musikalisch gestaltete. Im Kreiscäcilienverband Zurzach war er vorerst Verbandsorganist, dann lange Zeit Verbandsdirigent. Nach Hauptrollen in Operettenaufführungen des Männerchors «Harmonie», Klingnau, dirigierte Meier diesen Chor später viele Jahre selber. «Mit diesem Chor kam ich stets goldgeschmückt von den Gesangsfesten zurück», erzählt der Dirigent. Er erteilte Privatunterricht in Blockflöten- und Klavierspiel. Von 1984 bis 1992 leitete er den Männerchor Wettingen. Als letzte, aber angenehme Verpflichtung bleibt Meier in Zukunft die musikalische Leitung des Senioren-Orchesters der Region Baden.

Meiers Leitgedanken

Auf welchen Grundfesten war die aufopferungsvolle, treue, kompetente und liebevolle Arbeit Meiers aufgebaut? «Für mich stand schon als Zögling des Benediktinergymnasiums Sarnen die Kirchenmusik im Vordergrund. Schon dort hatte ich Gelegenheit, aus-hilfsweise die Orgel zu spielen. Zu Ostern sprang ich für meinen Vater, der Lehrer, Organist und Dirigent des Kirchenchors Würenlingen war, ein.» Auch als Pianist konnte sich Meier schon früh solistisch betätigen. Also hatte er die besten Voraussetzungen, den Beruf eines Kirchenmusikers zu ergreifen. Doch sein Vater winkte ab und legte ihm den Lehrerberuf ans Herz. Also absolvierte Alfons Meier nach der Maturität ein Hospitantenjahr am Lehrerseminar

Wie der Vater, so die fünf Kinder

Familienensemble Meier Die Zukunft ist noch ungewiss

Die Musik spielte in der Familie von Alfons Meier stets eine dominierende Rolle. So war es selbstverständlich, dass die fünf Kinder schon früh mit ihr konfrontiert wurden. Die Grundlage bildete der Blockflötenunterricht durch den Vater, der die Parole ausgab: «Jeden Tag wird eine halbe Stunde geübt!» Auf diese Weise lernte Meiers Nachwuchs die ganze Palette der Blockflötenfamilie blasen, so dass das Ensemble an Familien- und Vereinsnässen auftreten konnte. Mit der Zeit wechselten die Kinder auf die Streichinstrumente, sodass ein Streichquartett gebildet

werden konnte. Nur Kurt Meier scherzte aus; er schenkte seine Liebe von Anfang an der Oboe. «Das gemeinsame Musizieren kittete unsere Familie zusammen», betont Alfons Meier. Allfällige Wünsche Richtung Berufsmusiker wusste er zu steuern mit dem Satz: «Zuerst lernt ihr einen richtigen Beruf.» So studierte die Cellistin Silvia Mathematik und Biologie; sie unterrichtet an der Bezirksschule Baden. Luzia und Irmgard, die Geige und Bratsche beherrschen, wurden zuerst Arztgehilfinnen. Seit elf Jahren ist Luzia stellvertretende Stimmführerin der 2. Geigen im Tonhalleorchester

Zürich, Irmgard Moffi-Meier spielt in verschiedenen Ensembles, Gerhard, ursprünglich Fernmeldespezialist, lieh seine Dienste dem Aargauer Synchronie-Orchester und ist Violinlehrer. Kurt, der Physik studierte, leitet die Konzertausbildungsklasse für Oboe am Konservatorium Luzern und ist ein gefragter Solist. «Ich bin sehr glücklich, dass es unsere Kinder so weit gebracht haben», sagt der stolze Vater. Luzia Meier ist beeindruckt von der ungeheuren Vitalität des Vaters, seinem Wissensdrang und seiner unbändigen Freude an der Musik. Kurt weist auf einen Wandel hin: «Früher

befahl der Vater, wo es musikalisch langging. Längst sind wir Partner geworden, und er nimmt auch Anregungen von uns entgegen. Was er uns in der Jugend beigebracht hat, kommt uns heute noch zugute und ist unbezahlbar.» Alfons Meier will nun seine Tätigkeit als Cembalospicler und Leiter des Familienensembles einstellen. Da seine Kinder beruflich stark engagiert sind und es deshalb schwierig ist, gemeinsame freie Termine zu finden, ist die Zukunft dieses Ensembles, das seine Tätigkeit 1999 auf Einladung der Swissair mit einer China-Tournee krönte, noch ungewiss. (jr)

Der Dirigent Alfons Meier

Alfons Meier wurde 1921 in seiner Heimatgemeinde Würenlingen geboren, wo sein Vater Lehrer, Organist und Kirchenchorleiter war. Nach dem Besuch der Primarschule Würenlingen und der Bezirksschule Brugg trat er in die dritte Klasse des Benediktinergymnasiums in Sarnen ein. Er erhielt dort Unterricht in Gregorianischem Choral, in Orgel-, Klavier- und Kontrabassspiel. Im Kriegssommer 1941 erwarb er die Matura Typus A, rückte darauf in die Sanitätsrekrutenschule in Basel und im Winterhalbjahr ins «Rekrutenregiment» im Zürcher Oberland ein. Bis Kriegsende leistete er gegen 1000 Aktivdiensttage. 1942/43 war er Hospitant am Lehrerseminar Wettingen, wo er bei Musikdirektor Karl Grenacher Unterricht in Chorleitung, Orgel und Klavier erhielt. Er schloss mit dem Primarlehrerpatent ab.

1943–49 wirkte er als Lehrer, Dirigent des Kirchenchores und Organist in Hägglingen im Freiamt. Mehrere Jahre war er auch Dirigent des Männerchors Villmergen. Am Konservatorium und an der Schweizerischen Kirchenmusikschule in Luzern belegte er eine berufsbegleitende Ausbildung in Orchester- und Chorleitung, in Sologesang, in den musiktheoretischen Fächern und in der Kirchenmusik.

Von 1949 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1984 wirkte er als Lehrer an der Realschule in Klingnau, einige Jahre davon auch als Gesangslehrer an der Bezirksschule. 30 Jahre lang war er zudem Diri-



gent des katholischen Kirchenchores und Organist an der Stadtkirche Klingnau. Während dieser Zeit leitete er auch den Kinderchor, der viele Gottesdienste sowie Advents- und Weihnachtssingen musikalisch gestaltete. Im Kreiscäcilienverband Zurzach war er vorerst Verbandsorganist, dann lange Zeit Verbandsdirigent. Nach Hauptrollen in Operetten-Aufführungen des Männerchors «Harmonie» Klingnau dirigierte er diesen Chor später viele Jahre selber, erhielt mit ihm viele Auszeichnungen an Sängertagen und Kantonalgesangsfesten und führte ihn so von Erfolg zu Erfolg. Gleichzeitig erteilte er Privatunterricht in Blockflöten- und Klavier-spiel. Als seine musikalischen Kinder heranwuchsen, baute sich allmählich das Familien-Ensemble Alfons Meier auf. Dieses Instrumen-

tal-Ensemble mit variabler Besetzung, v.a. Oboe, Streichquartett, Blockflöten und Cembalo trat zunächst bei Familien- und Vereinsanlässen auf, erhielt später zahlreiche Verpflichtungen von Kulturveranstaltern zu Konzerten. So ging es beispielsweise im Herbst 1999 auf Einladung der Swissair auf eine China-Tournée. Von diesem Ensemble gibt es zahlreiche Radio-, Schallplatten- und CD-Aufnahmen.

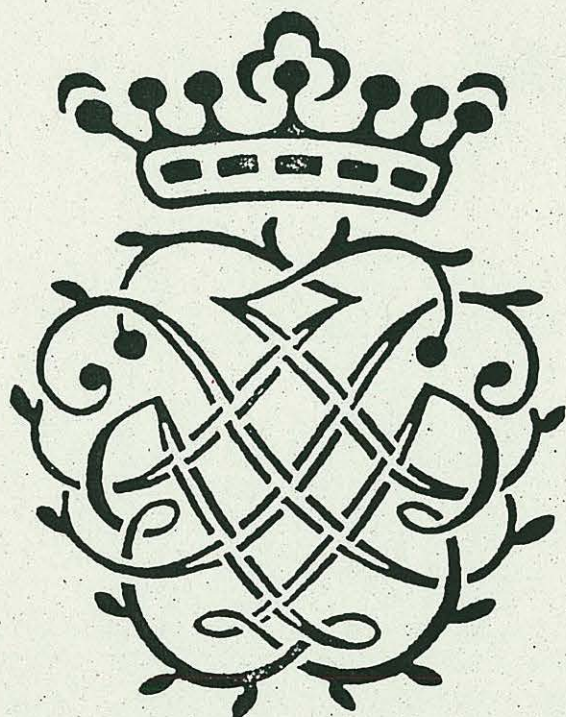
Von 1967 bis heute leitete Alfons Meier das Hochrheinische Kammerorchester, welches dank seiner Qualität im Lauf der Jahre zu zahlreichen Konzerten in der näheren und weiteren Umgebung verpflichtet wurde. Anfänglich war das Orchester vorwiegend ein Liebhaber-Ensemble, das zuweilen über zwanzig Mitglieder zählte. Davon wirken einige seit der Gründung noch heute engagiert mit. Schon viele Jahre wird das Stammorchester vor Auftritten regelmässig durch Berufsmusiker verstärkt. Das Hochrheinische Kammerorchester führte neben gängigen Werken immer wieder wertvolle Raritäten auf, die sein Dirigent in unermüdlicher Sucharbeit aufgestöbert hatte. Zudem war er bestrebt, in den Konzerten die verschiedensten Instrumente und Interpreten auch solistisch vorzustellen. Hin und wieder arbeitete das Orchester mit Chören zusammen.

Seit Januar 1979 bis Ende dieses Jahres ist Alfons Meier auch Dirigent des Kirchenchors St. Sebastian und zweiter Organist in Wettingen.

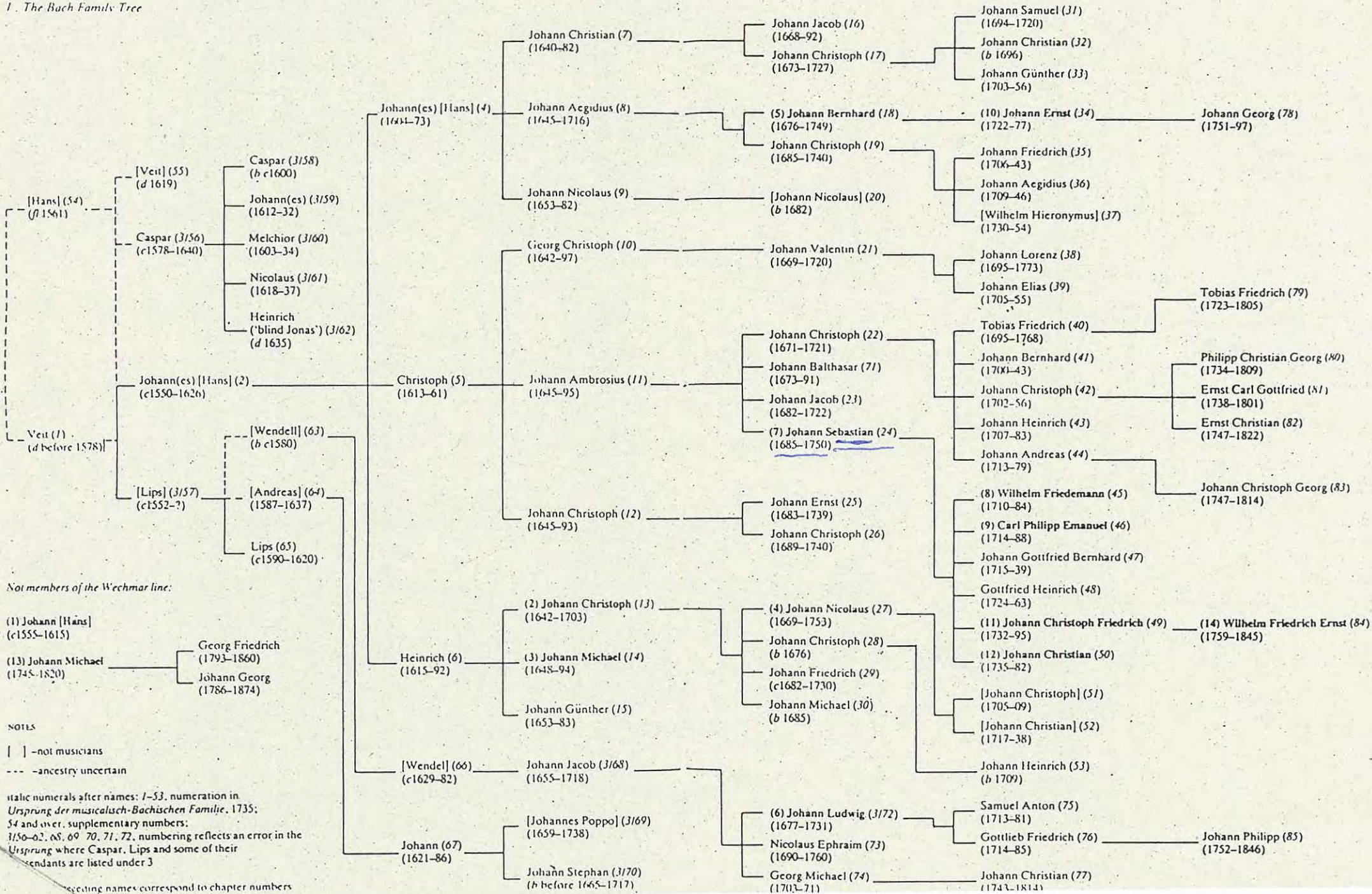
Von Januar 1984 bis Ende 1992 leitete er den Männerchor Wettingen. Seit Februar 1991 ist er zudem musikalischer Leiter des Senioren-Orchesters der Region Baden.

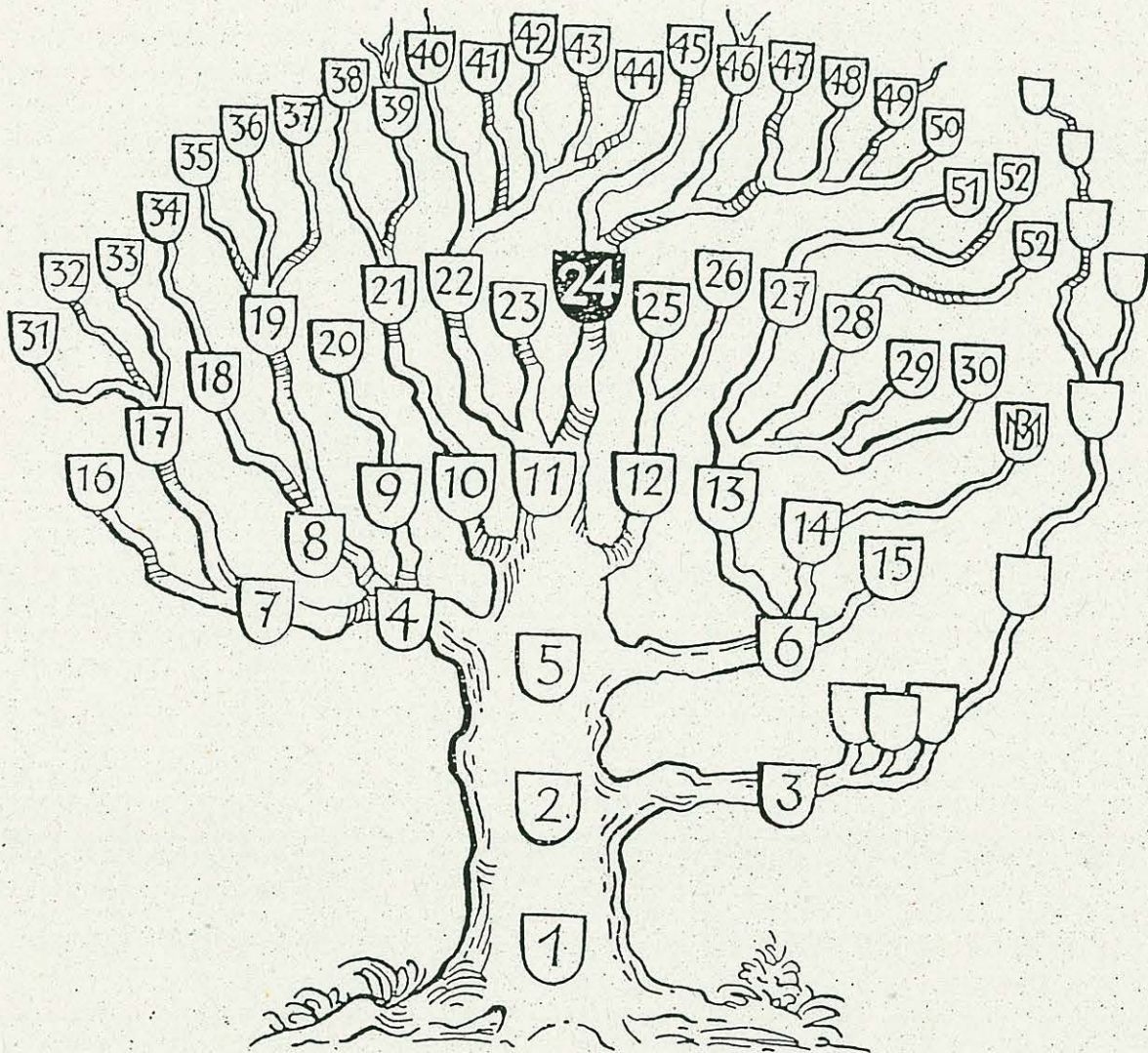
Alfons Meier hat mit seiner Begeisterung für die Musik, seinem grossen Können und Engagement in den verschiedenen musikalischen Vereinigungen das kulturelle Leben im unteren Aaretal sowie im Kanton Aargau wesentlich mitgeprägt und bereichert.

Mit diesem Konzert verabschiedet er sich nun von seinem Hochrheinischen Kammerorchester und dessen langjährigem treuem Publikum.



1. The Bach Family Tree



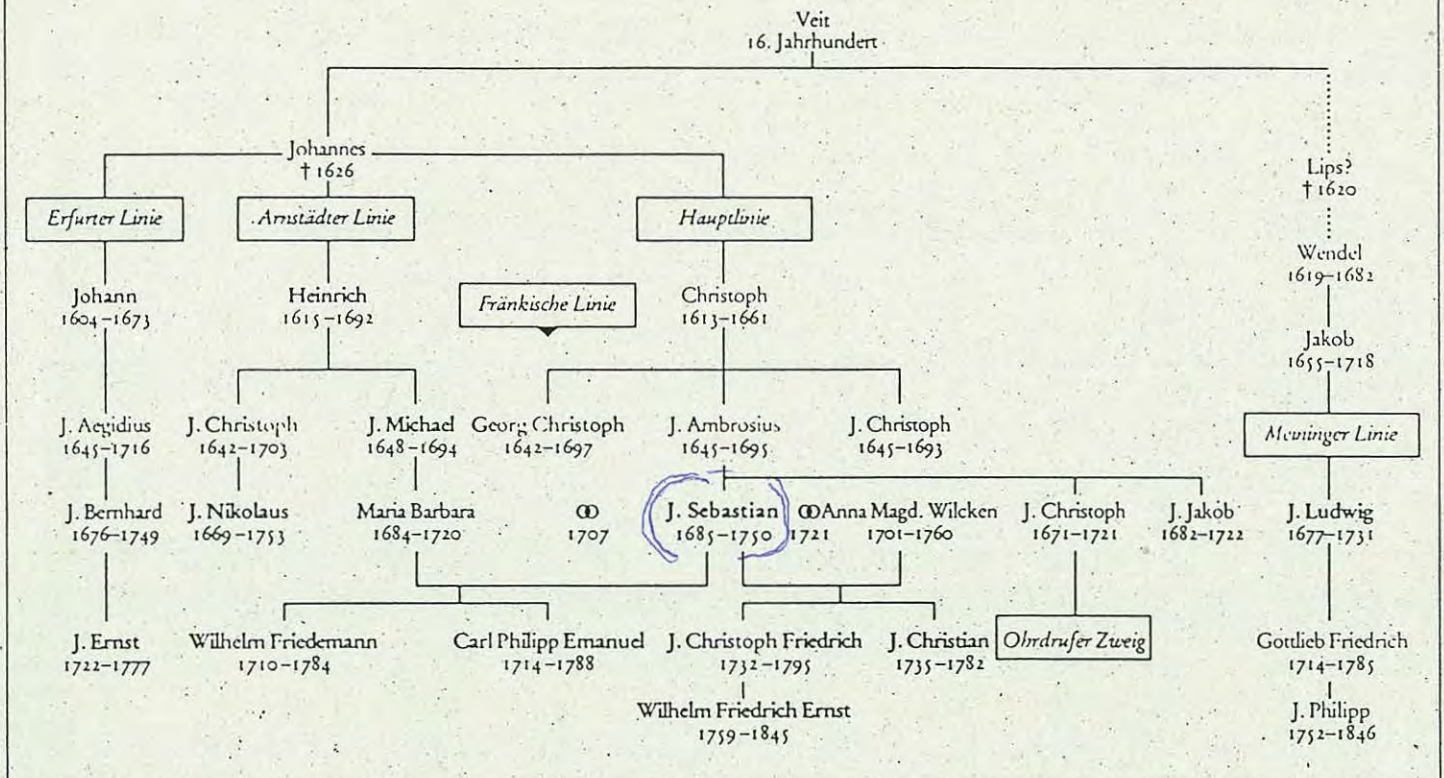


Die Bach-Familie, das größte Musiker-Geschlecht des Abendlandes

6 Musiker-Generationen -
70 Berufsmusiker,
darunter 20 Komponisten -
über 2 Jahrhunderte Musikgeschichte.

Die Musikerfamilie Bach
Vereinfachte Stammtafel

Die Namen der in diesem Magazin behandelten
Komponisten sind durch Fettdruck hervorgehoben.



Mit diesen kurzen, prägnanten Schlagzeilen könnte man die Familiengeschichte der Bache – die heute Musikgeschichte geworden ist – umreißen, doch dieses Phänomen birgt mehr als die oben aufgeführten Superlative. Selbst wenn man nicht berücksichtigt, daß aus dieser Familie wohl der größte Komponist der Musikgeschichte – Johann Sebastian Bach – hervorging, bleibt ein Musikergeschlecht, das wie kein anderes die musikalische Entwicklung von der Barockzeit bis zur frühen Klassik geprägt hat, angefangen bei Veit, dem Weißbäcker, bis hin zu dem Hofkapellmeister Wilhelm Friedrich Ernst Bach (dem letzten komponierenden Bach) fühlte sich jedes Mitglied dieser Familie der Musik verpflichtet. Aus der Familienchronik der Bache, dem „*Ursprung der musicalisch-Bachischen Familie*“ kann man ein großes Familienbewußtsein herauslesen. Johann Sebastian Bach, der sie angelegt und fortgeführt hat, beginnt mit dem „Stammvater“ Veit Bach.

Die legendäre Gestalt des Veit Bach, der wegen seines Glau-

bens aus dem böhmisch-mährischen Raum vertrieben wurde und sich in Wechmar niederließ, war für die Familie der „Stammvater“ des Musikergeschlechts. Leider sind keine Lebensdaten von ihm überliefert, nur eine Bemerkung des Gehrener Kantors Johann Christoph Bach (1673-1727), die besagt, daß er die Familiengeschichte bis in das Jahr 1504 zurückverfolgen kann. Möglicherweise ist damit das Geburtsjahr von Veit gemeint, doch bleibt dieses Datum Vermutung. Wie auch aus der Stammtafel hervorgeht, entwickelte sich 2 – 3 Generationen nach Veit die Familie in 5 verschiedene Linien: die Erfurter Linie (Begründer: Johann 1604-1673); die Arnstädter Linie (Begründer: Heinrich 1615-1692); die Hauptlinie (Begründer: Christoph 1613-1661), aus der in der nächsten Generation die Fränkische Linie hervorgeht (Begründer: Georg Christoph 1642-1697) und die Meiningener Linie (hier ist uns der Name des Begründers nicht bekannt, es handelt sich dabei wahrscheinlich um Veits zweiten Sohn, den Teppichmacher).

Die Töchter von Johann Sebastian Bach

Von Swantje Koch-Kanz und Luise F. Pusch

Catharina Dorothea Bach (1708-1774)

Elisabeth Juliana Friederica Bach (1726-1781)

Johanna Carolina Bach (1737-1781)

Regina Susanna Bach (1742-1809)
und ihre fünf Schwestern.

Alle Neune

Johann Sebastian Bach hatte zwanzig Kinder – neun Töchter und elf Söhne aus seinen beiden Ehen mit Maria Barbara Bach (1684-1720) und Anna Magdalena Wilcke (1701-1760).

«Die Bach-Söhne» als typisches, wenn nicht als das Beispiel für die Vererbung spezieller Begabungen, sind auch denjenigen ein Begriff, die sich nicht für Musik interessieren. Aber Bach-Töchter? Wer hätte je von einer gehört? Sogar Bach-Spezialisten reagieren auf die Frage nach Bach'schen Töchtern mit Überraschung, nach einigem Nachdenken dann mit Achselzucken. «Mann» weiss, dass Bach «eine grosse Kinderschar hatte». Natürlich – unter so vielen werden sicher auch Töchter gewesen sein. Aber Namen, Zahlen, Daten? Man kennt und nennt sie nicht. Die Töchter Bachs sind anscheinend spurlos dahingegangen. Ihre Existenz ist, dank einer immer akribischer auch «das Nebensächlichste» beforschenden Bach-Biographik, heute zwar nachweisbar, d.h., ihre Geburts- oder Taufdaten und die Todes- oder Begräbnisdaten sind gesichert, aber das ist auch schon fast alles.

Bachs erstes Kind – war eine Tochter, ebenso sein letztgeborenes, das zwanzigste. Die Lebensspanne dieser beiden umfasst mehr als ein Jahrhundert: die Zeit von 1708 bis 1809. Was aber die erste und die letzte Bach in diesen 100 Jahren erlebt und erlitten haben, darüber wissen wir so gut wie gar nichts, während die Nachrichten über die Söhne und über die anderen Männer der Familie Bach (Vor- und Nachfahren) Bibliotheken füllen.

Es hat sie gegeben, neun Töchter, und vier haben das Säuglings- und Kindheitsalter überlebt. Fünf starben früh. Es starben auch fünf der elf Söhne Bachs sehr früh. Vier Töchter Bachs haben ziemlich lange gelebt: Sie starben mit 65, 55, 43 und 67 Jahren, d.h., zwei von ihnen wurden ebenso alt bzw. älter als Johann Sebastian. Wir müssen uns

Biologie ignoriert

Die Autorinnen nehmen sich eines vernachlässigten Themas an: der neun Töchter von J.S. Bach. In der Bachliteratur spielen sie fast keine Rolle, auch dort nicht, wo die Vererbung des Musiktalents über mehrere Generationen in der Familie verhandelt wird.

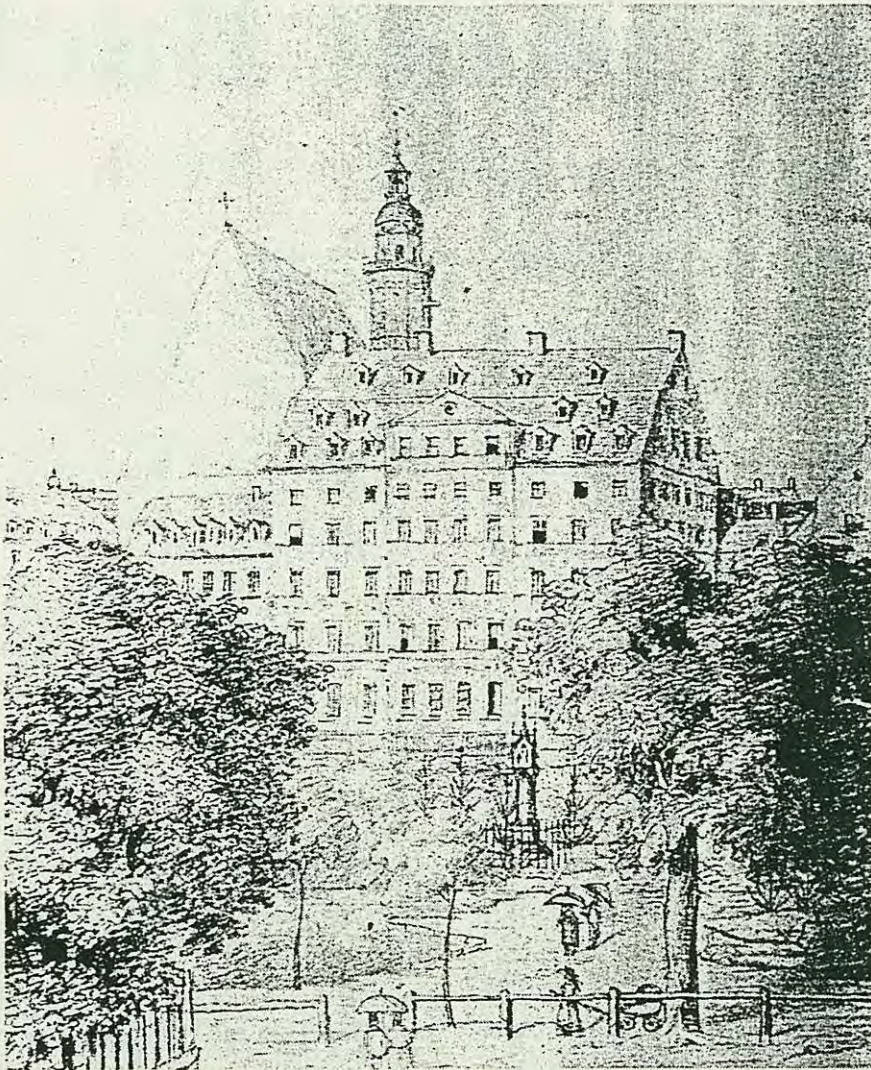
Dabei werden Grundtatsachen der Biologie/Vererbung ignoriert, so wenn es heisst: J.S. Bach wurden «11 Söhne und 9 Töchter geboren. Die Söhne hatten sämtlich vortreffliche musikalische Anlagen.» 5 der 11 Söhne starben bis zum Kleinkindalter – Oder: «Auch mit Bach selbst war die musikalische Bewegung nicht erschöpft, auch er vererbte sie weiter auf seine Söhne. Die Familie Bach ist ein berühmtes Beispiel für die Theoretiker der Vererbungslehre.» – Vielleicht. Sicher aber ist sie ein Beispiel für die Macht der sozialen Verhältnisse, die vielleicht vorhandenem weiblichen Talent für Musik nie eine Chance gaben.

diesen Satz einprägen: «Es hat sie gegeben» – wenn nötig durch gebetsmühlenartige Wiederholung. Das ist wichtig, damit wir in den Nachrichten über «die Familie Bach» in der biographischen Bachliteratur noch die Fakten erkennen können. Denn die meisten dieser Texte lassen nur den Schluss zu, dass Bachs Kinder gleich Bachs Söhne waren.

«Alle Neune!» heisst es, wenn die Kugel alle neun Kegel umgelegt hat. Ein ähnlicher Wurf gelingt dem Bach-Biographen Dahms (1924) mit seinem «Auszug aus dem Stammbuch der Familie Bach». Alle neun sind eliminiert, selbst die vier Töchter, die die Kindheit überlebten. Sie haben jenen fünf Nachkommen Bachs Platz gemacht, die zwar den Tag ihrer Geburt kaum (im Höchstfall um drei Jahre) überlebt haben, dafür aber männlichen Geschlechts waren. Der zweite Bach-Sohn, Johann Christoph, starb am Tag der Geburt, seine vor ihm geborene Zwillingschwester Maria Sophia erst drei Wochen später. Er war würdig, in diese Stammtafel aufgenommen zu werden, sie nicht.

Diese Art «Bach-Familienforschung» ist einem Sieb vergleichbar, durch das die weiblichen Familienmitglieder glatt hindurchfallen, seien sie Säuglinge oder gestandene Frauen. Die siebende Bach-Forschung hat die ehrwürdigste Tradition, die sich denken lässt. Den Grundstein legte Johann Sebastian persönlich im Jahre 1735 mit seiner berühmten Genealogie «Ursprung der musicalisch-bachischen Familie». In dieser Stammtafel finden Frauen zwar hin und wieder eine Art beiläufige Erwähnung, aber sie werden nicht systematisch erfasst und beziffert wie die Bach-Männer bzw. -Knaben (53 an der Zahl). Die letzten sechs sind die im Jahre 1735 noch lebenden Bach-Söhne; der jüngste, Johann Christian, war soeben geboren. Dieser Säugling und sein dreijähriges Brüderchen Johann Christoph Friedrich waren kraft ihres männlichen Geschlechts würdig, vermerkt zu werden; ihre damals 27-jährige Schwester Catharina Dorothea, Bachs älteste Tochter, sowie die neunjährige Elisabeth Juliana Friederica waren nicht würdig (so wenig wie Bachs Ehefrauen Maria Barbara und Anna Magdalena). Sie hätten in diesem Männer-Stammbaum auch störend gewirkt. Dennoch: Es hat sie gegeben, und es gab nach diesen noch zwei weitere Töchter, die Bach überlebt haben.

Eine graphische Übersicht über die zehn überlebenden Kinder Bachs findet sich bei Irene und Karl Geiringer (1958). Die Geiringers sind praktisch die einzigen neueren Bach-Forschenden, die der Frage nach den weiblichen Nachkommen Sebastians nachgehen. «Meine Gattin», heisst es im Vorwort Karl Geiringers, «hat bei der Abfassung des vorliegenden Buches weitgehend mitgewirkt; dies gilt vor allem für die biographischen Abschnitte dieser Familiengeschichte». Trotz ihrer offensichtlichen und vom Gatten attestierten «weitgehenden Mitwirkung» erscheint Irene Geiringer nicht als Koautorin. Zitiert wird das hinsichtlich seiner Frauen-Interessiertheit in der Bachforschung ganz ungewöhnliche Werk unter dem Namen Karl Geiringer. Dank an Irene Geiringer, der das Buch höchstwahrscheinlich seinen ungewöhnlichen Blick auf die weibliche (Ab-)Seite der Bachschen Familiengeschichte verdankt.



Felix Mendelssohn-Bartholdy stiftete das Bach-Denkmal und zeichnete 1843 Thomaskirche, Schule und Denkmal. Aus: H. Kühn, *Johann Sebastian Bach*, 1984



J.S. Bach, seine Ehefrauen und Kinder. Aus: Geiringe., *Die Musikerfamilie Bach. Musiktradition in sieben Generationen*. C.H. Beck Verlag, München 1977

Catharina Dorothea Bach

(getauft in Weimar am 29. 12. 1708 – gestorben in Leipzig am 14. 1. 1774)

Catharina Dorothea, das erste Kind von Maria Barbara und Johann Sebastian Bach, war beim Tode ihrer Mutter elf, bei der zweiten Heirat ihres Vaters dreizehn und bei der Geburt der ersten Tochter Anna Magdalenas fünfzehn Jahre alt. Ihre Stiefmutter war nur sieben Jahre älter als sie und gebar in den Jahren 1723–1733 zehn Kinder, von denen sieben nach kurzer Zeit starben.

«Als Bach 1723 nach Leipzig übersiedelte, begleiteten vier Kinder ihn und seine junge Frau. Die einzige Tochter, Catharina Dorothea, war fünfzehn Jahre alt und daher eine wertvolle Stütze bei der Hausarbeit. Die drei Knaben, Wilhelm Friedemann, Carl Philipp Emanuel und Gottfried Bernhard, die damals dreizehn, neun und acht Jahre alt waren, wurden Schüler der Thomaschule und bewährten sich dort... Sebastian war entschlossen, seinen Söhnen zu den akademischen Studien zu verhelfen, die ihm selbst nicht vergönnt waren» (Geiringer 1958).

Die hier erwähnten Söhne Maria Barbara Bachs gelten in der Bachforschung allgemein als die genialeren Bache, war doch Maria Barbara selbst eine geborene Bach.

Quasi verdoppelte Bach-Genialität wird sogar in Gottfried Bernhard vermutet, obwohl sie wegen seines frühen Todes (1739 im Alter von 23 Jahren) nicht zur Reife kommen konnte. Genügend Lebenszeit für das Ausreifenlassen ererbten Doppelgenies hätte es bei Catharina Dorothea gegeben: Sie wurde genauso alt wie ihr Vater. Aber die Jahre, da das junge Genie hätte aus- und herangebildet und gefördert werden müssen, verbrachte es als «wertvolle Stütze» im Haushalt. Von einer geregelten musikalischen oder auch nur «sonstigen» Ausbildung dieser wie auch aller anderen Bach-Töchter ist nichts bekannt – im Gegensatz zu der sorgfältig betriebenen und vielfach belegten Ausbildung der Söhne. Hätten diese keine Ausbildung bekommen, hätte auch

ihnen die späterhin so bewunderte Bach-Genialität nichts genützt: Sie wäre «fruchtlos verkümmert». Denn musikalisches Talent führt nicht von selbst zu musikalischer Leistung. Hochkomplizierte Techniken der Gesangkunst, des Instrumentalspiels und/oder der Kompositionslehre sind zu erlernen und zu beherrschen, bevor das musikalische Talent überhaupt erkennbare Früchte tragen kann. Mit der Kunst des Schreibens verhält es sich diesbezüglich grundsätzlich anders. Hier kann selbst das unausgebildete

Naturtalent zum Zuge kommen (vgl. etwa die «Karschin», eine Zeitgenossin der Bach-Töchter), weshalb auf diesem Gebiet auch die meisten genialen weiblichen Leistungen erbracht wurden.

In einem Brief an seinen früheren Schulkameraden Erdmann aus dem Jahre 1730 (Catharina Dorothea ist fast 22) schreibt Sebastian:

«... die älteste Tochter ist ... noch unverheurathet ... insgesamt aber sind sie gebohrne Musici, u. kan versichern, dass schon ein Concert Vocaliter u. Instrumentaliter mit meiner Familie formiren kan, zumahln da meine itzige Frau gar einen sauberen Soprano singet, auch meine älteste Tochter nicht schlimm einschläget.»

Wenn Sebastian bescheiden mitteilt, dass Catharina Dorothea «nicht schlimm einschläget», so ist dies wohl als Aussage über eine hohe sängerische Begabung zu bewerten. Immerhin war seine Frau Anna Magdalena, der er auch nur einen «sauberen Soprano» bescheinigt, vor ihrer Heirat Hof Sängerin in Zerbst und Köthen gewesen.

Wir wissen nicht, ob Catharina Dorothea das Zeug zu einer grossen Komponistin gehabt hat, jener Komponistin, deren eklatantes Fehlen in der Musikgeschichte uns Frauen bis heute vorgehalten wird als schlagender Beweis unserer angeborenen Unfähigkeit zur hohen Tonsetzerkunst. Aber wenn auch ihre musikalische Begabung alles bis dahin Dagewesene in den Schatten gestellt hätte – es hätte dennoch nichts anderes aus ihr werden können als eine «wertvolle Stütze bei der Hausarbeit». Es war ihr Pech, dass sie die Erstgeborene war und die einzige, die als Stütze überhaupt in Frage kam. Nach ihr kamen nur Söhne – und dann: Säuglinge. Im Sommer 1726 beispielsweise, Catharina Dorothea ist 17 Jahre alt, sind von ihr und der Stiefmutter Anna Magdalena zu versorgen: die beiden selbst, eine unverheiratete Schwester Maria Barbaras, Bach und drei halbwüchsige Knaben, vier Säuglinge und Kleinstkinder, dazu diverse Schüler Bachs und regelmässig die durchreisenden Gäste. Das Heim hatte «das Gepräge eines Taubenhauses». Im Sommer 1732, Catharina Dorothea ist 23 Jahre alt, leben im Haushalt ausser den zahlreichen Erwachsenen drei kleine Kinder und zwei Säuglinge.

Anna Magdalena war in diesen ersten Leipziger Jahren mit unablässigen Schwangerschaften, Geburten, Kinderkrankheiten und Notenkopieren für Sebastian so ausgelastet, dass Catharina Dorothea vermutlich die Rolle des «Mädchens für alles» im Hause zufiel. Ihre leibliche Mutter war, wie die Stiefmutter, vor der Ehe Hof Sängerin gewesen. Catharina Dorothea mag für diesen

Beruf (und mehr) die Begabung gehabt haben; es fand sich aber niemand, der sie in einer solchen Rolle hätte sehen wollen. Ihre Mutter war gestorben, und ihre junge Stiefmutter hätte ihr übermenschliches Mass an Arbeit und Verantwortung ohne die Hilfe ihrer fast erwachsenen Stieftochter nicht bewältigen können.

Friedemann, Catharina Dorotheas zwei Jahre jüngerer Bruder, Bachs genialischer, später elend heruntergekommener «Lieblingssohn», hat den Biographen Anlass zu manch einfühlsamem Nachdenken gegeben: Waren es nicht vielleicht der frühe Tod der Mutter, die Schwierigkeit der Anpassung an die neue Mutter und die so «fruchtbare» zweite Ehe des Vaters, die früh eine tiefe Verstörung bewirkten, welche sich dann letztendlich zu seiner bekannten Haltlosigkeit und Lebensuntüchtigkeit auswuchs?

Und Catharina Dorothea, die Älteste? Gingen diese für sie weit ungünstigeren familiären Entwicklungen an ihr etwa spurlos vorüber? Danach fragt niemand. Für eine immerhin vorstellbare Sängerkarriere

Catharina Dorotheas, so möchten wir behaupten, waren diese Entwicklungen so verheerend, dass eine Karriere, deren Brüche Späteren dann Anlass zu einfühlsamem Nachdenken hätten geben können, gar nicht erst stattfand.

Beim Tode Sebastians 1750 ist Catharina Dorothea 42 Jahre alt, Anna Magdalena 49. Es findet sich kein Testament, und das Erbe fällt zu einem Drittel an die Witwe, die restlichen zwei Drittel werden zu gleichen Teilen unter den neun noch lebenden Kindern Bachs aufgeteilt. Catharina Dorothea, unter den fünf weiblichen Mitgliedern der Bachfamilie zu dem Zeitpunkt die einzige «alte Jungfer», erbt u.a. eine Eheschule.

Liest frau das Dokument dieses Erbvergleichs, so ist sie immer von Neuem überrascht, dass die vier Töchter tatsächlich, auf Heller und Pfennig sozusagen, dieselben Werte zugesprochen bekamen wie die Söhne. Sie, die zu Sebastians Lebzeiten gegenüber den Söhnen immer ganz selbstverständlich zurückstehen mussten, hier erfahren sie plötzlich Gleichbehandlung. Allerdings ist diese durchaus folgenlos; sie konnte niemals die zuvor erlittene Benachteiligung gegenüber den Brüdern wieder gut machen. Deren gründliche vor allem musikalische Ausbildung war ein Kapital, das sich auszahlte und ihnen zu angesehenen und auskömmlichen Stellungen verhalf (bei deren Erkämpfung der Vater übrigens mit Bittschreiben, Empfehlungen und Aktivierung seiner Beziehungen tatkräftig geholfen hat).

Anna Magdalena bleibt mit drei

Töchtern - den unmündigen zwölf und acht Jahre alten Mädchen Johanna Carolina und Regina Susanna sowie der Stieftochter Catharina Dorothea - in Leipzig. Der fünfzehnjährige Johann Christian kommt zu seinem Bruder Carl Philipp Emanuel nach Berlin, und die verheiratete älteste Tochter Anna Magdalenas, Elisabeth Juliana Friederica, nimmt ihren zwei Jahre älteren schwachsinnigen Bruder Gottfried Heinrich bei sich in Naumburg auf. Friedemann ist Organist in Halle, Johann Christoph Friedrich seit kurzem Kapellmeister am Bückeburger Hof.

Anna Magdalena stirbt 1760, zehn Jahre nach Sebastians Tod, als «Almosenfrau» in Leipzig. Vierzehn Jahre später stirbt Catharina Dorothea 65-jährig. Über die 65 Jahre ihres Lebens «wissen» wir lediglich, dass sie getauft wurde, musikalisch «nicht schlimm einschlug», dass in der amtlichen Aufstellung des Nachlasses ihr jüngerer Bruder Friedemann als ihr «Curator» zeichnet, dass sie ihren gerechten Erbanteil bekam, am 14. 1. 1774 in Leipzig gestorben ist und am 17. 1. als Jungfer auf dem Neuen Kirchhofe begraben wurde.

Elisabeth Juliana Friederica Bach

(getauft in Leipzig am 5. 4. 1726 - gestorben in Leipzig am 24. 8. 1781)

Elisabeth Juliana Friederica ist das vierte Kind Anna Magdalenas und ihre erste Tochter, die die Kindheit überlebt hat. Ausser ihr überlebten von den ersten zehn Kindern Anna Magdalenas nur der zwei Jahre ältere Bruder Gottfried Heinrich, der während der Pubertät schwachsinnig wurde, und der sechs Jahre jüngere Bruder Johann Christoph Friedrich, der spätere «Bückeburger Bach». Die drei jüngsten Kinder Anna Magdalenas überlebten; es waren Johann Christian, der spätere «Mailänder» bzw. «Londoner» Bach, sowie Johanna Carolina und Regina Susanna.

Elisabeth Juliana Friederica bekam wahrscheinlich dieselbe Ausbildung wie schon ihre 18 Jahre ältere Halbschwester Catharina Dorothea, nämlich gar keine. Wieder stand, ähnlich wie schon bei den Kindern Maria Barbaras, an der Spitze einer ständig wachsenden Kinderschar eine ältere Schwester, die die Aufsicht über die Kleinen übernehmen konnte. An Elisabeths sechzehntem Geburtstag sind ihre jüngeren Geschwister zehn, sieben und fünf Jahre bzw. knapp zwei Monate alt, und die Mutter kränkelt seit ihrer letzten Schwangerschaft (Regina Susanna). Zwar gab es ausser Elisabeth noch Bachs Älteste, Catharina Dorothea, damals 34 Jahre alt, aber ihr fielen aufgrund höheren Alters und damit grösserer Autorität zu der

Zeit vermutlich «verantwortungsvollere» Aufgaben in der Verwaltung des komplexen Bach'schen Hauswesens zu.

Trotzdem ist Elisabeth Juliana Friederica die einzige Bach-Tochter, über die aus den Dokumenten wenigstens die Vermutung ableitbar ist, sie könnte (musikalische?) Unterweisung genossen haben.

Am 19. Januar 1749, für die damaligen Gepflogenheiten recht spät, nämlich im Alter von fast 23 Jahren, heiratet Elisabeth Juliana Friederica den ehemaligen Bachschüler J. Christoph Altnikol, der in Naumburg eine Organistenstelle hat. Neun Monate später, am 4. Oktober 1749, gebiert sie einen Sohn, Johann Sebastian, der nach 17 Tagen stirbt. Im Taufeintrag werden u. a. der Vater und als Pate der Grossvater Johann Sebastian genannt, nach der Mutter fahndet man vergeblich. Elisabeth gebar noch zwei Töchter (1751 und 1754), die beide heirateten und 1809 bzw. 1815 starben. Nach dem Tod des Vaters bekam auch Elisabeth ihr Neuntel des Restes und überdies ihren schwachsinnigen Bruder Gottfried Heinrich zur Pflege. Er starb 1763. Über dieses belastende Erbe berichten die Biographen meist mit verschiedenen Variationen des Satzes: «Gottfried Heinrich kam zu seinem Schwager Altnikol.»

Nach zehnjähriger Ehe starb 1759 Elisabeths Mann, und sie fand sich damit in ganz ähnlicher Lage wie ihre Mutter: eine fast mittellose Witwe, die zwei Mädchen grossziehen hatte. In Leipzig und Naumburg nahezu dasselbe Bild: ein Vier-Personen-Haushalt ohne jede Erwerbsmöglichkeit, weil die Mitglieder weiblich oder unmündig oder beides oder schwachsinnig waren. Anfang der sechziger Jahre, wohl nach dem Tode Gottfried Bernhards, zog Elisabeth nach Leipzig; 1771 wohnt sie am Neukirchhof im Blauen Stern. Sie bekam regelmässig finanzielle Unterstützung von Carl Philipp Emanuel, die möglicherweise für den Haushalt ihrer Mutter, später ihrer Schwestern, mitbestimmt war.

Elisabeth Juliana Friederica starb nach 22-jähriger Witwenschaft am 24. 8. 1781 in Leipzig im Alter von 55 Jahren, sechs Tage nach ihrer 43jährigen Schwester Johanna Carolina.

Johanna Carolina Bach

(getauft in Leipzig am 30. 10. 1737 - gestorben in Leipzig am 18. 8. 1781)

Über Bachs neunzehntes Kind, seine zweitjüngste Tochter, ist nichts überliefert, ausser dass sie getauft wurde, ihr Neuntel aus dem Restes bekam, nach dem Tod des Vaters bei der Mutter in Leipzig blieb, dort im Alter von 43 Jahren unverheiratet starb und am 19. 8. 1781

auf dem Neuen Kirchhofe begraben wurde.

Während der zwei Jahre ältere Johann Christian, der «Liebling Sebastians», zwecks Fortsetzung seiner durch den Tod des Vaters jäh unterbrochenen Ausbildung zu Carl Philipp Emanuel, dem inzwischen wohlbestallten Hofcembalisten Friedrichs des Grossen, nach Berlin kam, von wo aus er die wohl glänzendste Karriere aller Bach-Söhne antrat, blieb Johanna Carolina «zur Unterstützung» bei der in armseligste Verhältnisse gestürzten Witwe Anna Magdalena. Für Johanna Carolina war ja auch keine Ausbildung fortzusetzen, weil nie eine begonnen wurde.

In keinem der erhaltenen Schriftstücke des Vaters oder der Brüder wird sie jemals erwähnt.

Regina Susanna Bach

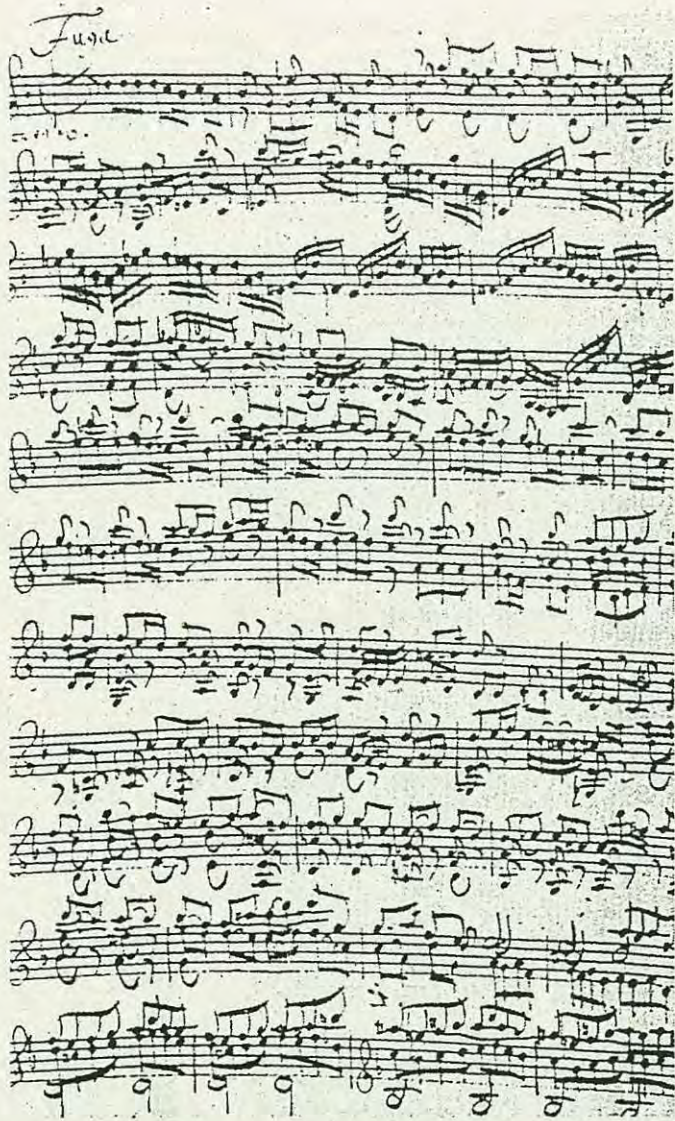
(getauft in Leipzig am 22. 2. 1742 - gestorben in Leipzig am 14. 12. 1809)

Für Bachs jüngstes Kind gilt fast dasselbe wie für seine zweitjüngste Tochter: Über die Lebensdaten wissen wir lediglich, dass sie getauft wurde, ihr Neuntel des Resterbes bekam, nach dem Tod des Vaters bei der Mutter in Leipzig blieb, dort 1809 im Alter von 67 Jahren unverheiratet in der Quergasse am 14. 12. 1809 um 11 Uhr starb und drei Tage später begraben wurde. In keinem der erhaltenen Schriftstücke des Vaters oder der Brüder wird auch sie jemals erwähnt. Aber es gibt doch einen Unterschied zwischen unseren Informationen über die beiden jüngsten Töchter, nur besagt der nichts über ihre Persönlichkeiten. Die Information betrifft lediglich die äusseren Lebensumstände der jüngsten und letzten Überlebenden der stolzen Bachschen Kinderschar um das Jahr 1800.

Johann Friedrich Rochlitz erhält Kenntnis davon, dass Regina Susanna seit April 1780 aus einer Stiftung 8 Groschen pro Quartal als Öffentliche Fürsorge bekommt. Also veröffentlicht er im Mai 1780 im 13. Intelligenzblatt der von ihm geleiteten Leipziger «Allgemeinen musikalischen Zeitung» folgenden Spendenaufruf:

«... Die Familie der Bache ... ist nun ausgestorben, bis auf eine einzige Tochter des grossen Sebastian Bach. Und diese Tochter, jetzt im hohen Alter - diese Tochter darbt... Gäbe nur jeder, der von den Bachen gelernt hat, die geringste Kleinigkeit: Wie sorglos und bequem würde das gute Weib ihre letzten Jahre hinbringen können!»

Nach sechs Wochen sind von Leipziger Bürgern zwei Spenden eingegangen: im Wert von 16 und 17 Groschen. Schliesslich aber, im Dezember, bedankt sich «die gute Alte» (so Rochlitz) für die eingegan-



Handschrift von
Anna Magdalena
Bach.

Aus: Hellmut
Kühn, Johann
Sebastian Bach.
Musik an der
Wende der Zeit.
Quadriga Verlag,
Berlin 1984.

geographischen Entfernungen in Betracht ziehen, die nunmehr die verschiedenen Familienmitglieder trennten und wohl zur Lockerung der alten Blutsbande beitrugen ... Es waren grosse Entfernungen, die Halle, Bückeburg, Berlin und Leipzig trennten, von Mailand ganz zu schweigen... So waren sich die Männer wohl kaum der Schwierigkeiten bewusst, gegen die ihre nächsten Angehörigen anzukämpfen hatten; sie waren von ihren eigenen Angelegenheiten völlig in Anspruch genommen und werden dem Weibervolk in Leipzig wenig Beachtung geschenkt haben ... Als 1756 der Krieg ausbrach, wurde Leipzig zum Feindesland für die Bewohner von Bückeburg, Halle und Berlin, und für sie schwer zugänglich ... So verursachte eine höchst unglückliche Verkettung von Umständen die Tragik der letzten Jahre der Witwe Sebastian Bachs. Wie es ihren Töchtern erging, ist unbekannt geblieben» (Geiringer 1958: 515 f.).

Diese Apologie überzeugt nur zum Teil, denn es gilt trotz allem der Satz: Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Ähnlich wie oben Bach erschöpfende (tödliche?) Ausübung seiner eheherrlichen Rechte zu «naiver Fruchtbarkeit» verniedlicht, dann gar als Pendant seiner «Schöpfermacht» verherrlicht wurde, so mögen hier die Geiringers, trotz tapferer Ansätze («werden dem Weibervolk wenig Beachtung geschenkt haben»), die nötigen Schlussfolgerungen aus den hässlichen Tatsachen auch nicht recht ziehen: Aus Lieblosigkeit, Egoismus und Gleichgültigkeit der Verantwortlichen wird schliesslich «eine höchst unglückliche Verkettung von Umständen».

Die Untersuchung der weiblichen Seite der Bach'schen Familiengeschichte hat uns mit Zorn und Trauer, manchmal mit Abscheu erfüllt. «Aber», wird man uns entgegenhalten, «Bach war ein Kind seiner Zeit – konnte er da überhaupt anders handeln?» Unser Zorn gilt dieser Zeit und ihren Grundmaximen nicht weniger als Bach, der nur ein besonders typischer Vertreter seiner Zeit war. Am meisten aber macht es uns wütend, dass unsere Zeit sich von der damaligen so wenig unterscheidet. Gut, es gibt viele Sängern und Instrumentalistinnen, aber wo sind die Dirigentinnen, Generalmusikdirektorinnen, Opern-Intendantinnen und gefeierten Komponistinnen?

Gibt es mildernde Umstände?

Der zweite Einwand, mit dem wir rechnen, ist der Hinweis auf die Spärlichkeit der persönlichen Lebensspuren Johann Sebastian selbst:

genen Spenden in der «Allgemeinen musikalischen Zeitung» mit dem folgenden Text, der allerdings wohl von Rochlitz formuliert bzw. redigiert wurde:

«Es ist ... gelungen, eine so ansehnliche und gütige Unterstützung meines Alters und meiner Schwäche zu erhalten, dass mein iniger Dank dafür nur mit mir selbst aufhören kann. 96 Thaler 5 Groschen sind es, die ich von der Güte meiner Unterstützer durch die Hände jener Herren erhalten habe. Wenn es den Geistern meines verdienten Vaters und meiner verdienten Brüder vergönnet ist, an meinen Schicksalen Antheil zu nehmen: Wie sehr muss ihr bisheriges Mitleid in Mitfreude verwandelt worden seyn!»

Regina Susanna beschwört die Geister «meines verdienten Vaters und meiner verdienten Brüder» – Geister, die, als sie noch auf Erden wandelten, anscheinend herzlich wenig «Antheil an ihren Schicksalen» genommen haben, ja die sie kaum gekannt haben wird, im Gegensatz zur Mutter und den Schwestern, mit denen sie jahrzehntelang in grosser Armut zusammenlebte.

Aber es ist eben nur die Berühmt-

heit der männlichen Familienmitglieder, der sie das plötzliche öffentliche Interesse an ihrer Lage zu verdanken hat. Allerdings verdankt sie jenen grossen Geistern nicht nur die späte Linderung ihrer Not, sondern auch die Notlage selbst. Das selbst für die extrem patriarchalischen Verhältnisse des 18. Jahrhunderts ungewöhnlich schwere Los der Bach-Töchter wie auch Anna Magdalenas verlangt nach einer Erklärung. Hätte ihr Leben auch anders verlaufen können? Was hätte geschehen oder anders sein müssen?

Die Ursachen der Misere

Die Frage, warum sich die Söhne nicht um ihre Mutter und die drei Schwestern in Leipzig gekümmert haben, wird in der Bachforschung kaum einmal gestellt. Eine rühmliche Ausnahme ist wieder das Ehepaar Geiringer. Die beiden kommen zu folgendem Schluss:

«Um dieses erstaunliche Benehmen der Bach-Söhne im rechten Licht zu sehen, müssen wir immerhin die

Wenn selbst über das Leben eines der grössten oder sogar des grössten Genies der Musikgeschichte kaum Wesentliches überliefert ist, wie können wir uns da über das Fehlen von Zeugnissen ausgerechnet über die Töchter beschweren? Der Punkt ist aber der, dass der Strom der Überlieferung über die Söhne sehr reichlich fliesst. Gleiche Chancen vorausgesetzt, hätte der Strom für die Töchter genauso reichlich fließen müssen. Und gleiche Chancen wie für ihre Mütter vorausgesetzt, hätten sie – trotz aller widrig-patriarchalischen Zeitumstände – immerhin Sängerinnen werden und drei es sogar bleiben können, da sie nicht heirateten. Natürlich erfordert dieser Beruf nicht nur Musikalität, sondern auch eine gute Stimme, aber wir sind nun einmal davon überzeugt, dass auch die – nachweislich stimmbegabten – Mütter der Bach-Kinder etwas zu deren Erbgut beitrugen. Schliesslich könnte noch der Einwand kommen, dass es zweien der sechs Söhne Bachs, die die Kindheit überlebten, überlieferungsmässig auch kaum besser erging als den Töchtern. Was weiss man denn heute schon von der Existenz eines Johann Gottfried Bernhard oder Gottfried Heinrich Bach? Sie sind vergessen, haben einfach nichts vom Familiengenie abbekommen, wie das ja bei den Nachkommen von Genies meistens der Fall ist. Und genauso verhält es sich dann wohl mit diesen Töchtern.

«Man» weiss zwar nichts von diesen Söhnen, aber wenn man will, kann man durchaus fündig werden, ganz anders als bei den Töchtern. Der Grund, weshalb «man» heute nichts mehr von ihnen hört, lässt sich präzise ermitteln: Der eine, Johann Gottfried Bernhard, starb zu früh, mit 23 Jahren. Wäre Sebastian in

diesem Alter gestorben, wüssten wir heute wohl auch nichts von ihm. Der andere, Gottfried Heinrich, wurde schwachsinnig. Die Töchter aber starben weder zu früh noch waren sie schwachsinnig – oder waren sie es vielleicht doch? Nicht einmal dies lässt sich ermitteln bezüglich der beiden jüngsten. Sie waren eben weiblich, und das ist im Patriarchat, was die Mühe betrifft, die auf die Ausbildung verwendet wird, sowieso ziemlich gleichbedeutend mit schwachsinnig.

Bleibt als letztes die Musik Johann Sebastians. Sollten wir nicht dankbar sein für dieses grandiose Geschenk, das er uns hinterlassen hat, statt kleingeistig an ihm herumzumäkeln? Es hätte ja durchaus sein können, dass uns seine Musik und somit auch dieser mögliche Einwand kalt lässt. Dies ist aber nicht der Fall, vielmehr sind wir seit Jahrzehnten glühende Anhängerinnen dieser Musik. Beim Schreiben unseres Artikels haben wir sie oft gehört und meinten jeweils reuig, ihn gänzlich umschreiben zu müssen.

Was dagegen die Musik der Söhne betrifft, so könnten wir darauf vielleicht eher verzichten. Wenn die Theorie von der Vererbung innerhalb der Bach-Familie stimmt, so muss sich das wahre Bach'sche Genie auf jemand anders vererbt haben. Vielleicht auf eine der Töchter? Wir tippen auf Catharina Dorothea, die Älteste.

Literatur:

Dahm, Walter: «Johann Sebastian Bach: Ein Bild seines Lebens» Musarion, München 1924.
Geiringer, Karl: «Die Musikerfamilie Bach: Leben und Wirken in drei Jahrhunderten». Unter Mitarbeit von Irene Geiringer. Beck, München 1958. Die etwa doppelt so lange Originalfassung des nebenstehenden Beitrags mit ausführlichem Quellenverzeichnis ist nachzulesen in
Pusch, Luise F. (Hg.): «Töchter berühmter Männer: Neun biographische Portraits». Insel, Frankfurt/M. 1988 (Insel Tb 979).

Bach-Gedenkjahr



Johann Sebastian Bach, 1685–1750.

Das Jahr 2000 war das 250. Todesjahr des Komponisten Johann Sebastian Bach. Der Komponist sei heute genauso aktuell wie zu seinen Lebzeiten, meint der Dirigent Helmuth Rilling in der Rückschau auf das Jubiläumsjahr.

«Bey einer andächtigen Musique ...»

*Am 28. Juli 1750 starb der
Komponist Johann Sebastian
Bach. Er hinterliess ein Werk,
das selbst nach 250 Jahren
immer wieder aufgeführt wird.
Was ist das Geheimnis dieses
protestantischen Kirchen-
musikers, dessen Kompositionen
bis heute ein breites Publikum
zutiefst ansprechen?*

Der fünfte Evangelist

INTERVIEW VON TILMANN ZUBER

Kirchenbote: *Das Bach-Jahr nähert sich dem Ende. Herr Rilling, sind Ihre Erwartungen, die Sie mit diesem Gedenkjahr verbunden haben, erfüllt worden?*

Helmuth Rilling: Wir haben ja innerhalb relativ kurzer Zeit zwei Bach-Jahre erlebt. 1985 fand das grosse Geburtsjubiläum statt, dieses Jahr das 250. Todesjahr des Komponisten. Das hat weltweit viele und sehr differenzierte Bach-Aktivitäten ausgelöst. Man hat sich in diesem Jahr Bach in

einer Weise zugewandt, wie dies wohl noch nie der Fall war.

Seit Johann Sebastian Bachs Tod sind immerhin 250 Jahre vergangen. Womit erklären Sie sich die Popularität seiner Musik? Was ist Bachs Geheimnis?

Bach ist ein ausgezeichnete Komponist, der es wie ganz wenige verstand, die Musik seiner Zeit, des 17. Jahrhunderts, in sein Schaffen einzubinden, etwa die Palestrinas,

die damals traditionelle Kirchenmusik oder die populäre und konzertante Musik seiner Epoche wie die Vivaldi. Bach hat in seinen Suiten zahlreiche Tanzsätze geschrieben und die Formen aus diesen Tanzsätzen in seine geistlichen Werke übertragen. Diese Vielfalt der Stile ist eine besondere Qualität.

Dann aber ging er über seine Vorbilder weit hinaus und schrieb eine enorm starke Musik, sowohl in ihrer Konzeption wie auch in ihrer Harmonik. Für viele Komponisten nach ihm war er der Musiklehrer par excellence. Keiner hat spätere Komponisten so nachhaltig beeinflusst wie er. Das beginnt bei seinen Söhnen, die selber bedeutsame Komponisten waren, und setzt sich über die Wiener Klassik durch das ganze 19. Jahrhundert fort, denken wir an Schumann, Liszt oder an Max Reger. Auch im 20. Jahrhundert ist Bachs Einfluss bei Webern oder Schönberg unüberhörbar. Vieles, was sich in der Musik ereignete, wäre ohne Bachs Einfluss nicht geschehen, beispielsweise Mozarts Stilwandel oder Mendelssohns Oratorien «Elias» und «Paulus».

Was war für Sie der Anlass, sich so grundlegend mit Bach auseinander zu setzen?

Als Kantor an der Stuttgarter Gedächtniskirche faszinierte mich immer mehr Bachs Auseinandersetzung mit den Texten und seine Fähigkeit, Texte nicht nur wie in den Jahrhunderten zuvor abzubilden, sondern zu deuten und ihnen einen ganz bestimmten intendierten Sinn zu geben. Von Hause aus bin ich Organist und habe mich dort mit Bachs Orgelwerk befasst. Wenn man sich mit diesem Werk auseinandersetzt, gibt es kein Ausweichen: Man wird zum Verehrer dieses Komponisten.

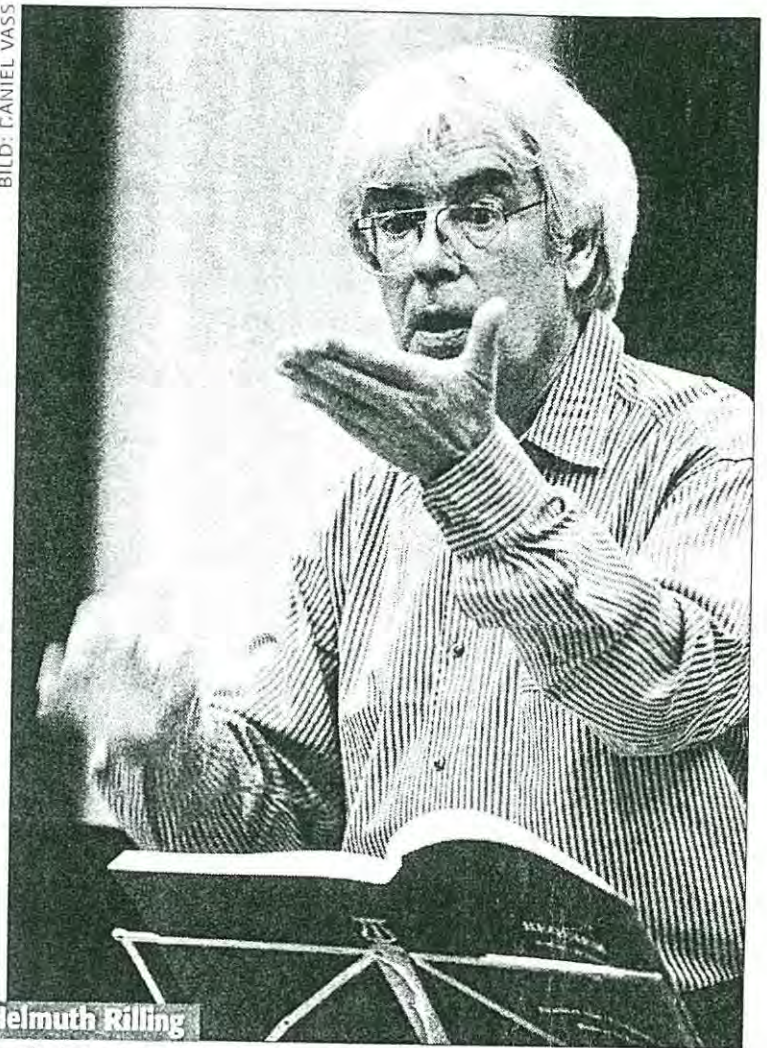
Der Musiker Bach hatte die verschiedensten Facetten, die sein Schaffen so interessant machen: Mystiker, Verkünder in Tönen und anderes. In diesem Zusammenhang taucht auch stets die Frage auf: War Bach Kirchenmusiker oder Unterhaltungsmusiker?

Da gibt es keinen Zweifel: Bach stand bis auf die wenigen Jahre zwischen 1717 und 1723, als er in Köthen am Hof angestellt war, immer in kirchlichen Diensten. Zunächst als Organist, dann als Kantor. Auch die Ernsthaftigkeit, mit der er seine Aufgabe als Kirchenmusiker ausübte, und seine differenzierte Auseinandersetzung mit den Texten, die er vertonte, zeigen: Bach ist primär als Kirchenmusiker zu sehen.

Bach wird auch als fünfter Evangelist bezeichnet. Was halten Sie davon?

Ich finde das griffig gesagt. Es gibt jedoch einen grundlegenden Unterschied

BILD: DANIEL VASS



Helmut Rilling

«Es gibt kein Ausweichen. Man wird zum Verehrer dieses Komponisten.»

zwischen einem Evangelisten, der versuchte, das Leben Jesu festzuhalten, und einem Komponisten, der sich siebzehnhundert Jahre später mit der theologischen Botschaft, die das Leben ausgelöst hat, befasst. Man kann das gar nicht vergleichen. Das Zi-

elie meint, dass Bach, wie kaum ein anderer Komponist, die Botschaft der Kirche in seinem Werk verdeutlicht.

So wollte er mit seiner Musik predigen und verkündigen?

Seine geistlichen Werke sind für den Gottesdienst entstanden. Es wäre falsch, seine Musik einfach als schöne Musik aufzuführen und sich seinen Sinnbezügen zu verschließen.

Welche Botschaft will er vermitteln?

Bach ist Kirchenmusiker. Er nimmt mit seinen Kantaten zum jeweiligen Sonntagsevangelium, zur Epistel des Sonntags, Stellung. Das ist seine Aufgabe. An dieser Botschaft führt kein Weg vorbei. Bach schreibt also nicht einfach nur schöne Musik.

Und Bach war protestantischer Kirchenmusiker. Worin zeigt sich dies?

Bach wächst in ein lutherisch geprägtes Um-

feld hinein. Der Reformator ist für ihn ein wichtiger Bezugspunkt. Bach hat eine ganze Reihe Kantaten vertont, die auf Lutherlieder und Luthertexte zurückgehen.

Gibt es bestimmte Themen, die Bach besonders beschäftigen?

Bach schliesst sich in den Kantaten dem Kirchenjahr an und greift das Thema des entsprechenden Sonntags auf. Das war seine Aufgabe als Kirchenmusiker.

Darüber hinaus gibt es gewisse Aspekte, die ihn persönlich interessierten. Das zeigen schon die Passionen. Das Thema der Passion Christi hat für ihn besondere Bedeutsamkeit. Eine andere Thematik, die Bach immer wieder und in ungewöhnlich starker Weise interessiert, sind der Tod und das Sterben und die Frage nach der Auferstehung.

Hat das biografische Hintergründe?

Von Bachs Leben weiss man sehr wenig. Offensichtlich war dieser Mann viel zu stark mit seiner Musik beschäftigt, als dass er sich zum Hintergrund seines Schaffens geäussert hätte. Wir wissen, wann er wo angestellt war, wann er geheiratet hat, wann seine erste Frau und seine Kinder gestorben sind. Viele seiner Kinder sind ja in ganz jungen Jahren gestorben. Da mag ein Anlass liegen, dass er sich mit dem Thema Tod und Auferstehung so intensiv beschäftigt hat. Aber die biografischen Daten nützen wenig. Man muss Bach aus seinem Werk kennen lernen.

Tod und Auferstehung sind die Kernthemen des Christentums. Haben Sie das Gefühl, dass es gerade diese Themen sind, welche die Menschen in Bachs Musik ansprechen?

Ganz gewiss. Das sind Themen, die heute so aktuell sind wie damals. Deshalb stossen die Passionsaufführungen, wo immer sie auch stattfinden, auf ein so grosses Interesse. Und Bachs Antworten auf Tod und Auferstehung, die er in seiner Musik gibt, treffen uns auch heute.

Wie sieht seine Antwort aus?

Hören Sie sich die bachschen Kantaten zu diesem Thema an, etwa die Kantate 95

ZUR PERSON

Helmuth Rilling und die Bachakademie Stuttgart

Die Internationale Bachakademie Stuttgart wurde 1981 von Dr. h.c. Helmuth Rilling gegründet, deren Künstlerischer Leiter er noch heute ist. Rilling wurde 1933 in Stuttgart geboren, studierte in seiner Heimatstadt Kirchenmusik sowie in Rom Orgel und in New York bei Leonard Bernstein. Nach umfangreicher Lehrtätigkeit im In- und Ausland widmete er sich ganz der Arbeit mit seinen von ihm gegründeten Stuttgarter Ensembles. Als Dirigent gastiert er häufig bei den verschiedensten Orchestern in Europa, Israel, den USA und Kanada.

«Christus, der ist mein Leben». Da gibt Bach diese Antworten sehr deutlich. Für ihn ist die Auferstehung eine Glaubensgewissheit.

Heute wird Bachs Werk nicht nur in Kirchen aufgeführt. Zu Recht?

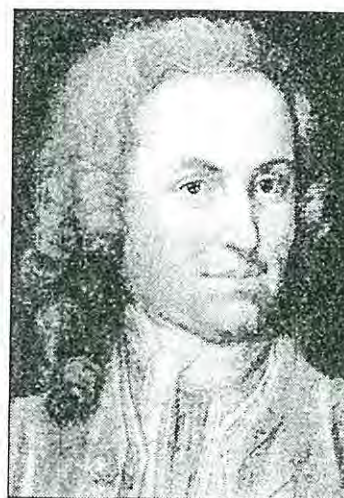
Ich denke, dass Bachs Musik mehr leisten kann als damals, wo sie an den Gottesdienst gebunden war. Heute erleben wir eine Entkirchlichung der Gesellschaft. Bachs Musik aber stellt da einen deutlichen Hinweis auf die Bedeutsamkeit der christlichen Botschaft dar. Ich glaube nicht, dass die Menschen, die heute die Aufführung der Matthäus-Passion besuchen, nur schöne Musik hören wollen, sondern dass sie auch das Bedürfnis haben, dahinter die Botschaft der Kirche zu hören. Das Interesse an seiner Musik geht weit über Europa hinaus. In Japan oder anderen nichtchristlichen Ländern stösst diese Musik auf dasselbe Interesse. Tod und Leiden gehören zu jedem Menschenleben. Bachs christlich geprägte Antwort von Anteilnahme und Enthusiasmus gilt dort als ein Abbild des Denkens der Kultur des christlichen Abendlandes.

Gibt es Äusserungen von Bach zu seiner Musik, die einem sein Schaffen näher bringen?

Da fallen mir drei Zitate ein: Bach notierte einmal in drei Worten, was er mit seiner Musik will: Musik soll «docere», lehren; sie soll «delectare», erfreuen; und sie soll «movere», bewegen. Also etwas anstossen, anregen, etwas Neues in dem hörenden Menschen bewirken. Unter diesem Gesichtspunkt sollte man an Bachs Musik herangehen.

Bemerkenswert ist auch, was sich als Überschrift in Bachs Partituren findet. Zu Beginn schreibt er: Jesu Juva, Jesus hilf, und am Schluss: SDGL. = Soli Deo Gloria – Gott allein die Ehre. Das sind gewissermassen Rahmenbegriffe für sein Schaffen.

Das dritte Zitat ist ein ungewöhnlich persönliches. Da stehen in seiner Handbibel die Bemerkungen: «Bey einer andächtigen Musique ist allezeit Gott mit seiner Gnaden Gegenwart.»



Der junge Bach.

Johann Sebastian Bach – Sein Werk gehört zum abendländischen Kulturgut. Doch über ihn selbst weiss man wenig. Der Versuch einer biografischen Spurensuche.

Ein Leben für die Musik

VON TILMANN ZUBER

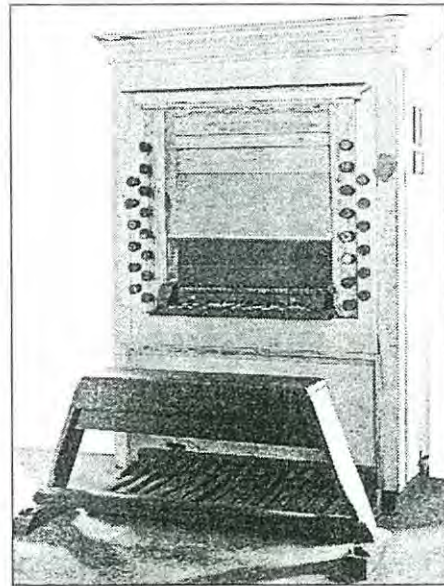
Obschon Johann Sebastian Bach ein unermessliches Werk von mehr als 1080 Kompositionen hinterlassen hat, weiss man abgesehen von den biografischen Eckdaten über seine Person wenig. War er der Jähzorn, wie es das erste Wort, das von ihm in Akten verbrieft ist, nahe legt? «Zippelfagottist» nannte er einen Musiker in Arnstadt. Und der zog den Degen. Bach ebenso. Es kam auf dem Marktplatz zu einem Streit, der schliesslich vor dem Kirchenrat endete.

War Bach der barocke Genussmensch, der das irdische Jammertal mit leiblichen Genüssen versüsste, wie es ein von Bach quittierter Beleg aus dem Jahre 1716 bescheinigt? Anlässlich einer Begutachtung der Orgel in der Marktkirche zu Halle nahm der Musiker zusammen mit seinen zwei Helfern als Stärkung zu sich: «1 Stück Bœuf à la mode, Hechte, 1 geräucherter Schinken, 1 Assiette mit Erbsen, 2 Assietten mit Spinat und Saucischen, 1 gebratenes Schöpfen-Viertel, gesottener Kürbis, warmer Spargelsalat ... dazu 44 Kannen Rheinwein und 4 Kannen Frankenwein.»

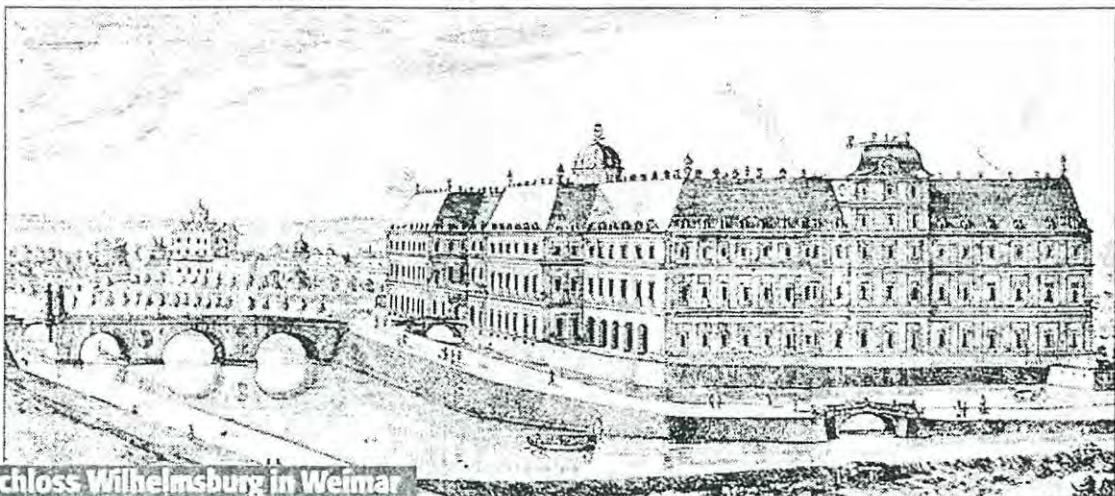
Oder war er der treue «gantz, gehorsamst, ergebenster Diener» seiner absolutistischen weltlichen und kirchlichen Herren, denen der Musiker in seinen Briefen untertänigst seine Arbeitskraft anbot? Oder war er der gläubige Christ, der am Ende seiner Kompositionen oftmals die vier Buchstaben «SDGL» niederschrieb, das Kürzel für «Soli

Deo Gloria»? Bach komponierte allein für die Herrlichkeit Gottes.

Johann Sebastian Bach wurde am 21. März 1685 in Eisenach, in Thüringen, gebo-



Klaviatur der Arnstadter Orgel.



Schloss Wilhelmsburg in Weimar

Am Hof fand Bach eine Stellung als Organist und Konzertmeister.

ren. Sein Vater, Johannes Ambrosius, spielte Geige und Trompete. Als Stadtpfeifer war der Vater nach Eisenach gekommen. Sebastians Kindheit wurde vom frühen Tod seiner beiden Eltern überschattet. Im Alter von zehn Jahren kam er als Waisenkind in die Obhut seines älteren Bruders Johann Christoph, der Organist in Ohrdruf war und ihm Musikunterricht erteilte.

Zwischen Fürstenhöfen und Kirchen

Mit 18 Jahren wurde Bach in Arnstadt Organist. Eigentlich sollte Bach dort nur die eben umgebaute Orgel abnehmen. Doch das Konsistorium war von Bachs Spiel so angetan, dass es ihn dem örtlichen Organisten vorzog und ihm den Posten anbot. Schon damals machte sich Bachs freier Geist bemerkbar: Es kam zu Querelen, da er seinen vierwöchigen Urlaub auf drei Monate ausdehnte und sich ausserdem ein «fremdes Mädchen» – Bachs spätere Frau – auf der Orgel-Galerie aufhielt. 1708 wechselte er an den Hof von Weimar. Zunächst bot ihm Herzog Wilhelm Ernst die Stelle als Hoforganist an. Später verlieh er ihm den

In diesen Jahren folgten auch berufliche Enttäuschungen. Die begehrte Organistenstelle an der Jakobikirche in Hamburg blieb ihm vorenthalten. Er konnte die hohe Spende nicht entrichten, die die Kirche von ihm für eine erfolgreiche Kandidatur erwartete.

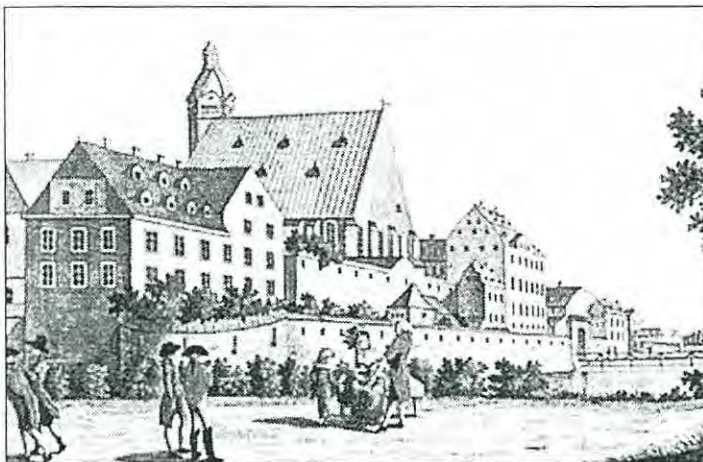
Erst hundert Jahre später entdeckt

1723 nimmt er die Stelle als Thomaskantor und Universitätsmusikdirektor in Leipzig an. Sonntag für Sonntag hat Bach eine Kantate vorzulegen, die dann in den vier Hauptkirchen der Stadt mit Chor und Instrumenten aufgeführt wird. Auf Ansuchen wird er 1736 zum königlichen Hofkomponisten ernannt und besucht auf eine Einladung hin den Hof Friedrichs des Grossen in Potsdam. Die Jahre in Leipzig werden zu den produktivsten und ruhigsten in Bachs Leben, die nur durch Streitigkeiten mit den Kirchenbehörden und seiner Augenkrankheit überschattet werden.

Fast erblindet stirbt Johann Sebastian Bach am 28. Juli 1750 im Alter von 65 Jahren an einem Schlaganfall. Mit Bachs Tod gerät seine grossartige Kirchenmusik für

beinahe hundert Jahre für die breite Öffentlichkeit in Vergessenheit. Den Kirchenoberen, die der protestantischen Orthodoxie verhaftet sind, ist sie zu emotional und zu «opernhaft». Erst 1829, als Mendelssohn in Berlin die Matthäus-Passion aufführt, beginnt die Auseinandersetzung mit diesem genialen protestantischen Kirchenmusiker und Komponisten.

STICH: GEORG BALTHASAR PROBST, 1762



Die Rückseite der Thomaskirche, Leipzig.

Titel eines Konzertmeisters. In Weimar komponierte Bach einen Grossteil seiner Orgelmusik, seiner Cembalo-Toccaten und etliche Kantaten.

Aufgrund von Spannungen übersiedelte Bach 1717 an den Hof des Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen. Köthen wurde für Bach zu einer glücklichen Zeit. Hier entstehen die «Brandenburgischen Konzerte», der erste Teil des «Wohltemperierten Klaviers» sowie zahlreiche Vokalwerke.

1720 ereilte Bach erneut ein schwerer Schicksalsschlag: Während er zusammen mit anderen Musikern den Fürsten zur Kur nach Karlsbad begleitet, stirbt seine Frau Maria Barbara. Tod und Sterben sollten Bach immer wieder begleiten: Von zwanzig Kindern, die aus den zwei Ehen hervorgehen, überleben ihn nur neun.



Noten, Noten, Noten ...

Sonate II a-Moll für Violine solo (BWV 1003).

BACH, BACH, BACH

Zum Lesen

Denkmal: Johann Nikolaus Forkel schrieb 1802 die erste Bach-Biografie und setzte damit dem Komponisten erstmals ein Denkmal als «Riese der Musikgeschichte». Mit ihren anekdotenhaften, blumigen Erzählungen ist die Biografie noch heute lesenswert.

Johann Nikolaus Forkel: *Über Johann Sebastian Bach*, Nachdruck der Ausgabe von 1802, Bärenreiter-Verlag, Fr. 64.40.

Zum Entrümpeln: Seit dem 19. Jahrhundert wurde das Genie Bach durch die Legendenbildungen verklärt. Selbst die politische Propaganda missbrauchte ihn und deklarierte ihn zum Antisemiten oder zum aufgeklärten Denker. Klaus Eidam räumt mit solcher Geschichtsklitterungen auf. Klaus Eidam: *Das wahre Leben des Johann Sebastian Bach*, Piper-Verlag, Fr. 23.–.

48 Variationen: Bachs Leben ist so vielfältig wie eine virtuose Partitur: Daten, Anekdoten und Historie greifen ineinander. Der Zürcher Autor Franz Rueb versucht deshalb nicht die Biografie des Komponisten linear zu entwickeln, sondern nähert sich Bach in 48 kurzen Kapi-

teln unter lakonischen Titeln wie «Barock», «Orgel» oder «Glaube». Er entwirft ein mosaikartiges Bild, das vor allem durch seine Genauigkeit besticht.

Franz Rueb: *48 Variationen über Bach*, Reclam-Verlag, Fr. 19.80.

Für Liebhaber: Friedrich Schorlemmer hat sich bei heutigen Bach-Kennern und -Liebhabern umgehört. Aus den Texten von Wolf Biermann, Luise Rinser, Dorothee Sölle und Yehudi Menuhin und anderen wird spürbar: Bach hat tiefe Emotionen und zeitlose Fragen in grandiose Musik verwandelt.

Friedrich Schorlemmer: *Lieben Sie Bach? Geheimnis und Zauber seiner Musik*, Herder, Fr. 16.80.

Zum Hören

Eine Zusammenstellung herausragender Stücke: Brandenburgische Konzerte, Violinkonzerte, Orchestersuiten, Goldberg-Variationen und anderes, eingespielt von namhaften Interpreten wie Helmuth Rilling, Gächinger Kantorei und Bach-Collegium Stuttgart.

The collection – Johann Sebastian Bach, 3 CDs edition bachakademie, Hänssler, Fr. 29.95.

Gelesen: „Tod einer Ärztin“, Roman von Hansjörg Schneider. Die erzählte Geschichte spielt in Basel und im angrenzenden Ausland. Eine Ärztin wird tot, offensichtlich erstochen, in ihrer Praxis aufgefunden, und Peter Hunkeler, ein Kommissär des Kriminalkommissariats Basel versucht die Sache aufzuklären.

Es spielen etwa fünfzig Personen eine Rolle, so dass sich der Leser eine Personenliste ausarbeiten muss. Die Bewohner eines Altersheims, das sich in der Nähe der Arztpraxis befindet, und die „Drögeler“ aus der nicht weit vom Tatort entfernten Drogenszene werden zum Kriminalfall befragt und zum Teil auch unterschwellig als Täter verdächtigt.

Schritt für Schritt, nach der Verfolgung und Abklärung vieler Umwege, kommt Hunkeler der Sache auf den Grund. Im Gespräch mit dem Mörder erkennt dieser, dass es für ihn keinen Ausweg mehr gibt. Da er seine Schuld einsieht und sich schliesslich selber erhängt, kann er nicht vor Gericht gestellt werden.

Trotz der zahlreichen Orte, an denen die Handlung spielt, und trotz der vielen am Geschehen beteiligten Personen ist der Roman gradlinig und zielgerichtet. Von der Entdeckung des Verbrechens am Anfang der Geschichte führt sie bis zum schrecklichen Ende des Täters.

Beim Entsorgen aufgehäufter Notizen und vergilbter Zeitungsartikel aus früheren Zeiten kommen gelegentlich recht interessante Zettelchen zum Vorschein, so z.B. ein kleines kariertes Blatt mit dem folgenden Text:

„Montag, 17. Oktober 1977: (Es passierte also vor bald 24 Jahren, denn heute ist der 4. April 2001!) *Auf der Fahrt von **Nof Ginossar** über **Caesarea, Tel Aviv, Ashdod** und **Beer-Sheva** nach **Arad** geriet der Bus unserer Reisegesellschaft in mehrere starke Wolkenbrüche. Unterwegs wurde das Segeltuch, welches das Gepäck auf dem Dach schützen sollte, weggeweht. Im Koffer von Frau Maria Klenk wurden alle Kleider nass und viele durch Verfärbung zerstört. 1.Kleid mit Jacke (neu 280 Franken): **Fr. 150.-**. 2.Schlafsack (entlehnt): **Fr. 30.-**. 3.Zwei Nachthemden (Trikot): **Fr. 50.-**. 4.Bluse (Trikot): **FR. 20.-**. 5.Bluse (gestickt): **Fr. 30.-**. 6.Bluse (weiss): **Fr. 30.-**. 7.Hemd (blau): **Fr. 20.-**. 8.Hausschuhe (Nylon): **FR. 15.-**. 9.Frottiertuch und Diverses: **Fr. 20.-**. 10.Roter Rock: **Fr. 60.-**. 11.Jupe (gestreift, mit Flecken): **Fr. 40.-**. 12.Vier Hemden à Fr. 10.- (Trikot): **Fr. 40.-**. 13.Zwei Unterhosen: **Fr. 15.-**. 14.Wäschesack: **Fr. 10.-**. 15.Unterziehpullover: **Fr. 10.-**. 16.Bluse mit langen Ärmeln: **Fr. 40.-**. 17.Trikot-Jacke: **Fr. 60.-**. **Total Fr. 640.-**.*

Ein solches Blatt weckt zahlreiche Erinnerungen an unsere **Israelreise**. Maria und ich, wir hatten uns der Gruppe von Pfr. Dr. Hans Walter Maurer angeschlossen. (Maurers von Albisrieden, jetzt Ringlikon) beteiligten sich mehrmals an unserer Volkstanzwoche). Der Flug im Abendlicht von Zürich nach Tel Aviv führte zwischen wunderschönen Wolkengebilden hindurch, und tief unter uns erblickten wir die gebirgige Insel **Kreta**.

Nach der Landung wurden wir von unsern israelischen Betreuern abgeholt und im Bus nach Jerusalem in ein Erstklasshotel gebracht. In keinem der verschiedenen Orte, wo wir übernachteten, konnten wir das gewünschte Hotel selbst bestimmen (Pfr. Maurer kannte einige, die er gerne wieder besucht hätte). Die israelische Tourismusorganisation verteilt die Touristenströme gleichmässig und gerecht auf alle Hotelbetriebe, so dass diese während der Reisesaison stets ausgebucht sind.

Nach der Israelreise verfasste ich einen ausführlichen Bericht.

Der Volkstanz.

Mein Vortrag vom 4. April 2001 in der Musikschule Dietikon.

Der Musikschulpräsident, Dr. Hans-Peter Trutmann, schlug mir im Herbst 2000 vor, gelegentlich in der Dietiker Musikschule einen Vortrag über den Volkstanz zu halten. Ich sagte zu, beschloss aber, mich nicht im Einzelnen darauf vorzubereiten, verfasste ich doch verschiedene Jubiläumsschriften und unzählige Aufsätze zum Volkstanzthema, kann also jederzeit **aus dem Vollen schöpfen**. Ausserdem nahm ich seit Jahrzehnten immer wieder an Diskussionen mit Volkstanzfachleuten teil, mit Klara Stern, Louise Witzig, Prof. Lager, Prof. Wolfram, Ludwig Burkhardt, Hans Severin, Erik Nilsson und vielen andern. Ich erinnere mich z.B. bestens an das Symposium in Mainz, Deutschland, und an die Aussprachen im Schloss Rotholz, Oesterreich.

Um etwas vorzeigen zu können, legte ich das Buch „Volkskunst in politischem Dienst“, die Sammlung schwedischer Volksmusik, und andere **Bücher**, sowie meine verschiedenen Publikationen, Jubiläumsschriften und ähnliches bereit. Ausserdem hatte mir Jean Stauber liebenswürdigerweise von rund 25 Bildern gute **Dias** hergestellt.

Endlich, Mitte März, wurde das Datum für meinen Vortrag festgesetzt. Der Mittwoch, 4. April 2001, passte mir zwar gar nicht, denn ich musste aufs wohltuende Schwimmen und auf die Orchesterprobe in Zürich-Albisrieden verzichten. Um der Musikschule überflüssige Umtriebe zu ersparen, sagte ich aber ohne längere Diskussion zu.

Immer intensiver wälzte sich nun der Vortrag in meinem Hirn herum. Tag und Nacht kamen mir Ereignisse, Persönlichkeiten und Gedankengänge in den Sinn, die ich erwähnen, „Pointen“, die ich zur Auflockerung einflechten wollte!. Ich träumte mehrmals wirt und komisch von der Sache und konnte nichts Vernünftiges mehr arbeiten. Schliesslich musste ich, ganz gegen meinen ursprünglichen Vorsatz, auf einem kleinen Zettel eine **übersichtliche Disposition** niederschreiben.

1. Begrüssung, Musikschule und Tanz, dazu das Bild von Emile Jaques-Dalcroze (1865 - 1950).

2. Volkstanz als Freizeitbetätigung einer verschwindend kleinen Minderheit innerhalb der Gesamtbevölkerung. Beruf und Familie sind in erster Linie wichtig.

3. Wie ich zum Volkstanz kam: Heierli, Gos, Bordier, Witzig, Stern, Baer. (Mit Bildern dieser Volkstanzpioniere).

4. Eigenheiten des Volkstanzes gegenüber dem Gesellschaftstanz, den Modetänzen und den Tanzströmungen.

5. Mit Tonbändern: Vorspielen und erklären verschiedenartiger Volkstänze: Einfach ist die Münchnerpolka, regelmässig aufgebaut ist z.B. das Rosentor, komplizierter sind die Zwiefachen, auf höherer Stufe stehen die Schautänze, der Hambo und die Delsbopolska. Ein besonderes Kapitel bilden die Française, die Kontra- und Squaretänze.

6. Vereinsgründungen: Gruppen, z.B. „Nordische Volkstanzgruppe“, ASV, UNESCO-Arbeitsgruppe, Senioren-Volkstanzgruppe.

7. Weitere Volkstanz-Pioniere der Schweiz: Hanny Christen, Henri Esseiva, Jo Baeriswyl, Annelis Aenis, Yolanda Morf, Betli und Willy Chapuis, etc.

8. Zusammenfassung: Stichwörter zum Thema Volkstanz. Vorlesung eines Briefs.

An den beiden Tagen unmittelbar vor dem Vortrag brachte ich meinen Projektionsapparat, mein Projektionstischchen, meine Tonbänder und Bücher in die Musikschule Dietikon, und am Mittwochnachmittag half mir **Frau Schenk**, die Skretärin und Verwalterin der Musikschule, bei der Bereitstellung des Vortragssaals.

Das **Wetter** war denkbar schlecht, kalt, stürmisch und regnerisch, und am gleichen Abend fanden in Dietikon mehrere andere Veranstaltungen statt, so z.B. in der „Heimat“ eine Diskussion mit Patrick Rohr, dem Leiter der beliebten Fernsehsendung „Arena“. Trotzdem erschienen einige Leute zu meinem Vortrag, hauptsächlich Sekundarlehrer, ehemalige Kollegen und Musikschulverantwortliche mit ihren Frauen.

Im Hausgang und Vorraum wurde bis acht Uhr abends geplaudert, während ich im Vortragssaal diskret zum Empfang der Gäste ab Tonband leise klassische Violinmusik abspielte. Herr **Dr. Hans-Peter Trutmann**, der Präsident der Musikschule Dietikon, begrüßte die Anwesenden, stellte das von mir verfasste **Neujahrsblatt 1987** „Zehn Jahre Musikschule Dietikon“ vor, in dem ich die Vorgeschichte dieser Schule von 1935 bis 1961, die Übernahme der Musikbestrebungen durch die Schulpflege Dietikon und die Gründung der selbständigen Musikschule im Jahr 1977 sowie deren Weiterentwicklung darlege.

Endlich konnte ich loslegen. Ich schaltete das Bild von Emile Jaques-Dalcroze ein, denn dieser Musiker beweist am eindrucklichsten, dass **Musik und Tanz** zusammengehören. Er wurde 1865 in Wien geboren, wurde 1882, also im Alter von 17 Jahren, Lehrer am Konservatorium in Genf, gründete 1915 sein Rhythmikinstitut und starb 1950 in Genf. Er war Schüler von Bruckner in Wien und von Delibes in Paris, hinterliess rund 2000 Werke, Festspiele, Opern, Orchester- und Chorwerke, Lieder, Tänze, Kammermusik, etc.

Als in Zürich **Anna Ammann** ihre zehnbändige Violinschule zusammenstellte, gelangte sie eines Tages mit der Bitte an mich, ihr für ihr Werk Volkstanzmelodien zu liefern, was ich auch tat. In Dietikon gestaltete einzig der Berufsmusiker **Orlando De Martin** vor Jahren mit einigen Schülerinnen und meiner Hilfe im Wolfsmattschulhaus einen Volkstanz. Leider weiss ich nicht mehr, welcher es war.

Die Lehrkräfte der Musikschule Dietikon interessieren sich offensichtlich nur für ihre Musikinstrumente und ihre Musiknoten, nicht aber für das Tanzen der von ihnen mit den Schülerinnen und Schülern gespielten Gavotten, Pavanen, Menuette, und Walzer. Auch Marschmusik, Polka-, Schottisch- und Mazurkamusik erfreut die Musizierenden, doch nie und nimmer kommen sie auf den Gedanken diese Tänze auch selber zu tanzen. Es ist schon längst erwiesen, dass nur **der** die Tänze richtig spielen kann, der auch weiss, wie sie getanzt werden. An Schülerkonzerten höre ich gelegentlich israelische, griechische und andere mir bestens bekannte Volkstänze mit falscher Betonung und in falschem Tempo.

Siebzehn Jahre lang war ich Präsident des Volkstanzkreises Zürich und stellte Im Jahr 1961 erstmals im Zusammenhang mit den Schweizertänzen fest, dass für die jungen Kreismitglieder **alles ganz selbstverständlich** ist. Wenn man schweizerische Tänze erlernen will, dann kann man bequem die benötigten Musiknoten, Tonträger und Tanzbeschreibungen erwerben. Doch das war nicht immer so.

Ich nahm mir vor, jede Woche für die Mitglieder des Vereins ein **Nachrichtenblatt** mit den laufenden Neuigkeiten herauszugeben und auch die Volkstanzsituation der Schweiz in den Dreissigerjahren und während des Zweiten Weltkriegs darzustellen. Die vor dem Krieg erschienene ausländische Volkstanzliteratur (Helms-Blasche und Ähnliches) war vergriffen. Ich hatte im Musikhaus Hug die letzten noch vorhandenen Reste zusammengekauft, und von den Schweizertänzen wusste man beinahe nichts.

Damals musste um jeden einzelnen Schweizertanz ein wahrer Kampf geführt werden. Im Sommer 1920 z.B. sahen Klara Stern, Louise Witzig und Inge Baer, die damals noch Inge Grau hiess, an einem Trachtenfest auf dem Rigi zum ersten Mal den „**Innerschweizer Alewander**“. Klara Stern notierte sich die Tanzfiguren, Inge Baer unter der Tischplatte die Musiknoten, so dass fortan auch der Volkstanzkreis Zürich diesen hübschen Schweizer-Marsch tanzen konnte.

Nach und nach gab die „Schweizerische Trachtenvereinigung“ dank Louise Witzig **die ersten zwölf Tanzblätter** im Musikverlag Hug heraus. Diese zwölf Blätter, jedes mit zwei Schweizertänzen, erschienen später als sogenanntes „**blaues Büchlein**“, und die Reihe der beliebten Blätter wurde fortgesetzt. Da die aufgefundenen Tänze gelegentlich falsch choreographiert oder musikalisch unrichtig aufgebaut waren, wurden sie von Klara Stern, Louise Witzig und Inge Baer richtig gestellt.

Bald erschien das hübsche „**gelbe Büchlein**“ mit der Beschreibung unserer Grundschriffe und mit einer wertvollen Musikbeilage, die eine Anzahl typisch schweizerischer Tanzmelodien mit vorzüglichen Musiksätzen von Alfred Stern, sowie Tanzvorschläge enthält.

Das bald darauf folgende „**grüne Büchlein**“ mit einigen authentischen Schweizertänzen war damals eine riesengrosse Errungenschaft. Die Volkstanzgruppen in der Nachkriegszeit waren glücklich, endlich zwei, drei Dutzend Schweizertänze tanzen zu können, und heute verfügen wir über mehr als tausend!

Angeregt von der **UNESCO** wurde eine Arbeitsgruppe gebildet, die in einer zehn Jahre dauernden Arbeit ein **Inventar der Schweizertänze** erstellte. Mitglied dieser Gruppe waren Dr. Brigitte Bachmann-Geiser (Initiantin), Martin Wey, Klara Stern, Lotti Schürch, Karl Klenk, Dr. med. dent. Cyrill Renz, Lucien Louradour, Annelis Aenis, Heinz Baumann und zeitweise noch andere Persönlichkeiten.

Im Zeitalter der Industrialisierung, die sich im vorletzten Jahrhundert vollzog, verschwanden im schweizerischen Mittelland und vor allem in den Städten Volkstracht und Volkstanz. Als ich in diesem Vortrag von den ersten Schritten der wieder erwachenden Volkstanzkultur berichtete, zeigte ich im Lichtbild die vor allem treibenden Kräfte der Erneuerung: **Louise Witzig, Klara Stern und Inge Baer**.

Gerne hätte ich gesagt, der Volkstanz sei ein harmloses politisch und konfessionell neutrales und nun zum Glück wiedererwecktes Hobby.

Doch, wenn man die Sache genauer betrachtet, stellt man fest, dass die Folklore tatsächlich eine politische Rolle spielen kann. Ich konnte das Buch „**Volkskunst in politischem Dienst**“ vorweisen, in dem das „Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen“ 1961 in zweiter und ergänzter Auflage ausführlich darlegt, wie Volkskunst in der Sicht sowjetzonaler Kulturfunktionäre als Mittel politischer Infiltration missbraucht wurde. Durch massive Unterstützung der nationalistischen Folklore konnte die Sympathie ganzer Länder gewonnen werden. Volkskunst sollte nach den Angaben eines grossen Plakats lehren besser zu hassen und stärker zu kämpfen!

Auch **Religion und Konfession** spielen in die Folklore hinein. Im puritanischen Zürich z.B. wurden teure Kleider verboten und das Tanzen wurde als sündhaft zurückgedrängt. Da vor allem in Gasthäusern und nicht mehr, wie in alten Zeiten, unter der Dorflinde getanzt wurde, und da der Wirt gerne möglichst viel Alkoholisches verkaufte, kam es bei Tanzanlässen gelegentlich zu wüsten Schlägereien. Doch nicht der Tanz war schuld daran. Man hätte eher den Alkohol und die Eifersucht verbieten müssen.

Wissenswert ist auch, was der heilige **Aurelius Augustinus**, der vom 13. Nov. 354 bis zum 28. Aug. 430 lebte und wirkte, über den Tanz zu sagen hat. Das von ihm überlieferte Gedicht, aus dem meist nur die letzten drei Zeilen zitiert werden, lautet:

„Ich lobe den Tanz,
denn er befreit den Menschen
von der Schwere der Dinge,
bindet den Vereinzelten
zur Gemeinschaft.

Ich lobe den Tanz
der alles fördert und fordert,
Gesundheit und klaren Geist
und eine beschwingte Seele.

Tanz ist Verwandlung
des Raumes, der Zeit, des Menschen.

Der Tanz fordert
den befreiten Menschen,
den schwingenden Menschen
im Gleichgewicht aller Kräfte.
Ich lobe den Tanz.

O Mensch, lerne tanzen,
sonst wissen die Engel im Himmel
mit Dir nichts anzufangen!“

In ähnlichem Sinn äusserten sich auch die gelehrten Musiker Götsch und Gardiner.

Wer hätte nicht das Verlangen, neben seiner notwendigen und oft ermüdenden Berufsarbeit zum Ausgleich auch noch ein befreiendes und **beglückendes Hobby** zu betreiben? Ich jedenfalls musiziere in zwei Laien-Orchestern. Früher, als ich noch keine Brille benötigte, aquarellierte ich fleissig, vor allem bei schönem Wetter und in den Ferien. Meine rund 800 kleinen Aquarelle verschenkte ich alle, und so lange als ein Mensch noch ohne Hilfsmittel gehen kann, ist er auch in der Lage zu tanzen. Daher besuche ich regelmässig die fröhlichen Volkstanzproben.

Der Volkstanz ist eine sogenannte **Volkskunst** wie z.B. auch das Jodeln, das Alphornblasen, das Fahنشwingen, und anderes, das in den **Brauchtumswochen der Schweizerischen Trachtenvereinigung** unterrichtet wird.

Die ersten Brauchtumswochen mit fünf bis siebenhundert Teilnehmerinnen und Teilnehmern fanden 1969, 1972, 1976 und 1980 statt, und in ihnen stand der schweizerische Volkstanz an erster Stelle. Auch ich durfte aus sprachlichen Gründen eine Gruppe aus vorwiegend welschen Teilnehmern unterrichten, und mein älterer Sohn unterrichtete die Kontratänze. Nebenbei wurde auch musiziert und gesungen, und mehrere berühmte Volkskundler hielten aufschlussreiche Vorträge.

Die später folgenden Brauchtumswochen in den Jahren 1991, 1994, 1997 und 2000 wurden immer vielseitiger. In der zuletzt genannten, die vom 1. bis 7. Oktober 2000 durchgeführt wurde, konnten ausser dem schweizerischen und internationale Volkstanz und dem Tanz für Kinder, Jugendliche und Senioren, viele weitere Kurse, so z.B. Vereinsleitung, Musiktheorie, Volkslied, Volksmusik, Volkstheater, Alphornblasen, Knochenschnitzen, Klöppeln, Filzen, Korbflechten Kerbschnitzen, Strohflechten, Scherenschnitt, etc. belegt werden. Zum Glück durfte ich bei jeder der bisher durchgeführten Brauchtumswochen dabei sein, und wenn ich's erlebe, werde ich auch im Jahr 2003, im Alter von alsdann 91 Jahren, wieder mitmachen.

Nun möchte der Leser dieser Zeilen noch erfahren, wie ich zum Volkstanz kam. Meine Kameradinnen der Sekundarschule Meilen zeigten mir bei einem Schulfestchen nach dem Examen nicht nur das Marschieren zur Marschmusik, sondern auch einen einfachen Grundschrift : „**Wechselschritt links plus Schritt rechts**“ das ist der typisch schweizerische „Übertätter“. Später besuchte ich noch einen Kurs im Tanzinstitut Massmünster, Zürich, in der Nähe des Hauptbahnhofs, wo ich **Tango, Foxtrott und Walzer** erlernte und dabei dachte, das genüge nun wohl.

Im Jahr 1934 begann ich meine Berufsarbeit an der Sekundarschule Dietikon. Schon nach wenigen Wochen klopfen einige junge Herren an die Türe meines Schulzimmers. Sie erklärten mir, da ich ja auch Knaben-Turnunterricht erteile, müsse ich unbedingt in ihren **Turnverein** eintreten, wo ich stets brauchbare Anregungen für meine Turnlektionen erhalte. Das leuchtete mir ein, und da ich gerne turne, und als Oberrealschüler und später als Student Mitglied des Turnvereins Meilen war, trat ich ohne viel zu überlegen in diesen Dietiker Turnverein ein.

Wenig später tauchte die Delegation eines zweiten Turnvereins bei mir auf und erklärte mir, dass in Dietikon zwei Turnvereine mit verschiedener politischer Ausrichtung existieren. Da ein Lehrer neutral sein müsse, sei ich verpflichtet, auch ihrem Verein beizutreten. Das war mir zu viel des Guten! Ich machte sofort meinen Beitritt beim ersten Turnverein wieder rückgängig.

Inzwischen hatte ich durch die Diskussion mit meinen Kollegen herausgefunden, dass in der Stadt Zürich ein spezieller **Lehrerturnverein**, die Turnlehrer jede Woche in geschickter Weise weiterbilde. Mit Primarlehrer Robert Leuthold radelte ich fortan jede Woche einmal zum Kappelischulhaus in Zürich-Altstetten, wo durch Turnlehrer Albert Christ stets Brauchbares für die Schülerturnstunden geboten wurde, auch Waldläufe und Skitouren unternahmen wir Turnlehrer miteinander.

In diesem Lehrerturnverein verkündete einst die auch mitturnende Arbeitslehrerin **Thekla Kuhn**, im Restaurant Kaufleuten, Pelikanstrasse 18, Zürich, tanze nächstens die Volkstanzgruppe von Klara Stern. Da wir noch nie im Leben so etwas gesehen hatten, beschlossen wir, gemeinsam hinzugehen und uns die Sache anzusehen.

Gitarren- und Blockflötenlehrer **Karl Rieper**, der in Zürich und Aarau unterrichtete, war aus der sozialen Jugendbewegung hervorgegangen. Trotz seines krummen und verkrüppelten Beines führte er in der Turnhalle des Lehrerseminars Zürich-Unterstrass 1929 und 1930 Volkstanzkurse mit deutschen und nordischen Volkstänzen durch, später auch an der Volkshochschule Bern. Aus Riepers Kursen ging als erster Tanzkreis der Schweiz Klara Sterns Volkstanzkreis Zürich hervor, nur wenig später wurde auch in Bern ein Volkstanzkreis gegründet.

Klara Stern hatte die begabtesten Tänzerinnen und Tänzer aus Riepers Kursen in Zürich zusammengerufen, auf geradezu künstlerische Höhe trainiert und sich vorgenommen, in Zürich den Volkstanz weiter zu pflegen.

Es war eine einmalige und unvergessliche **Veranstaltung in der Kaufleuten**, und ich sehe noch heute deutlich vor mir die vier Paare, die den nordischen *Horlepipe*, einen Seemannstanz, vorführten. Die Tanzenden waren nach ihrer Körpergrösse zusammengestellt, und auf die Hundertstelssekunde genau stellten sie im Takt der Musik ihre rechte Fussspitze am Ende der Horlepipeschritte hinter ihre linke Ferse. Das schöne Bild machte mir einen gewaltigen Eindruck.

Das geschah im **Frühjahr 1939**, im Jahr der Landesausstellung in Zürich. Der im Entstehen begriffene Volkstanzkreis Zürich, war damals die einzige Gruppe, welche die damals bekannten Tänze aus der ganzen Schweiz beherrschte, am Trachten-Festumzug mitmarschierte und im Festspiel der „Landi“ mitwirkte. Louise Witzig, die erste Sekretärin der erst vor wenigen Jahren entstandenen „Schweizerischen Trachtenvereinigung“, die alle Tanzgruppen der Schweiz kannte, musste eine Volkstanzgruppe nach Stockholm delegieren. Sie schlug als Vertretung der Schweiz den im Entstehen begriffenen Volkstanzkreis Zürich vor.

Weil in der **Schweizerdelegation** ans „Internationale Volkstanztreffen in Skandinavien“ noch ein Tänzer fehlte, bat mich Klara Stern, die zur Vorführung bestimmten Schweizertänze zu erlernen und mit ihrer Gruppe nach Stockholm zu reisen. Die Schweiz und Schweden bezahlten die entstehenden Kosten für Reise, Unterkunft und Verpflegung. Das war verlockend! Zwei, drei Sommerferienwochen im hellen Norden, wo die Sonne nachts kaum untergeht!

Mit der Reisegruppe erlernte ich in Eile das **Tanzprogramm**, den *Chüjerwalzer aus dem Kanton Bern*, den *Innerschweizer Alewander*, den *Ziberli aus dem Wallis*, die *Faira da Strada aus dem Kanton Graubünden*, den *Singtanz „Maggiolata“ aus dem Tessin* und einige weitere Schweizertänze.

Da wir eine **Landesfahne** mitbringen mussten, kaufte ich eine Fahnenschwingerfahne und übte jeden Tag von elf bis zwölf Uhr in der Turnhalle das „Urner Dächli“ und viele andere Schwünge, die mir ein Fahnenschwinger liebenswürdigerweise zeigte. Meine Schweizerfahne hat allerdings keinen schweren, metallischen, sondern nur einen leichten hölzernen Griff, so dass ich nur bei absoluter Windstille meine Künste vorführen konnte.

Die Reise führte uns nach **Berlin**, wo wir bei Bekannten eines Mitglieds unserer Gruppe übernachten durften. Da erschrakten wir ganz gewaltig, denn nachts wurde die Stadt vollständig **verdunkelt**. Weil nicht der kleinste Lichtschimmer aus den Häusern nach aussen dringen durfte, wagten wir es nicht, abends noch auszugehen. Uns wurde eindringlich bewusst, dass die Deutschen mit dem Ausbruch eines Kriegs rechneten. Unser kurzer Berlinaufenthalt war für uns alle ein schauerliches Erlebnis.

In der Schweiz, an der sonnigen, friedlichen und fröhlichen Landesausstellung war uns trotz „Höhenweg“ und trotz des berühmten, seinen Waffenrock schwungvoll anziehendem Schweizer Soldaten die Kriegsdrohung nie richtig bewusst geworden.

In **Schweden** war dann die Stimmung wieder fröhlich wie in der Schweiz. Beinahe jeden Tag schien die Sonne bis gegen Mitternacht und schon um zwei oder drei Uhr morgens schlich sie wieder langsam aus dem Horizont hervor. Tanzgruppen aus allen Ländern Europas waren da, und wir bemerkten bald, dass die Organisatoren die begeisterungsfähige Jugend aller anwesenden Völker miteinander in Verbindung bringen wollten.

Die Tanzgruppen aus England, Schottland, Norwegen, Schweden, Finnland, Estland, Lettland, Litauen, Polen, Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Italien, Böhmen, Mähren, Griechenland, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Russland und der Schweiz wurden immer wieder neu kombiniert. Je zwei oder drei Nationen tanzten allein und miteinander auf den verschiedenen Plätzen der Stadt, im **Skansen**, dem Vorbild für den Ballenberg der Schweiz, im Stadttheater und anderswo. Da die Trachten wie die Häusertypen zum Ausstellungsthema gehören, haben im Skansen alle Personen, die eine Tracht tragen, freien Eintritt!

In allen möglichen Sprachen wurden flammende Reden gehalten. Die in die Zukunft blickende Jugend aller Länder Europas wurde eindringlich ermahnt, über alle Landesgrenzen hinweg Freundschaften zu schliessen, alles Trennende zu vergessen, den drohenden Krieg zu verhindern.

Und in der Tat, wir verstanden uns beim gemeinsamen Tanzen bestens mit den verschiedenen Nationen. Aus allen Ländern kamen freundliche Leute. Wenn wir nicht miteinander reden konnten, so gelang es uns doch, gegenseitig die Trachten und Musikinstrumente zu bewundern, uns gegenseitig einfache Volkstänze zu zeigen und die Tanzmusik auszutauschen.

Am allerbesten konnten wir uns aus sprachlichen Gründen mit den freundlichen jungen Deutschen unterhalten, die stolz ihre Hakenkreuzfahne umhertrugen. Es war dieser sportlichen „**Hitlerjugend**“ noch weniger als uns bewusst, auf was für ein Kriegselend Europa damals zusteuerte. Wir führten tatsächlich politische Diskussionen mit ihnen, die auch dachten, es sei übertrieben, sich für die Demütigung von Versailles rächen zu wollen. Auch sie fanden, friedliche Zusammenarbeit bringe mehr als Krieg.

Wenn die kleine, etwa sechzehn Leute zählende Volkstanzgruppe aus der Schweiz ins **Stadion von Stockholm** einzog oder im **Stadttheater** die Bühne betrat, dann marschierte Inge Baer die Geige spielend voraus. Ich folgte mit geschulterter Schweizerfahne, flankiert von zwei hübschen Ehrendamen in schmucker Wehntalertracht. Sehr geehrt fühlten wir uns an den Grossanlässen, bei denen auch der schwedische König zusah.

Schon vor der Abreise in den Norden hatte uns Klara Stern verraten, in Skandinavien existiere ein ganz besonderer Tanzschritt, der **Hambo**, den wir besonders gut beobachten sollten. Es war unmöglich, diesen Schritt durchs Zusehen zu erfassen. Es handelt sich um eine langsame Mazurka bei der Tänzerin und Tänzer verschiedene Schritte tanzen. (Beim Volkstanz-Vortrag vom 4. April 2001 in der Musikschule Dietikon verteilte ich den Anwesenden meinen Spezialaufsatz zum Thema Hambo, das wir später noch eingehender behandeln werden).

Der Höhepunkt in Schweden war ein **Riesenfest im Stadthaus** von Stockholm, an dem wahrscheinlich mehr als tausend junge Leute aus ganz Europa teilnehmen durften. Unten in der grossen Halle wurde gemeinsam Polka, Kreuzpolka, Schottisch, Walzer, Mazurka und so gut es ging auch Hambo getanzt. Dann bewegte man sich hinauf in den „goldenen Saal“, wo auf unzähligen Tischen ein riesiges Schwedenbuffett mit Knäckebrot, Milch, Käse und Früchten auf uns wartete. Beim Hinaufsteigen über die breite Treppe flüsterte **Hanny Peter**, unsere Jodlerin: „So stelle ich mir's vor, wenn's einmal hinauf ins Paradies geht!“ Alle Sitzgelegenheiten waren aus dem goldenen Saal weggeräumt, so dass sich die vielen farbenfrohen Trachten aller Nationen bunt gemischt auf dem Fussboden lagerten.

Wir erlebten in Schweden zusammen mit den vielen netten jungen Leuten in ihren bunten Nationaltrachten, mit den Volksmusikanten aller Art (Hardangergeige, Monocord, Vielle, etc.) und mit den hochgelehrten Volkskundlern **ein ganz einmaliges Wochen lang dauerndes Riesenfest** und gerieten von einer angenehmen Überraschung in die andere. Wir hörten spannende Vorträge, besuchten die Schären und aufschlussreiche Museen.

Glücklich kehrten wir heim, wo wir bei schönstem Wetter weiterhin fleissig die „Landi“ besuchten und dort auch unsere Volkstänze vorführten. Der Volkstanz war damals bei uns in der Schweiz immer noch eine seltene Rarität. Wir hatten z.B. die grösste Mühe aus dem Einzugsgebiet von Zürich sechzehn Leute zusammenzubringen, um den in Schweden kennen gelernten Webertanz zu tanzen.

Man begreift, dass ich nach all diesen schönen Ereignissen im Norden dem **Hobby Volkstanz** bis heute treu blieb, und man versteht vielleicht auch, dass ich gemäss der völkerverbindenden Idee aller Folklore seit je die Ansicht vertrete, es seien vor allem die eigenen Tänze zu pflegen, aber auch, wie dies im Volkstanzkreis Zürich und in den Gruppen der „**Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise**“ geschieht, die ausländischen.

Was ist eigentlich Volkstanz? Wie unterscheidet er sich von andern Arten des Tanzens? Zuerst fällt auf, dass Volkstänzerinnen und Volkstänzer stets zu einer mehr oder weniger geschlossenen **Gruppe** gehören. Bevor das richtige Mitmachen möglich ist, müssen die Tänze, d.h. die Schrittarten, die Tanzfiguren und deren Reihenfolge erlernt werden. Es ist nicht möglich, einfach hinzugehen und mitzumachen, wie bei einem „gewöhnlichen“ Tanzanlass, z.B. beim „Après-Ski-Tanzen“ an einem Winterkurort.

Bei einem solchen „Kurorts-Tanzanlass“ in einem Gasthaus herrscht meist grosser Platzmangel, so dass das Hauptvergnügen offenbar darin besteht, an andere Leute gedrückt zu werden! Der Wirt benötigt begreiflicherweise viele Tische mit Sitzplätzen, wo serviert und konsumiert werden kann!

Ganz anders der Volkstanz. Er braucht genügend **Platz**. Er wird daher meist in Turnhallen, aber auch in Festsälen von Heimen und Spitälern und in der Regel ohne Konsumation praktiziert. Mechanisches und planloses Bewegen kennt er nicht, wohl aber intensive **Kopfarbeit**. Volkstänzerinnen und Volkstänzer beherrschen den Aufbau der einzelnen Tänze, denken voraus, vollziehen auf richtige Weise und im genau richtigen Augenblick den Partnerwechsel, wenn er vorgeschrieben ist, kurz, sie memorieren die einfallsreichen Choreographien.

Volkstänze sind stets ein **gemeinsames Werk**, der Einzelne tanzt nicht beliebig allein, auch nicht mit nur einem einzigen Partner, sondern stets mit der ganzen Gruppe. Alle nehmen stets auf alle andern Volkstänzer Rücksicht.

Als Folge davon führt der Volkstanz unweigerlich zur **Gemeinschaft**, was sich bei den periodisch auftauchenden **Modetänzen** nicht in gleichem Masse feststellen lässt. Wer bei solchen Tänzen mitmacht, der ist jung und „in“, alle andern sind „out“. Man denke an die Foxtrott-, die Tango-, die Lambethwalkwelle und ähnliche Erscheinungen. Es ist ganz klar, der **Volkstanz verbindet** alle Altersgruppen miteinander, während wie jede „Mode“, auch der Modetanz verschiedene Bevölkerungsgruppen, z.B. Jung und Alt voneinander trennt.

Als Beispiele seien die schweizerischen Trachtenguppen und der Volkstanzkreis Zürich genannt. In diesen Volkstanzgruppen tanzen **Leute jeden Alters**, schulentlassene Jugendliche und Erwachsene, Schulkinder jedoch in der Regel in speziellen Kindergruppen. **Wer fähig ist ohne Hilfsmittel zu gehen, der kann auch tanzen.** Alle Länder kennen Volkstänze in jedem Schwierigkeitsgrad. Niemand wird ausgegrenzt, wie dies beim Modetanz der Fall ist. Im Volkstanzkreis Zürich zählt der älteste Tänzer 89 Jahre. Für Seniorinnen und Senioren wurden überall, in der Schweiz und im Ausland, spezielle Senioren-Volkstanzgruppen gegründet.

Was die Modetänze angeblich Neues bringen, existiert meist schon längst im Volkstanz irgend eines bestimmten fremden Landes. Das hübsche „**Rumbaviereck**“, „**Cha-Cha-Cha**“ - **Figuren** und anderes kennen auch die Volkstänzer, die „international“ tanzen. Der Volkstanz umfasst alle Richtungen. Es muss aber immer wieder sorgfältig ergründet werden, wie echt eine Schrittart oder eine Tanzfigur ist.

Wer die Eigenart des Volkstanzes beschreiben will, der erkennt bald, dass Volkstanz **etwas Nationales und etwas Internationales** an sich hat. Auch in der Schweiz reden wir von „Schottisch“, obwohl wir nicht in Schottland leben und die Schotten auch nicht nachahmen. Der Begriff „Schottisch“ in unserer schweizerischen Tanz-Terminologie wurde seinerzeit von Louise Witzig aus der „Eidgenössischen Turnschule“ übernommen. Er bedeutet bei uns etwas ganz anderes als in andern Ländern, und mit dem Begriff „Polka“ verhält es sich ähnlich.

Wer eine ausländische Tanzbeschreibung verstehen will, der muss zuerst in der Einleitung des Werks genau nachschlagen und studieren, was unter den einzelnen Tanz-Begriffen verstanden wird. Viele Länder Europas kennen z.B. den „**Siebenschritt**“. Dieser Tanz ist überall ähnlich und doch nicht gleich! Tänze überschreiten Landesgrenzen und verändern sich dabei. Die Volkstänze verhalten sich nicht anders als die Volkslieder. „Im Frühtau zu Berge...“ z.B. ist ein schwedisches Volkslied mit hochdeutschem Text!

In der Musikschule Dietikon konnte ich zwei aufschlussreiche Dias vorführen, die den schweizerischen Burschentanz „Mülirad“ und das beinahe gleiche österreichische Pendant vor Augen führen. Der sorgfältige **Vergleich** der Tänze und des Tanzstils zwischen den Ländern, aber auch zwischen den verschiedenen Regionen der Schweiz verschafft uns Klarheit. Wir sehen das Eigene besser und deutlicher, wenn wir auch das Ausländische kennen. Trotzdem existieren bei uns immer noch Tanzgruppen, die sich gegen alles Ausländische auflehnen und das Tanzen eines ausländischen Tanzes für eine Sünde halten!

Im Sommer und Herbst 1939 hätte nun die Entfaltung des Volkstanzens überall fröhlich weitergehen können, wenn nicht plötzlich, mitten in die Landesausstellung hinein, die **Generalmobilmachung** geplatzt wäre.

In allen Ausstellungsräumen und in allen Verpflegungsstätten der „Landi“ verstummten gleichzeitig alle Lautsprecher. Verduzt wunderte sich jedermann und spitze die Ohren. Von allen Seiten her dröhnte dann die gleiche Mitteilung: „**Soeben wählte der Bundesrat Oberstdivisionär Henri Guisan zum General unserer Armee...**“ Wenige Tage später bekamen auch die Volkstänzer ihr Aufgebot in den Aktivdienst. Nun wurde kräftig marschiert, z.B. in einer Nacht rund um den Brienersee und wenig später rund um den Thunersee, und die zurückgelassenen Tänzerinnen strickten Socken für ihre Tanzpartner!

Der Zweite Weltkrieg brachte einen **Stillstand**, wenn nicht gar einen Rückgang in der Ausbreitung des Volkstanzes. Die Möglichkeiten zu tanzen waren während des Kriegs minim. Vergessen wurde er aber nicht, er ist **zeitlos**. Auch heute tauchen früher getanzte Volkstänze immer wieder in den Programmen auf, und es stimmt tatsächlich, was der Autor eines Tanzbuches als Motto seinen Texten voranstellte: **Nichts ist jünger als ein alter Tanz**, womit auf diese Zeitlosigkeit hingewiesen wird.

Wie auf allen andern Gebieten der Kunst, so gibt es auch beim Volkstanz alles **vom grössten Kitsch bis zur höchst entwickelten Kunstform**, alles vom Einfachsten bis zum Kompliziertesten.

Nachdem wir nun einige allgemeine Eigenheiten des Volkstanzes beleuchtet haben, kann zu Speziellerem übergegangen werden. Die Volkstänze lassen sich in **Gruppen** unterteilen, z.B. nach dem **Rhythmus** (Polka, Schottisch, Walzer, etc. und die sogenannten Zwiefachen) oder nach der **Region** aus der sie herkommen, in der sie vor allem getanzt werden (Innerschweizer-, Appenzeller-, Tessiner-, Walliser-, Zürcher-, und welsche Tänze,...und natürlich auch deutsche, skandinavische, griechische, israelische, amerikanische,...). Spezielle Gruppen sind die **Kontra-** und die **Squaretänze**, die **Schuhplattler**, sowie auch die amerikanischen **Rounds** und andere Spezialitäten, die nicht ohne weiteres von einer Volkstanzgruppe übernommen werden können. Andere Einteilungen unterscheiden **Paartänze** und **Nichtpaartänze**, **Männer-** (z.B. Matrosen,...) und **Mädchentänze**, **Kinder- und Seniorentänze**, **Reihen- und Dreiertänze**, **einfache Volkstänze** und **typische Schautänze**.

Ein ganz einfacher Volkstanz, der ohne jede Vorbereitung mit jeder bunt gemischten Hochzeitsgesellschaft sofort getanzt werden kann, ist z.B. der **Siebenbürger Rheinländer**, der aus zwei Wechselschritten (=A) und vier ganz gewöhnlichen Gehschritten (=B) besteht, also aus A - B - A - B - A - B - A - B - A etc. Im Flankenkreis tanzen die Paare, Vater und Tochter, Grossvater und Enkel, Cousine und Cousine, immer zwei beliebige Personen miteinander, auf der Kreislinie vorwärts A, dann B. Wer rechts steht beginnt rechts, wer links steht links. Beim nächsten A tanzt die im Paar rechts stehende Person den ersten Wechselschritt nach rechts zur Seite, den zweiten links wieder auf die Kreislinie zurück. Gleichzeitig tanzt die Person links im Paar einen Wechselschritt links zur Seite, den zweiten rechts zurück aber nicht zum ursprünglichen Partner, sondern zum nächsten hinter ihm nachfolgenden Mitwirkenden. Die vier nun folgenden gewöhnlichen Schritte reichen aus für eine Handtour rechts, und mit dem neuen Partner beginnt der Tanz von vorne. So begegnen sich immer wieder neue Leute. Bei unserer Hochzeitsgesellschaft ist es sehr erfreulich, wenn sich auf diese Weise möglichst viele Personen der verschiedenen Familien antreffen.

Ein Paartanz aus dem östlichen Alpenraum heisst **Eisenkeilnest** (Wir würden statt dessen eher „Rotkehlchennest“ sagen). Es handelt sich um einen sogenannten „Zweifachen“. Seine stets wiederholte Schrittfolge besteht aus sechzehn Teilen, aus Walzer- und aus Drehersritten: W=ein Walzerschritt aus drei Schritten, D=ein Schritt mit Drehung), also: //: D-D-W-W-D-D-W-W-D-W-D-W-D-D-W-W ://. Diese unregelmässige Schrittfolge wird längere Zeit wiederholt. Gewisse Tanzgruppen spezialisieren sich auf solche „Zweifache“, deren Zahl sehr gross ist. Wer unvermittelt einen dieser Tänze mittanzen will, muss schon recht musikalisch sein und ausserdem ganz gewaltig die Ohren spitzen, um den unregelmässigen Wechsel von Drehern und Walzern zu erkennen. Um sicher zu gehen schaut sich der Vorsichtige zuerst die Musiknoten an, spielt oder singt die meist sehr spannende Melodie, bis er sie auswendig weiss und lernt die Schrittfolge auswendig!

Die Volkstänze sind **ganz verschieden aufgebaut**, passen sich aber der dazugehörenden Volksmusik möglichst gut an. In der Regel wird zum gleichen in einem Musikstück wiederkehrenden Melodieteil auch wieder die gleiche Tanzfigur getanzt. Zu Louise Witzigs Zeiten war der Aufbau meist noch recht einfach: AABBA, oder ABAB, manchmal auch symmetrisch AABBAABBA, etc. Neuere Tänze sind aber in der Regel komplizierter gestaltet: ABBCABBCABB (= „Chlettgauer Chilbi“) oder AABBACCABBACC (= „Marianne am Genferball“), und als weiteres Beispiel AABBAACCAABBA (= „Rosentor“). Tänzerinnen und Tänzer müssen aber diese Strukturen gar nicht kennen. Sie hören die Musik und wissen mit der Zeit mühelos dank guter Instruktion durch die Tanzleitung und dank fleissigen Übens und Repetierens, was getanzt werden muss.

Auf unsere **Kontratänze** und auf die **Française** sind wir Schweizer ganz besonders stolz. Musikprofessor Cherbulier von der Universität Zürich machte seinerzeit die Schweizerische Trachtenvereinigung darauf aufmerksam, dass sich im bischöflichen Hof von Chur interessante Tanznotizen befinden, die sich der Schweizeroffizier Schmid von Grün-Eck in fremden Kriegsdiensten als eine Art „Gedächtnisstützen“ anfertigte. Mit der Hilfe von Mitgliedern des Volkstanzkreises Zürich rekonstruierten Louise Witzig und Emil Spiegelberg nach ihrem Gutdünken diese „höfischen Tänze“, und ganz Europa war neidisch.

Professor **Karl Heinz Taubert** (Berlin) und später Martin **Wey** (Bern) befassten sich nach Louise Witzig ganz besonders mit dieser Art von Tänzen. Louise Witzig lud auch **Ludwig Burkhardt** zu Diskussionen in die Schweiz ein, so dass wir von ihm die „Allgemeine Française“ übernehmen konnten, die ja seit jeher in etwas spezieller Form beim **Munotball**, Schaffhausen, getanzt wird.

In diesem Kernstück des Vortrags führte ich mit Tonbändern einige Musikbeispiele vor und verteilte den Zuhörern meine Aufsätze: „*Die Entstehung unserer Françaisetradition*“, „*Der Zürcher Volkstanz-Ball*“ und „*Der Hambo in der Schweiz*“, so dass hier Ball und Française nicht mehr weiter behandelt werden müssen.

Das spannende Thema **Hambo** jedoch muss uns, wie versprochen, noch ganz besonders beschäftigen. Auf unserer Reise, die uns unmittelbar vor Kriegsausbruch in den Norden nach Stockholm führte, war es uns nicht möglich, den rätselhaften Tanzschritt zu erfassen. Das Problem liess uns aber keine Ruhe. Wir erlernten fleissig die schwedische Sprache, um mit Hilfe der offiziellen Literatur hinter das Geheimnis zu kommen.

In **Joncy** (Burgund) verbrachten wir so bald als möglich zusammen mit einer französischen und einer schwedischen Volkstanzgruppe unsere Ferien.

Bertil Lundberg mit seinen schwedischen Tänzerinnen und Tänzern lehrte uns geduldig den tatsächlich nicht einfachen Hamboschritt, der in meinem Spezialaufsatz genau beschrieben ist. Auch andere Schweizergruppen erlernten ihn im Austausch mit Gruppen aus dem Norden. Nicht nur Klara Stern, auch Annelis Aenis schmuggelte Hamboelemente in ihre neuen Schweizertänze ein.

In Stockholm sah ich 1939 ein grosses vierbändiges Werk mit rund 1500 schwedischen Volkstanzmelodien. Die Stücke sind meist mit „**Polska**“ überschrieben, was eine Art langsamer Mazurka ist. Zu solcher Musik kann Hambo getanzt werden. Hambo- und Delsbopolska-Arten gibt es viele, auch solche mit Linksdrehung. Da mich die vier dicken Bücher mit den vielen Musikstücken interessierten, schickte ich dem Verlag eine Bestellung und bekam die folgende lustige Antwort: „*Preis ist XY Kronor... ...wir senden Ihnen die Bücher, wenn wir Ihren Scheck bekommt habt...*“

Man staunt über den riesigen Reichtum an schwedischer Volksmusik. Doch auch die Schweiz hat einiges zu bieten! Als am Ende des vorletzten Jahrhunderts unsere Trachten und Tänze zu verschwinden drohten, da machte sich die **Cellistin Hanni Christen** (1899-1976) auf die Suche, und sie fand von untergegangenen Volksmusikgruppen und im verstaubten und vergessenen Nachlass von Volksmusikern handschriftliche Notizen von Tänzen.

Als die Volkskunst wieder mehr Ansehen gewann, strahlte Radio Bern Hanni Christens Funde aus, die dank der gefälligen Musiksätze Eugen Hubers sehr beliebt wurden. Ende 2001 wird Hanni Christens Volksmusik im Druck erscheinen, und zwar in zehn Bänden mit rund zwölftausend Musikstücken, Preis rund 300 Fr.

Nun noch etwas ganz anderes! **Der Tanz, auch der Volkstanz, ganz gleichgültig welcher Art und auf welcher Stufe er praktiziert wird, hat nicht nur einen künstlerischen, sondern auch einen gesundheitlichen Wert.** Das Tanzen ist, wie zügiges Gehen, Radfahren, Wandern etc. vorteilhaft für Herz und Kreislauf. Ich bin daher seit 1930 mehr oder weniger ununterbrochen bestrebt, wo immer sich eine Möglichkeit bietet, das Volkstanz durch die Gründung neuer Gruppen und neuer Volkstanz-Gelegenheiten zu fördern und auch selbst zu pflegen.

Seit seinen allerersten Anfängen gehöre ich zum international tanzenden **Volkstanzkreis Zürich**, und vertrete seit jeher die Ansicht, es seien in jeder Tanzprobe mindestens so viele schweizerische wie ausländische Tänze zu tanzen.

Der Zürcher Tanzkreis machte im Lauf der Jahre die Erfahrung, dass es nicht gut ist, wenn eine einzelne Person alles besorgt (Tanzleitung, Vertretung nach aussen, Werbung, Kassenverwaltung, Korrespondenzen, etc.). Zwar funktionierte das Volkstanz in Zürich mit diesem „Einmannbetrieb“ zu Beginn etwa sechzehn Jahre lang bestens.

Sollte aber die alles allein besorgende Person plötzlich ausfallen, dann geht gleich das ganze Werk zugrunde. In langen und schmerzlichen Auseinandersetzungen wählte der Tanzkreis schliesslich die bewährte **Vereinsform**. Auch ein einzelner Tanzleiter genügt nicht. Wenn die Gruppe auf Dauer bestehen will, dann braucht sie mehrere Instruktorinnen und Instrukturen, von denen sich jeder durchaus auf bestimmte Gebiete spezialisieren darf. Auch ich durfte bis heute immer wieder als Tanzleiter mitwirken, war auch 17 Jahre lang Präsident des Volkstanzkreises Zürich.

Nach dem in Schweden gesehenen Muster, wollten wir auch in der Schweiz einen nationalen „**Dachverband**“ der städtischen Volkstanzkreise ins Leben rufen, die für ihre Tanzgruppen Verantwortlichen jedes Jahr ein- oder mehrmals zwecks Austausch von Erfahrungen und zur Weiterbildung der Tanzleiter zusammenerufen und für alle Gruppenmitglieder jedes Jahr ein gemeinsames Frühlings-Volkstanzfest organisieren.

Zürich und Bern, die beiden ersten städtischen Gruppen, die in den Zwanzigerjahren aus bescheidenen Anregungen Karl Riepers hervorgegangen waren, setzten sich miteinander in Verbindung. Schon 1946 lernten wir den „Röseligarte“ **Basel** kennen und 1951 den Volkstanzkreis **Winterthur**. Zwei eifrige ehemalige Mitglieder des Volkstanzkreises Zürich hatten inzwischen auch in **Solothurn** eine Gruppe gegründet.

Der lange und sorgfältig geplante schweizerische „Dachverband“ konnte 1956 gegründet werden, und ich hatte die Ehre zehn Jahre lang dessen Präsident zu sein. Die ersten grossen schweizerischen **Frühlingstreffen** führten wir in der Sportschule Magglingen, auf dem Weissenstein, in Rüdlingen, in der Mustermesse Basel und in Zürich (Sihlfeld, Auf der Egg) durch, und seither ohne Unterbruch jedes Jahr bis auf den heutigen Tag, zweimal auch in der Stadthalle Dietikon.

Als mir in der Sekundarschule Dietikon, wo ich fünfzig Jahre lang sprachlich-historische Fächer unterrichtete, auch der **Mädchen-Turnunterricht** übertragen wurde, da instruierte ich zur Freude meiner willigen Schülerinnen am Ende mancher Turnlektion einen Volkstanz (*Kettengalopp, Kehrschottisch, Alewander, Barsbütteler Mädchentänze von Karl Lorenz, Jugo, etc.*).

Einmal hatte ich eine besonders stark am Volkstanz interessierte Klasse. Wenn ich damals in der grossen Schulpause, auf dem Fenstersims meines Klassenzimmers mit dem Tonband die Musik von einem der erlernten Tänze abspielte, dann wurde auf dem Pausenplatz der betreffende Tanz getanzt, Kameradinnen aus andern Klassen wurden beigezogen, und es wurde schwer bedauert, wenn die Pause nur allzurasch zu Ende ging.

Es war mir klar, dass der Volkstanz, wie in Skandinavien und andern Ländern, nur durch **geschulte Lehrkräfte** in die Schule einziehen konnte. Der Tanz musste also im Seminar möglichst allen zukünftigen Lehrkräften zugänglich gemacht werden. Erfreulicherweise zeigte eine Turnlehrerin am **Seminar Küsnacht** grosses Interesse. Sie und einer ihrer Kollegen ermöglichten mir mehrere Lektionen mit Lehramtskandidatinnen und Kandidaten. Ausserdem organisierte sie mit ihren Leuten ein Zeltlager auf der Lützelau zwecks Weiterbildung im Volkstanz.

Auch die neueren **Singbücher der Oberstufe** enthalten für die Schule geeignete Volkstänze, die leider viel zu wenig in Unterricht verwendet werden. Wenn eine Lehrkraft die Tänze selber nicht beherrscht, dann fehlen sie in ihrem Unterricht!

Die schweizerischen Volkskundler an den Universitäten befassen sich mit unsern Haustypen mit alten Landwirtschaftsgeräten, vereinzelt auch mit Volksmusikinstrumenten und wenn's hoch kommt sogar mit Silvesterbräuchen und Volksliedern aber nicht mit unsern Volkstänzen. Weil unsere Wissenschaftler und unsere Behörden so weit vom Volkstanz entfernt sind, dringt er nicht von oben in die Schulen. Alles muss von unten, von den Trachtengruppen und von den Tanzkreisen aus aufgebaut werden.

Überall, wo in Sachen Volkstanz geholfen werden konnte, Oder wo sich mit Volkstanz ein Anlass verschönern liess, da war ich in meiner Freizeit gerne dazu dabei. Als z.B. im Fondli Dietikon das **Schwimmbad eingeweiht** wurde, da tanzten meine Schülerinnen im strahlenden Sonnenschein auf der Wiese des neuen Bades. Als ein betagter pensionierte Lehrer einen hohen **Geburtstag** feierte, da tanzten sie, um ihn zu erfreuen, in seinem Garten.

Im Herbst 1964 tauchten die Frauen Flückiger und Scherrer mit einem Problem in meinem Garten auf. Die **Trachtengruppe Dietikon** hatte keine Tanzleitung, und die zwei Frauen baten mich, dieses Amt zu übernehmen, jede zweite Woche an einem bestimmten Abend mit den Trachtenleuten zu tanzen. Ich konnte nicht „nein“ sagen. Die Proben begannen am 19. Februar 1965. Fünf Jahre lang unterrichtete ich die Trachtenleute, lehrte sie in über achtzig Proben sechzig Tänze, die zum Teil bis zur Vorführungsreife ausgeschliffen wurden. Die Zahl der Teilnehmerinnen stieg von anfänglich zehn auf über zwanzig. Leider herrschte aber immer grosser „Burschenmangel“.

Am 1. Juni 1969 verabschiedete ich mich von der Dietiker Trachten-Tanzgruppe, der ich vorschlug, ein eigenes, **verantwortliches Tanzleiterpaar** zu bestimmen (z.B. Herrn und Frau Forrer), sich eigenes **Tonträgermaterial** zu beschaffen, die Tanzleitung zur Weiterbildung an die **Kurse** des „Kantonal-zürcherischen Trachtenverbands“ zu delegieren.

Der „Dietiker-Trachten-Volkstanz-Gruppe“ schrieb ich damals u.a.: „Wir sind mit den erreichten Fortschritten keineswegs zufrieden. Doch wir wollen nicht resignieren. Im Gegenteil! Unsere schöne Sache verdient es, dass wir alle Kräfte für sie einsetzen.“

1. **Der Tanzbetrieb.** Es ist nicht richtig, wenn die Volkstänze nur zwecks Vorführung einstudiert werden. **Volkstänze sollen im „Volk“ leben.** Wir müssen also die Tänze ohne Verlust an Tanzqualität in vermehrtem Masse als Selbstzweck, zum Vergnügen, tanzen und dazu ständig neue Interessenten beziehen. Das hat zur Folge, dass wir bei solchen Zusammenkünften die einfachen Tänze bevorzugen und dazwischen frei Polka, Schottisch, Walzer und ev. Mazurka tanzen. *Auch muss zwecks Vereinheitlichung des Tanzstils ein häufiger Partnerwechsel stattfinden.*

2. **Der Burschenmangel.** Immer wieder ist es leider so, dass in unsern Tanz-Veranstaltungen die Zahl der Tänzerinnen die der Tänzer stark übertrifft. Das ist schade. Das Tanzen könnte mit lauter echten Paaren noch viel schöner sein, abgesehen davon, dass es auch einfacher wäre, wenn nicht so viele Teilnehmerinnen beide Rollen erlernen müssten! Es sind viele Gründe für diese Sachlage bekannt, die wir leider nicht von uns aus ändern können. Was wir aber tun können, wollen wir nicht unterlassen. Also, liebe Volkstänzerinnen - vor allem die jüngeren unter Euch - macht Euch ans Werk! Auf Euern Charme, auf Euere Werbekraft sind wir angewiesen. Ermuntert Eure Freunde, Eure Bekannten, gemeinsam mit Euch unsere Veranstaltungen zu besuchen, oder nennt uns wenigstens die Adressen von Herren, die wir mit einiger Aussicht auf Erfolg einladen dürfen. Nur wenn alle sich wirklich einsetzen, werden wir unser Ziel erreichen! (Nebenbei noch zwei der vielen **Gründe, welche Herren vom Mitmachen abhalten.** a) Herren haben die grössten Hemmungen, in einer Gruppe mitzumachen, deren Vorstand ausschliesslich aus Frauen besteht. b) Herren glauben nicht, dass sie in eine Tanzgruppe eintreten können, die mit lauter unechten Paaren öffentlich auftritt. Zum öffentlichen Auftreten müssten mindestens die Herren von einer gemischten Gruppe entlehnt werden.!).“

Mit dem gleichen Anliegen wie die Trachtengruppe Dietikon trat etwas später auch die **Trachtengruppe Würenlos** an mich heran. Es war vor allem Frau Möckel von der Würenloser Gärtnerei die sich für den Volkstanz einsetzte. Auch diese Gruppe betreute ich einige Jahre lang.

Schliesslich durfte ich mit Schülerinnen und Schülern von Würenlos einige Volkstänze für ein grösseres Schulfest einstudieren.

Einige Jahre lang führte ich auch im Auftrag der **Volkshochschule** Volkstanzkurse im Alters und Gesundheitszentrum Dietikon durch. Ein sehr begabter Teilnehmer war **Josi Schaller**, der mir schliesslich die Aufgaben in Würenlos abnahm.

Auch ausgesprochen **lustige „Zufälle“** halfen mir, Volkstanzgruppen auf die Beine zu stellen. Während einer Musikprobe des Orchestervereins Dietikon, es war im März 1982 im Kirchengemeindehaus, hatte ich einige nicht benötigte Notenhefte unter meinen Stuhl gelegt. Hinter mir sass Frau Birgitta Winiger aus Unterengstringen, von der ich nicht wusste, dass sie eine Schwedin war. Sie las den Titel des zu oberst liegenden Hefts: 12 Lotar för 2 eller 3 fioler med **Gärdebyloten** i Hjort Anders Olssons originalsättning. Carl Gehrman's, Musikförlag, Stockholm. kr. 4.75.

Nach der denkwürdigen **Orchesterprobe** erklärte mir Frau Winiger, sie sei Schwedin und fragte mich, wie ich dazu komme, schwedische Volksmusik zu spielen, worauf ich ihr vom Volkstanz und von den im Tanzkreis Zürich sehr beliebten nordischen Tänzen erzählte. Offenbar besprach Frau Winiger die Angelegenheit mit ihrem Ehemann. Sie erzählte ihm, ich könne problemlos eine beliebige Anzahl nordischer Volkstänze tanzen und wahrscheinlich auch unterrichten.

Doch Herr Winiger traute mir nicht blindlings. Anlässlich eines Orchester-Wochenendes am Sihlsee stellte er mich zur Rede und fühlte mir gründlich auf den Zahn, bis er schliesslich zur Einsicht gelangte, ich könne mit Deutsch, Englisch und einigen Brocken Schwedisch, sowie mit genügender Kenntnis der nordischen Tänze eine skandinavische Gruppe unterrichten.

Da ich auch von sehr vielen nordischen Tänzen die benötigte Musik besitze, erklärte ich mich gerne bereit, diese Aufgabe zu übernehmen, Herr Winiger müsse mir nur die Leute und ein geeignetes Probenlokal zur Verfügung stellen. Eingehend wurde der Plan im **„Skandinavischen Club“**, der seit Jahren keine Volkstanzgruppe mehr hatte, diskutiert. Endlich, am 18. Januar 1983, abends acht Uhr, konnte der Spass im Singsaal des Schulhauses Münchhalden, Zürich, beginnen. Von 38 angemeldeten Personen waren 20 anwesend. Nach einem einfachen Schweizertanz übten wir **Svensk Maskerad, Schwedisch-Schottisch** und **Bitte mand i knibe**.

Mit dieser sehr sympathischen „Nordischen Volkstanzgruppe“ trainierte ich sechs Jahre lang. Bis zum 3. Mai 1988 gelang es uns, 36 nordische und ebensoviele andere Tänze zu erlernen. Für diese Gruppe verfasste ich auch hieb- und stichfeste **Vereinsstatuten**, bestritt unzählige Vorführungen bei schwedischen Firmen und Festen (Mittsommerfest, Bircher-Benner, etc.).

Da ich als Schweizer meine Schweizertänze keinesfalls von einem „Chinesen“ oder „Afrikaner“ erlernen möchte, erklärte ich den „Nordischen“, sie seien nun so selbständig, dass sie ein **eigenes Tanzleiterpaar** wählen müssten. Dieses Paar sei zu verpflichten, in Dänemark, Schweden, Norwegen und Finnland, die offiziellen Ausbildungskurse für Volkstanzleiter zu besuchen und die Tanzleitung in Zürich zu übernehmen.

Glücklicherweise wurde bald darauf in Landquart der schwedische Volkstanzlehrer **Birger Tiberg** gefunden. Er wurde am 19. Mai 1988 einstimmig gewählt und übernahm fortan die Gruppe. Im Gegensatz zu allen andern Gruppen, die ich gründete, ernannten mich die dankbaren „Nordischen“ zu ihrem ersten Ehrenmitglied. Sie laden mich auch stets zu ihren Generalversammlungen, Festen, Aufführungen und Tanzwochenenden ein.

Die **Volkshochschulkurse in Dietikon** wurden bereits kurz erwähnt. Sie begannen im Jahr 1986 und wurden unabhängig von der Volkshochschule noch einige Jahre lang weitergeführt. Vergeblich hatte ich gehofft, es könnte daraus ein Dietiker Volkstanzkreis entstehen.

Um die Seniorinnen und Senioren in Bewegung zu halten, hatte schon im Jahr 1980 **Fräulein Jucker** das Volkstanz für Pensionierte angeregt. An freien Schulnachmittagen tanzten wir, bevor wir die Tanzstunden ins Alters- und Gesundheitszentrum verlegen konnten, nacheinander in geeigneten Räumen verschiedener Schulhäusern und Kindergärten. Dieses fröhliche „**Pro Senectute-Volkstanz**“ geht auch heute noch weiter.

Zwecks relativer Vollständigkeit sei hier auch noch erwähnt, dass ich von **Professor Richardson**, d.h. von der „**Society for International Folkdancing**“, eingeladen wurde, an der Universität **Swansea in Wales** Schweizertänze zu unterrichten. Auch reisten meine liebe Frau und ich mit einer Zürcher Gruppe nach **Amerika**, wo wir an Universitäten höfische Tänze und schweizerische Folklore darboten.

Das „internationale Volkstanz“ bringt es mit sich, dass ganze Gruppen Gleichgesinnte im Ausland besuchen und Gegenbesuche bei sich empfangen. Wir Schweizer waren bei Schweden, Franzosen, Österreichern und Amerikanern zu Gast. Da dies die vielfältigsten Probleme mit sich bringt, versuchte ich, im Ausland, wenn immer möglich, die offiziellen **Kurse** zu besuchen, in denen ich die von mir erzeugten Kosten an Ort und Stelle bezahlen kann, so dass keine Schulden auf kommende Jahre (Gegenbesuch) übertragen werden müssen.

Da mir im Ausland der Besuch von Tanzleiterkursen stets gerne bewilligt wurde, und da viele Ausländer Interesse an Schweizertänzen haben, führte ich 1965 die **Schweizerische Volkstanzwoche** ein. Ich stand mit den offiziellen Stellen vieler Länder in Briefkontakt, konnte ihnen diese Kurswoche bekanntgeben, so dass die Tanzenden in aller Welt davon erfuhren. Und sie erschienen aus Deutschland, Österreich, Frankreich, Schweden, ja sogar aus Amerika und Australien!

Diese stets in den Sommerferien stattfindende Kurswoche mit jeweils etwa hundert Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus der Schweiz und aus dem Ausland organisierte und leitete ich zwölf Mal, nämlich von 1965 bis und mit 1976, immer im Ferienheim „**Lihn**“ auf dem **Kerenzerberg**, dann musste dieser Kursort aufgegeben werden. Die schöne Sache wurde aber in der „**Laudinella**“, **St. Moritz**, weitergeführt. Die Organisation übernahm **Pfr. Dr. Hans-Walter Maurer**, ich selbst nur noch die Tanzleitung bis 1984. Im Jahr 1985 fand diese Tanzwoche nicht statt, weil sich Organisator Maurer einer Herzoperation unterziehen musste.

Vom Jahr 1986 an übernahmen Vreni und Hans-Jörg Huber, Renate Gretler und Hans-Walter Maurer die Sache, ich selbst war zwanzig Jahre lang der Tanzleiter gewesen, nun bin ich nur noch Kursteilnehmer, der für die Instruktion der Française und der Kontratänze zugezogen wird. In der langen Entwicklungszeit dieser Tanzwoche veränderte sich jedoch deren Charakter grundlegend.

Die Verbindungen zu den offiziellen Stellen im Ausland brachen nach und nach ab, was zur Folge hatte, dass von Jahr zu Jahr weniger Ausländer teilnahmen. Das Tanzprogramm ist ohnehin rein schweizerisch, und die Teilnehmer sind es heute ebenso bis auf ganz verschwindende Ausnahmen.

Wo in Sachen Volkstanz helfend eingesprungen werden konnte, da war ich stets sofort dabei. Nicht nur stellte ich Gruppen und Kurse auf die Beine, ich lieferte auch unser Thema betreffende **Texte**. Die wichtigsten seien hier kurz aufgezählt:

Schweizerische Lehrerzeitung: Volkstanz in der Schule. Alte Tänze.

Die Neue Schulpraxis: Kerenzerpolka in der Schule.

Die Grüne (Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift): Tänze der Heimat. Der Volkstanz lebt. Mass und Wert. Ist der Volkstanz ein Kulturgut? Ist der Volkstanz zeitgemäss? Durch die Tracht zum Volkstanz. Durch den Volkstanz zur Tracht. Der Volkstanz im Urteil des Volkskundlers. Volkstanz in der Schule. Volkstanzpflege. Volkstanz ein Mittel internationaler Begegnung. Wo werden die Volkstänze getanzt? Gibt es im Volkstanz Freiheiten oder hat er eine ganz genau festgelegte Form? Volkstanz heute. (Mit vielen Bildern).

Volkstanzkreis Zürich 1938 bis 1988 (Broschüre 27 Seiten).

40 Jahre ASV: Die Entstehung der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise. 1956 bis 1996. (Broschüre 66 Seiten).

Volkstanz in der Schweiz: (Die schweizerischen Volkstanzpioniere: Albert Gos 1852 -1942. Pierre Bordier 1872 - 1958. Hanny Christen 1899 -1976. Emile Jaques-Dalcroze 1865 -1950. Henri Esseiva 1901 - 1983. Jo Baeriswyl 1890 - 1988. Louise Witzig 1901 - 1969. Klara Stern 1901 - 1999. Inge Baer 1902 - 1995. Emil Spiegelberg 1902 - 1985. Betli Chapuis geb. 1920. Willy Chapuis geb. 1919. Annelis Aenis 1917 - 1996. Heinz Baumann 1949 - 1991. (26 Seiten publiziert im „Fröhlichen Kreis“ der Arbeitsgemeinschaft Volkstanz-Steiermark, Graz). Diese Lebensgeschichten wurden fortgesetzt mit Yolanda Morf, Francis Feybli u.a.).

Spezialaufsätze: Der Zürcher Volkstanzball. Die Française. Der Hambo. Snurreboken. Wer ist ein guter Volkstanzlehrer? La Navarre. Das oft traurige Schicksal der Schweizertänze.

Gelegentlich ist der **Volkstanz in Gefahr**. Sobald das Wort „**Festival**“ auftaucht, ist höchste Vorsicht angezeigt, ebenso wenn **Geld** eine Rolle spielt. In beiden Fällen ist die Versuchung gross, Konzessionen an irgend ein Publikum zu machen, den echten Volkstanz mit „**Mätzchen**“ zu verfälschen. Katastrophal ist die Verwendung von **Requisiten** (Sensen, Sägen, Beil, Kübeli). Ausser vielleicht einem kleinen Tüchlein in der Hand kennt echter Volkstanz keine Requisiten. Mit solchen tanzfremden Hilfsmitteln werden Konzessionen an ein sensationslüsternes Publikum gemacht.

In Fremdenkurorten hat der **Kurverein** das legitime Bedürfnis, den Gästen die einheimische Folklore zu zeigen. Wenn sich nun eine gute Volkstanzgruppe weigert, die echten Tänze der Gegend vorzuführen, dann wird bestimmt eine schlechte, kitschige, gefunden, die für Geld einspringt. Auf meiner Reise ins Ausland möchte ich doch in erster Linie die **wahre Volkskultur** des betreffenden Landes sehen. Also sollten an solchen exponierten Orten vor allem die guten Gruppen über ihren Schatten springen und auch gelegentlich öffentlich auftreten.

Wenn man gründlich überlegt, was in diesem Vortrag erklärt wurde, dann kommt man zum Schluss, dass das Hobby Volkstanz kein wertloses und nebensächliches „Steckenpferd“ ist, sondern **eine durchaus ernst zu nehmende Sache**. Hier nochmals die sechs wichtigsten Begründungen, die ein erfahrener Volkskundler aufzählte:

1. **Bewegung** ist in jedem Lebensalter wichtig und kann beim Volkstanz in froher Gemeinschaft gepflegt und selbst erlebt werden.
2. **Erziehung**: Jeder Mitwirkende ist wichtig. Er lernt sich einordnen und mit den andern der Gruppe sinnvoll zusammenzuwirken.
3. **Gemeinschaft**: Vom Volkstanz geht eine gemeinschaftsbildende Kraft aus, die in andern Tanzformen fehlt.
4. **Ausdruck**: Der Volkstanz ist ein Ausdrucksmittel für Individuen und für Ethnien.
5. **Kulturgut**: Jede Gegend, jedes Land, hat seine „tänzerische Muttersprache“.
6. **Musik**: Der Volkstanz ist ein reiches Wirkungsfeld für Musik und musische Betätigung.

Stichwörter zum Thema Volkstanz. Zusammenfassung.

- Wie in der Volksmusik, im Volkslied, im Volkstheater, in der Volkskunst, aber auch in der klassischen Musik und überall in Kunst und Kultur, so reicht auch beim Volkstanz das Spektrum vom Kitsch bis zur höchsten Stufe der Kunst!

- Eine Volkstänzerin, ein Volkstänzer kann nicht einfach unvorbereitet „Volkstanzen gehen“ (wie etwa Leute bei einem „normalen“ Tanzanlass). Volkstänzer müssen immer einer mehr oder weniger geschlossenen Gruppe angehören, in der sie gemeinsam ihre Tänze erlernen, wiederholen, perfektionieren und sich an jedem Fortschritt freuen.

- In einem Gasthaus wurde, wahrscheinlich in erster Linie zwecks Ankurbelung der Konsumation, „Pro-Senectute-Tanz“ offeriert. Der Wirt verpflichtete einen Musikanten, überliess aber die Gäste ohne Tanzinstruktion sich selbst. Darauf reagierte ich mit einem **Brief an Pro Senectute** und schrieb: *In Dietikon sind WIR die offizielle Pro-Senectute-Volkstanzgruppe die seit 1980 regelmässig (Ausnahme Sommerferien) jede Woche ihre Volkstanzprobe durchführt. Ursprünglich tanzten wir in verschiedenen Kindergartenlokalen, im Singsaal oder in der Turnhalle eines Schulhauses, nun aber seit vielen Jahren im hellen und freundlichen Saal des AGZ (Alters und Gesundheitszentrum Dietikon).*

*Was ist eigentlich **typisch** für den Volkstanz, und was unterscheidet ihn vom Gesellschaftstanz und von den kommenden und gehenden „Tanzmoden“?*

*Der Volkstanz ist **zeitlos**. „Nichts ist jünger als ein alter Tanz!“ Im Volkstanz kommen auch „Rumba“, „Samba“ etc...-Figuren vor; auch der „Tango“ ist Teil des Volkstanzes.*

*Bei den Modetänzen ist man entweder „in“, wenn man jung ist und mitmacht, oder man gehört nicht dazu und ist „out“! Ganz anders beim Volkstanz. Er ist **an kein Alter gebunden**. In echten Volkstanzgruppen tanzen Junge und Alte miteinander - niemand wird ausgegrenzt.*

In der Regel gehört zu einer Volkstanzmelodie nur ein einziger ganz bestimmter Tanz, und es gibt deren in jedem Schwierigkeitsgrad, vom einfachen Marsch bis zum Tanz mit kompliziertem Taktwechsel.

Ein Volkstanz besteht in der Regel aus ganz bestimmten „Figuren“, wobei meist zum gleichen Musikteil (Wiederholung in der Musik) auch wieder die gleiche Figur getanzt wird.

Volkstanz muss also **erlernt** werden. Bei jedem neuen Rhythmus, bei jedem neuen Tanzschritt (Polka, Kreuzpolka, Schottisch, Walzer, Mazurka) bei jeder neu erfassten Figur (Chaine, Crochet, etc.) hat der Lernende ein wohlthuendes Erfolgserlebnis.

Volkstanz ist keine „mechanische“ Bewegung. Das **Gehirn** wird gefordert - memorieren, vorausdenken! Die Reihenfolge der „Figuren“ muss genau beachtet werden. Der Volkstanz ist also auch Kopfarbeit. Er fördert und trainiert **Körper und Geist!**

Viele Volkstänze verlangen einen häufigen zur Choreographie gehörenden **Partnerwechsel**. Der Volkstänzer tanzt mit der ganzen Gruppe, nicht mit nur einem Partner oder ganz allein. Er trifft im Verlauf vieler Volkstänze mit neuen Partnern zusammen, was zur **Gemeinschaft** führt. Die Tanzenden sind nicht isoliert. Ein Volkstänzer ist nie allein. Beim Volkstanz ist auch immer sowohl „Herren-“ als auch „Damentour“.

Die **Zahl der Schrittarten und Tanzformen** geht ins Unendliche. Seit 1980 tanzten die Senioren von Dietikon etwa 500 verschiedene den Fähigkeiten der Mitwirkenden angepasste Volkstänze. Stets präsent (und in Arbeit) sind in unserer Tanzgruppe etwa zwanzig Tänze, von denen etwa die Hälfte aus der Schweiz stammt. Aber auch das Ausland kennt hübsche Volkstänze.

Wer körperlich und geistig „fit“ und „jung“ bleiben will, der schliesst sich unserer fröhlichen Gruppe an. Leider sterben vor allem die Männer zu früh!

Im Computer (bei Martin Wey, Stettlen BE) haben wir auf Anregung der **UNESCO** über tausend schweizerische Volkstänze registriert. Es ist also für die Schweiz ein **Armutszeugnis**, wenn in Kinder- und Seniorentanzgruppen ausschliesslich ausländische Volkstänze getanzt werden!

Soweit der Brief an Pro Senectute Zürich, der gleichzeitig eine kurze Zusammenfassung meines Vortrags über den Volkstanz in der Musikschule Dietikon vom 4. April 2001 ist.

Niedergeschrieben am 22. April 2001 von

K. Klenk

Karl Klenk, Holzmatt 15,
Dietikon-Zürich.

Karl Klenk, Holzmatt 15,
CH - Dietikon - Zürich

Dietikon, 26.4.2001

Sehr geehrter Herr Schweinberger

Mit Interesse las ich im „Alphorn“ vom April 2001, das Sie mir verdankenswerterweise zustellen lassen, von Ihrer Enttäuschung betreffend die **Besucherzahlen Ihrer Jahresversammlung**.

Darf ich Ihnen kurz erzählen, wie der „Heimatbuchverein Meilen“ sowie der „Verkehrsverein Dietikon“ dieses unangenehme Problem elegant aus der Welt geschafft haben und durch ihr Vorgehen viele neue Mitglieder gewinnen konnten?

Als ich im Jahr 1934 nach Dietikon abgeordnet wurde, trat ich u.a. auch dem „Verkehrs- und Verschönerungsverein“ bei. Jahrzehntlang funktionierte der Verein im gleichen „alten Tramp“. Obwohl die Mitgliederzahl im Interesse des Vereinsziels relativ gross war, besuchten in der Regel kaum zehn Personen die Hauptversammlung. Alle andern waren froh, dass der Vorstand zuverlässig die immer gleichen Geschäfte (Jahresbericht, Jahresrechnung, Budget, Organisation des Nationalfeiertags) erledigte.

Wenn Wahlen in den Vorstand auf der Geschäftsliste standen, dann erschienen noch weniger Vereinsmitglieder, weil sich niemand für ein arbeitsreiches Ehrenamt überreden lassen wollte. Ausnahmsweise interessierte ein umstrittenes Geschäft etwas mehr.

Die **Idee zur Verbesserung** der unangenehmen Situation kam von Herrn Dr. H. Boxler (Feldmeilen). Er schlug vor, die Jahresversammlung auswärts, z.B. im Hotel bei einer interessanten Burg, in der Nähe eines sehenswerten Museums etc. durchzuführen und zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten (vor der Sitzung) nicht nur die Vereinsmitglieder, sondern auch deren Angehörige, auch Kinder und Bekannte, einzuladen.

Die **Kosten** für Reise und Führungen übernimmt die Vereinskasse. Nach der Erledigung der Geschäfte wird auf Kosten der Teilnehmer eine einfache Verpflegung serviert (Fleisch- oder vegetarischer Salatteller), was mit der Anmeldung bestellt werden muss. Viele Familien, auch Nichtmitglieder benützen die günstige Gelegenheit zur Besichtigung einer Galerie, einer Sammlung oder andern Sehenswürdigkeit mit kompetenter Führung. Dieses „Vereinsfest“ findet am arbeitsfreien Samstagnachmittag statt, und die mitreisenden Hausfrauen freuen sich, einmal kein Abendessen zubereiten zu müssen (Rückkehr etwa um 19 Uhr).

Bei uns werden von Jahr zu Jahr mehr Teilnehmer verzeichnet, und es konnten auch jedes Jahr einige neue Mitglieder für den Verein gewonnen werden. Zuerst fand die beliebte Ausfahrt mit einem kleinen Car statt, gelegentlich auch mit der Eisenbahn (Kollektivbillett). In den letzten Jahren benötigte der Verkehrsverein Dietikon drei grosse Autobusse!

Ich weiss nicht, ob sich oben Geschildertes ohne Weiteres auf andere Vereinigungen übertragen lässt. Ihre Arbeitsgemeinschaft könnte sich vielleicht Gedanken in ähnlicher Richtung machen und eine neue Form für die Generalversammlung ins Leben rufen.

Mit recht freundlichen Grüssen

Karl Klenk.

Ohnmachten.

Vor vielen Jahren stürzte ich gelegentlich ohnmächtig, aber stets weich und sanft, zu Boden. Den ersten Fall, an den ich mich deutlich erinnere, erlebte ich im Alter zwischen zwölf und vierzehn Jahren. Neben dem Hauseingang an der Seestrasse Nr. 500 in Meilen spaltete ich Holz auf dem **Scheitstock**. Meist stellte ich die zu spaltenden Holzstücke senkrecht auf den Stock, packte mit beiden Händen das Beil und schlug zu. Beide Teilstücke, die meist noch einmal zerkleinert werden mussten, fielen zu Boden, und ich musste mich nach ihnen bücken.

Dies umständliche Verfahren mit dem beständigen Bücken wollte ich nach Vaters Vorbild vereinfachen. Vom grossen Holzstück, das ich auf dem Scheitstock mit der linken Hand festhielt, sprengte ich rechts ein Holzscheit in gebräuchlicher Grösse ab. Es war keine Kunst, das Beil mit der rechten Hand allein zu schwingen. Ohne mich zu bücken konnte ich nun das linke Teilstück bearbeiten. Ich legte es flach auf den Scheitstock und schlug kräftig zu. Dadurch wurden die Finger meiner Hand zwischen Holzstück und Beilgriff eingeklemmt.

Dies geschah in einer kurzen Hundertstelssekunde. Mir entsank das Beil. Langsam verlor ich das Bewusstsein und sank sanft zu Boden. Meine Schwester, die mit dem Aufsichten des Holzes an der Hauswand beschäftigt war, sah die „Bescherung“, holte sofort ein Becken voll kalten Wassers in der Waschküche und schüttete es mir über den Kopf, was mich offenbar wieder zu mir brachte. Das Holzspalten wurde für diesen Tag beendet.

In der Oberrealschule Zürich behandelte Professor Wettstein mit uns in der Menschenkunde den Blutkreislauf. Als von den **Venen** die Rede war, krepelte er an einem seiner Arme den Ärmel des Hemdes hoch und staute mit einem Gummiband den Rückfluss des venösen Bluts. Nun begann das interessante Experiment. An der sichtbar gewordenen Armvene zeigte Professor Wettstein, dass es möglich ist, das Blut herzwärts zu massieren. Als er aber mit seinem Finger das Blut in der in der umgekehrten, in der falschen Richtung zu massieren begann, da wurde dies von den wie Ventile wirkenden Venenklappen verhindert. Die Vene wurde dick, das Blut floss nicht zurück.

Der Versuch, das Blut in die falsche Richtung zu zwingen, kam mir so unnatürlich und pervers vor, dass sich mein Inneres dagegen sträubte. Mein Magen drohte sich in unnatürlicher Weise zu entleeren. Mein Herz stockte, ich wurde bleich und rannte zur Türe des Naturkundezimmers. Kaum war ich draussen im Gang, sank ich ohnmächtig zusammen. Wahrscheinlich nahm sich der Schulabwart meiner an, doch daran kann ich mich leider nicht mehr erinnern.

Auch mein dritter Ohnmachtsanfall passierte während meiner Kantonisschulzeit. Es war im heissen Sommer. Unsere Familie sass im neuen Haus auf der Hürnen in der Veranda beim Mittagessen. Plötzlich rutschte ich sanft und ohnmächtig unter den Tisch. Obwohl sich die ganze Familie um mich kümmerte, dauerte diese Ohnmacht offenbar ziemlich lange, so dass meine Eltern den Arzt, Dr. Frey, kommen liessen. Ich konnte an diesem Nachmittag nicht stundenplangemäss mit dem Zug zum Unterricht nach Zürich zu fahren, denn ich wurde ins Bett gelegt und dort gründlich untersucht. Mein Vater musste für die versäumten Schulstunden eine Entschuldigung verfassen, das heisst genau beschreiben, was beim Mittagessen passiert war. Irgendwie erfuhren auch meine Klassenkameraden von dieser Affäre.

Oft wurde ich damit geneckt, sogar noch Jahre später in der Maturzeitung, in der ich als hyperzartes Wesen charakterisiert wurde. Was war eigentlich bei jenem Mittagessen der Grund für meine Ohnmacht gewesen?

Da der Arzt nichts Krankhaftes entdecken konnte, fragte er nach meiner damaligen Lebensweise und stellte fest, wenn ich gelegentlich Tag für Tag bis weit über Mitternacht hinaus Gleichungen löse und Aufsätze in deutscher und französischer Sprache schreibe, dann leide ich an grossem **Schlafmangel**. Ich musste damals oft nach nur vier Stunden Schlaf wieder aufstehen und mit dem Zug nach Zürich fahren, wo der Unterricht in der Oberrealschule Zürich schon um sieben Uhr morgens begann.

Dr. Frey riet mir, möglichst jeden Tag kurz und schnell in den See hinauszuschwimmen oder mit einem **Paddelboot** eine Zeitlang rasch zu rudern. Das ermüde mich körperlich, so dass ich besser, d.h. erholsamer, schlafen könne. Ausserdem dürfe ich nicht so lange Zeit über meinen Hausarbeiten brüten. Ich müsse auch an die Bedürfnisse meines Körpers denken.

Das leuchtete allen ein. Und ganz nach seiner Art machte sich mein Vater sofort dahinter, mir in seiner Freizeit ein Paddelboot zu bauen. Von diesem mehr als fünf Meter langen und sehr robusten Boot erzählte ich ausführlich schon früher. Die ganze Familie half mit beim Bau in der Werkstatt. Mit Schwester Martha ruderte ich zur Halbinsel Au, wo wir mit Gummilösung ein entstandenes Leck abzudichten versuchten. Nass und mit rot verfärbtem weissem Rock der Schwester kamen wir zurück nach Meilen.

Viele Jahre lang blieb ich von weiteren Ohnmachtsanfällen verschont. Bei der ganz natürlichen ersten Geburt, die Maria durchmachen musste, durfte ich die Ärmste im Arm halten, und Karl erblickte das Licht der Welt rasch und mühelos.

Ganz anders verlief die **Geburt Uelis**. Der nach der Geburt Karls hart und zäh verheilte „Damm“ musste mit der grossen Spezialschere aufgeschnitten werden. Die Ärztin, Frau Ehrat, sah, dass ich beim Anblick dieser Operation bleich, schwach und wackelig wurde. Laut und scharf rief sie mir das einzige Wort „Raus!“ ins Gesicht, das ich noch heute nachhallen höre. Ich eilte zur Türe und im Gang gegen das Fenster, das ich aber nicht mehr erreichte.

Zum Glück sah mich niemand auf dem Boden liegen, von dem ich mich nach einiger Zeit wieder erheben konnte. In frischer Luft am Fenster sitzend wartete ich, bis mir eine Krankenschwester den soeben zur Welt gekommenen Ueli zeigte.

Einige Jahre später erlebte ich die nächste Ohnmacht. Mit allerlei Glasröhrchen und Gummischläuchen hatten wir, d.h. Maria und ich, in der Küche an der Bahnhofstrasse 12 in Dietikon, eine intelligente Einrichtung erfunden, die es uns erlaubte, rasch und bequem **Süssmost** heiss in Literflaschen abzufüllen.

Oben auf dem elektrischen Kochherd schöpfte Maria langsam den Most in die grosse Pfanne, wo er sich laufend auf etwa 85 Grad Celsius erhitzte, während ich unten, nicht ganz auf dem Küchenboden, sondern auf einem niedrigen Schemel die Literflaschen füllte. Das funktionierte sehr bequem und rasch mit einer Klemme am Ende des Gummischläuchleins und mit dem Bierflaschen-Bajonett-Verschluss der Flaschen.

Als ich schliesslich nach getaner Arbeit die gefüllten und abgekühlten Literflaschen in den Keller trug, passierte der eigenartige Unfall. Eine der Flaschen rutschte mir aus der Hand, und ich versuchte reflexartig nachzufassen.

Doch die Flasche schlug hart auf dem Kellerboden auf, wobei ihr Hals, scharfe, spitzige Zacken bildend, abbrach, und wuchtig fuhr meine Hand gegen diese Zacken. Das grüne Glas drang hinein in einen meiner Finger und in meine Hand, und zwar bis zu den Knochen. Es blutete nicht sehr stark, aber mir wurde langsam aber sicher übel. Die Faust zusammenpressend liess ich alles stehen und liegen und rettete mich in die Wohnung, wo ich ohnmächtig auf unser Ruhebett sank.

Als ich nach einiger Zeit wieder zu mir kam, erzählte ich Maria, was geschehen war. Sie desinfizierte und verband meine verletzte Hand und sorgte im Keller für Ordnung.

Bei meiner nächsten Ohnmacht erschreckte ich Zahnarzt Dr. Kratz, der mir einen verkrüppelten **Weisheitszahn** herausmeisselte. Der schmerzende Vorgang schlug mir auf Magen und Gehirn. Als ich dadurch schliesslich das Bewusstsein verlor, erschrak Dr. Kratz ganz gewaltig und versuchte verzweifelt, mich wieder aufzuwecken, indem er mir mit der Faust kräftig auf den Brustkorb schlug. Mit einem spitzen Gegenstand stach er mir in den Nacken und rief seine Frau zu Hilfe. Wahrscheinlich befürchtete er sogar, ich sterbe in seiner Praxis!

Die beiden wollten mir einen Whisky aufschwätzen, wogegen ich gewaltig protestierte. Sie offerierten auch, mich mit ihrem Auto heim zu bringen. Auch das lehnte ich entschlossen ab und sagte, ich müsse nur noch einige Minuten im Wartezimmer verbringen, dann sei ich wieder völlig hergestellt und könne gut und sicher zur Holzmatt hinaufspazieren.

Diese Zahngeschichte war mein sechster „Streich“, doch der siebte folgt sogleich!

Den Aktivdienst (1939 bis 1945) leistete unser Gebirgsschützen-Bataillon nicht nur im Limmattal und im Südtessin, sondern oft auch im Hochgebirge, im Tavetsch, im Bedrettal und im Gotthardgebiet. Eines Tages waren wir vom Furkapass mit Sack und Pack hoch hinauf zum Gletscher marschiert und auf einen Gebirgsgrat geklettert. Hier, oberhalb des Abgrunds, wurde vom Offizier ein Halt mit Zwischenverpflegung angeordnet.

Wie meine Kameraden setzte ich mich auf den exponierten Fels und packte Brot und „Landjäger“ aus. Meine Füsse mit den schweren Militärschuhen hingen in den Abgrund hinunter, den Rücken lehnte ich gegen meinen Tornister, an den Brotsack und Karabiner angeschnallt waren. Während diesem kurzen, etwa zwanzig Minuten dauernden Verpflegungshalt konnten wir eine wunderschöne Aussicht auf Gletscher und Berge geniessen.

Als ich mit dem scharf geschliffenen Soldatenmesser ein Stücklein von meinem „Landjäger“ abschneiden wollte, da rutschte mir das Brot oder die Dauerwurst aus der Hand und drohte in den Abgrund hinunterzufallen. Reflexartig haschte ich nach meiner wohlverdienten Zwischenverpflegung, erwischte sie auch, stach aber bei dieser Blitzaktion mit dem Soldatenmesser in meinen linken **Mittelfinger**, etwa einen Millimeter oberhalb des vordersten Gelenks.

Von diesem Stich, hinein bis auf den Knochen, wurde mir übel. Ich wickelte mein Nastuch um die drei kleineren Finger und legte mich auf meine linke Faust zurück ins Gras neben meinen „Aff“ (Tornister). Den ganzen Marschhalt verbrachte ich bewusstlos daliegend, und keiner meiner Kameraden bemerkte etwas von meinem jämmerlichen Zustand.

Nach etwa einer Viertelstunde rief mich die schrille Trillerpfeife des Unteroffiziers, das Zeichen zum Aufbruch, wieder ins Bewusstsein zurück. Ich hatte keinen Bissen gegessen und packte nun mit der rechten Hand, unterstützt durch Daumen und Zeigefinger der linken Hand alle meine Sachen zusammen. Den ganzen Tag, d.h. während der ganzen Gebirgswanderung über Grat und Gletscher, presste ich mein Nastuch kräftig in die linke Faust hinein.

Am Abend, beim sogenannten „innern Dienst“, ersetzte ich mein Nastuch durch ein Heftpflaster. Es war nur ein kleiner Einstich von etwa einem halben Zentimeter Breite zu sehen. Ich konnte alle Arbeiten ohne Weiteres ausführen und wagte es nicht diese kleine Verletzung dem Sanitätssoldaten zu zeigen. Er hätte mich bestimmt wegen dieser Bagatelle ausgelacht!

Nach wenigen Tagen war die kleine Wunde verheilt, doch ach, im vordersten Fingerglied des linken Mittelfingers fehlte jede Empfindung. Offenbar war ein **Nerv durchschnitten** worden. Die betroffene Fingerkuppe verspürte keine Temperaturen und keine Schmerzen mehr, nur immer eine Art dumpfes Kitzeln.

Ich hoffte, der Nerv werde mit der Zeit wieder nachwachsen, was auch tatsächlich geschah, doch ich musste gute **fünf Jahre** auf die vollständige Heilung hoffen und warten. Während dieser langen Zeit war es mir nicht möglich Violine zu spielen. In der ersten Lage, z.B. auf der D-Saite, war ich nicht in der Lage mit dem Mittelfinger f und fis zu unterscheiden, und entsprechend konnte ich auf der A-Saite c und cis, auf der E-Saite g und gis, etc. nicht greifen. Das Gehirn konnte nicht genau beurteilen, wo der Mittelfinger auf der Saite stand.

Auch der achte Ohnmachts - „Streich“ erfolgte im Militärdienst. Wenn meine Gruppe zur Wache abkommandiert wurde, dann war ich in der Regel der sogenannte „Wachkommandant-Stellvertreter“. Von Mitternacht an musste ich alle zwei Stunden die Wache stehenden Kameraden durch neue Wachen ersetzen und in unregelmässigen Zeitabständen Runden durchs Gebiet unserer Kompanie ausführen. Die übrige Zeit durfte ich lesend und schreibend im Wachtlokal verbringen.

Vor Mitternacht hatte ich also nicht oder nicht recht geschlafen, und von Mitternacht an bis zur Tagwacht musste ich als Einziger der Gruppe wach bleiben. Nach einer solchen total durchwachten Nacht kehrte ich mit meiner Gruppe zur Kompanie zurück, in der am Tag zuvor von allen Soldaten Blutproben untersucht worden waren. Wir Wachtsoldaten hätten nun ohne Weiteres mit der Kompanie zur Arbeit ausrücken können.

Doch wir alle mussten noch rasch vor dem Morgenessen die **Blutentnahme** durchmachen. Das war für mich mit meinem „Schlafmanko“ und sehr geschwächten Zustand viel zu viel. Der Leser kann sich ausdenken, was mit mir geschah. Der Verständnis zeigende Bataillonsarzt beurlaubte mich bis zum Mittagessen, ich durfte im Sanitätslokal ausschlafen.

Offenbar kam bei mir jeweils die **Neigung zum Umfallen** aus dem **Magen**, den ich durch Hunger oder Überfütterung gelegentlich überanstrengte. In solchen Zuständen wurde mir jeweils sterbenselend oder sogar ohnmächtig. Wenn ich nicht „ganz weg“ war, dann drehte sich alles um mich, so das ich im **Drehschwindel** und mit ekelhaftem **Brechreiz** an Wänden und Möbelstücken Halt suchen musste.

Vor Jahren wollte ich im Bernbiet, d.h. im Kurszentrum Appenberg, den Kurs von **Professor Taubert**, Berlin, besuchen. Dieser Spezialist bot „höfische Tänze“ an. Silvia Lamprecht, Richterswil, die sich zum gleichen Kurs angemeldet hatte, war auf den Gedanken gekommen, in Dietikon vorbeizufahren und mich im Auto mitzunehmen.

Schon in der Nacht vor dieser Reise war mir „kötzig“ geworden, und ich versuchte meinen Zustand geheim zu halten, was mir aber auf Dauer nicht gelang. Schliesslich telefonierte Maria nach Richterswil und erklärte Silvia, ich liege mit Drehschwindel in der Stube und sei nicht reisefähig.

Silvia meinte, wenn ich etwas starken Schwarztee trinke und gründlich erbreche, dann sei bestimmt alles wieder gut bis sie in Dietikon ankomme. Mir war aber so elend, dass ich befürchtete, wie **Martin Schmid** ganz plötzlich zu sterben. Er war jung und frisch aus dem Hallenbad (Zürich) herausgekommen, dann aber bei Einsteigen in sein Auto tot umgesunken.

Wir befolgten Silvias Rat, und als sie nach etwa zwei Stunden bei uns in Dietikon eintraf, war ich wieder einigermassen hergestellt. Ich konnte ohne Bedenken die Fahrt ins Bernbiet antreten. Unterwegs unterhielten wir uns in langen Gesprächen über Gesundheitsprobleme und stellten fest, dass ich bei meinem sehr beängstigenden Drehschwindel nirgends Schmerzen hatte, wie dies bei Herzinfarktpatienten offenbar der Fall zu sein scheint.

Zum „Ohnmachtskapitel“ gehören schliesslich auch noch einige Bemerkungen über die „künstliche Ohnmacht“, über die **Narkose**. Eine solche erlebte ich im Herbst 1979, nach unserer Amerikareise. Schon ein halbes Jahr vor dieser schönen Reise hatte ich mit dem Urologen **Dr. Pupato** vereinbart, den im Aktivdienst (1939 bis 1945) in meiner linken Niere entstandenen Oxalatstein im Limmattalspital entfernen zu lassen.

Da sich in den Nieren stets sehr viel Blut befindet, werden sie bei Operationen mit Eis unterkühlt. Dadurch kann der Blutverlust verkleinert werden. Diese künstliche **Unterkühlung** machte mir beim Aufwachen aus der Narkose gewaltig zu schaffen. Trotz vieler Wärmeflaschen brachte mich die Kälte eine Zeitlang zum Schlottern. Doch glücklicherweise überstand ich bald auch dieses Intermezzo, musste zwar noch einige Monate lang für Blutverdünnung sorgen.

Eigenartigerweise überlebte ich „zartes Wesen“ so manchen Kameraden, der seinerzeit als sehr robust galt, und diese Tatsache erfüllt mich stets mit Glücks- und Dankbarkeitsgefühlen.

Die Stiftung für Abendländische Besinnung (STAB), Präs. Prof. Dr. Eduard Stäuble, verleiht jedes Jahr einen Anerkennungspreis von etwa 50 000 Fr. Diesen Betrag erhält eine ausgewählte Organisation oder Persönlichkeit.

Die festliche Preisverleihung fand im Jahr 2000 am 4. November im Zunfthaus zur Meisen, Münsterhof 20, Zürich statt. Geehrt wurde der Schriftsteller **Dr. Pirmin Meier**, Beromünster. Im „Limmattaler Tagblatt“ erschien schon zwei Tage später eine kurze Berichterstattung (Siehe Rückseite).

Schon zu Beginn des Jahres 2001 wurde das Datum der nächsten Preisverleihung bekanntgegeben, so dass ich mir den Termin freihalten kann. Seit Jahren besuche ich diese sehr aufschlussreichen Festveranstaltungen.

Soeben kam mir ein Schreiben in die Hand, aus dem hervorgeht, dass ich in den Jahren 1949 und 1950 (und wahrscheinlich nicht nur in diesen beiden Jahren) die **Volkshochschule Dietikon** leitete. Der Text lautet:

„Volkshochschule
D i e t i k o n

W.S. 1949/50 2. Kurs

An die Freunde der Volkshochschule Dietikon.

Wollen Sie sich nicht nach der strengen Arbeit einen angenehmen und lehrreichen Volkshochschulkurs gönnen? Es würde uns freuen, wenn wir Sie in unserem neuen Kurs begrüßen könnten!

Dieser neue Kurs mit Lichtbildern über England und Schottland beginnt am 25. Januar 1950 und erstreckt sich wie gewohnt über fünf Mittwochnachmittage. Als Dozenten konnten wir Herrn Prof. Dr. Emil Egli gewinnen. Das Thema wird vom geographischen und wirtschaftlichen Standpunkt aus wissenschaftlich, und doch für jedermann verständlich behandelt werden. Die Bedeutung Englands in der jüngeren Kriegsgeschichte, die wirtschaftliche Gliederung des Volkes, die Weltstadt London, das Inselklima und noch viel Interessantes wird zur Sprache kommen.

Sichern Sie sich wenn möglich Ihre Teilnehmerkarte schon vor Beginn des Kurses in der Papeterie oder bei einem Mitglied des Ortsausschusses, so dass schon am ersten Abend pünktlich um 20 Uhr mit dem Vortrag begonnen werden kann.

Beteiligen Sie sich mit Ihren Angehörigen und Bekannten an unsern interessanten Kursen!

Der Ortsausschuss

Kleuk

An der GV des Orchestervereins der ref. Kirchgemeinde Zch-Albisrieden vom 11.5.2001 erfuhr ich, dass ich nun schon 10 Jahre in diesem Ensemble mitwirke. Vorher spielte ich jahrzehntelang im *Orchester der ref. Kirchgemeinde Dietikon*, das durch Zusammenlegung mit dem Orchester der kath. Kirchgemeinde Dietikon eines Tages zum *Orchesterverein Dietikon* wurde. Dietikon arbeitete zuletzt wie Albisrieden unter der Leitung des gleichen Dirigenten Hansjörg Weltin. Es lag 1990 nahe, die beiden Vereine zusammenzulegen. Leider konnten, vor allem aus Termingründen, nicht alle Mitwirkenden, die in Dietikon gespielt hatten, auch in Albisrieden mitwirken.

Die GV im Turmzimmer der Kirche Ginsterstrasse Zürich begann wie jedes Jahr mit einem feinen Nachtessen.



Pirmin Meier

MONTAG, 6. NOVEMBER 2000
AZ/LT

Erfahrungen der Einsamkeit

**Jahrespreis Pirmin Meier von
Stiftung für Abendländische
Besinnung geehrt**

HANNES SCHMID

Am Wochenende gehörte der Samstagvormittag im Festsaal des Zürcher Zunfthauses zur Meise der geistigen Auseinandersetzung mit dem Gestern und dem Heute. Zahlreiche Persönlichkeiten aus Politik, Wissenschaft und Kultur nahmen an einer Feier teil, die einem Schreiber und Denker galt, der sich nicht mit Prosa oder Gedichten einen Namen gemacht hatte,

sondern mit der lebendigen Wiedergabe historischer Geister, die mit ihrem, vom Humanismus geprägten Andersdenken aus dem Rahmen der von kirchlichen und andern Obrigkeiten verfügten Gültigkeiten ausscherten.

Der in Würenlingen geborene Schriftsteller und Historiker Pirmin Meier wurde mit dem diesjährigen Preis der Stiftung für Abendländische Besinnung geehrt. Von stilvoller Bläsermusik umrahmt, übergab Stiftungsratspräsident Eduard Stäuble dem Aargauer Historiker den Check über 50 000 Franken. Meier werde geehrt für sein gesamtes schriftstellerisches Schaffen, betonte Stäuble. In der Folge wurden dann aber doch die besonders eindrucksvollen historiografischen Werke über Paracelsus, Niklaus von Flüe und Micheli du Crest hervorgehoben. Pirmin Meier werfe darin ein Licht auf drei hervorragende Figuren des schweizerischen Geisteslebens, mehr noch: er entwerfe in jedem dieser Bücher ein faszinierendes Gemälde der Zeit, in der diese Gestalten lebten und wirkten. Stäuble attestierte Meier sprachliche Kraft und sachliche

Zuverlässigkeit. In seinen Recherchen sei der akribische Geist des Wissenschafters spürbar, aber auch der Wille, im historischen Umfeld die Bezüge zur Gegenwart zu finden. Auch führe er mittels der von ihm «heimgesuchten» Menschen auf spannende Art auch zur Thematik der Einsamkeit. Einsamkeit der Denker, der Schreiber, Einsamkeit im Sein.

Meier und seine Themen

Professor Alois M. Haas von der Universität Zürich, der die Laudatio auf den Geehrten hielt, vermutet eine Art geistige «Camera obscura», mit der Pirmin Meier die Dinge betrachte und für uns sichtbar mache. Er habe die Rand- und Kantengänger für seine biografischen Bücher, für seine Themen ausgewählt. So seien es Menschen, die nicht nur mit grossem Wissen, sondern auch provokant und rätselhaft ihren Zeitgenossen begegnet seien und nicht selten unter einem schicksalhaften Heroismus zu Leiden hatten. Meiers kluge und wertschätzende Auseinandersetzung mit der Vergangenheit habe ihn zu einem der wichtigen historiografischen Schriftsteller dieser Zeit gemacht. Das Resultat seiner Auseinandersetzung sei das Ergebnis eines klugen Formwillens. So nur habe ein Werk der Erinnerung und der Besinnung entstehen können. Haas sprach von der «Demokratie» der Toten. Wir hätten die Pflicht, ihnen eine Stimme zu verschaffen, indem wir uns mit ihnen immer wieder auseinandersetzen würden.

Pirmin Meier selber dankte auf seine Art mit einem fulminant präsentierten Vortrag über die Notwendigkeit zur Gedankenfreiheit, über den schweizerischen Geist im Spiegel der abendländischen Besinnung. Dass ihm der christliche Schriftsteller Reinhold Schneider, über den er seinerzeit seine Dissertation verfasste, noch immer nahe ist, liess er ebenso durchblicken wie seine Verehrung für das Werk von Elias Canetti. Mit Martin Heideggers Wertvorstellungen vom Einfachen, vom Bleibenden und vom Grossen beschloss er seine Dankesrede. Und dass in den nächsten Wochen ein neues Werk aus seiner Feder auf uns zukommen werde, verschwieg er den doch recht zahlreichen anwesenden Gästen aus dem Aargau nicht: Ein Buch über das Leben des Wettinger Bildhauers Eduard Spörri. Er sei sein Lehrer der Einfachheit gewesen, betonte Pirmin Meier.

EDITOR: Lily Avery (Mrs.), 16 Willow Drive, Little Common, Bexhill-on-Sea.
East Sussex TN39 4PX. Tel: 01424 845866.

--oOo--

The typing is done by Lily Avery. The printing, packaging and posting
is done by Dalila Heath.

--oOo--

This month's cover showing a Polish dancer was produced by Simon Guest
from a photograph he took at a Polish Day at Bletchley Park.

--oOo--

CHAIRMAN: Mike Gilbert, 85 Fen Road, Chesterton, Cambridge CB4 1UN.
Tel: 01223 425648.

TREASURER: Judith Payling (Mrs.), Rosebank, 56 Quickley Lane, Chorleywood,
Rickmansworth, Herts. WD3 5AF.

MEMBERSHIP SECRETARY & Alan Morton, 26 Durham Road, Harrow, Middx. HA1 4PG.
GROUPS LIAISON OFFICER: Tel: 020 8427 8042.

PUBLICITY OFFICER: George Sweetland, 28 Hayes Court, Camberwell New Road,
London SE5 0TQ. Tel: 020 7701 3785.

--oOo--

PROSPECTIVE S.I.F.D. TEACHERS

A while ago we held a day course for prospective teachers but because of
various man-power problems we were unable to continue at that time. Those
who expressed an interest seem to be widely dispersed around the country
and therefore it could prove difficult to get together on a regular basis.

We are trying to find a solution which may include part by correspondence.
We should therefore like to know who is still interested in participating in
the course.

Please drop me a line letting me have your name, address and telephone number
so that we can try to find a way round the situation. I look forward to
hearing from you.

HELEN EZRA
On behalf of the Badge &
Day Course Committee
84 Farm Road, Morden,
Surrey SM4 6RB

--oOo--

All material for the May issue of SIFD NEWS must reach the Editor
IN WRITING by 17th April. Please print in BLOCK CAPITALS all names
of people, places and dances, unless typewritten.

Dear Lily Avery,

In the December SIFD NEWS, Mike Gilbert noted ". . . and sometimes we do not even communicate the vast knowledge that we have acquired. More articles for the newsletter would be a start . . ." - a sentiment that I gladly endorse.

I should like to draw on members' expert knowledge on the origins of the various National Folk Dance Movements in Europe. The general impression that one gets from reading the diverse literature on the collecting, recording and subsequent revival and promotion of English dancing is one of a nurturing of Heritage (to use a current in-word). However, the more I delve into the foreign literature, admittedly at a more superficial level, the more I am becoming convinced that the motivation behind much of the promotion was more one of Nationalism (perhaps not the best word to use today, with its current overtones of xenophobia and racism).

The mainstream of collecting seems to have developed in Europe during the latter half of the 1800s. Why? Some (the majority?) feared that the dances, at least as performed in the rural communities, were in danger of being lost under the increasing industrialisation. But no matter the reasons, descriptions of dances were recorded on paper for future generations. This collecting phase could not have been an end in itself. The records could have remained in private archives, in museums, in University libraries etc. to be added to from time to time. But they did not. They spread nationally. Why and how? It could not have happened by chance.

The dances needed dedicated individuals or groups of individuals to promote the dances. And in due course, National Folk Organizations were established to further the work. This would appear to describe the processes in England and Sweden. Is this what happened in other countries? But why did they do it? Heritage? Perhaps in part. I suggest, however, that there was a strong Nationalistic element present motivating some of the activists. Heritage is clearly a component of this. By Nationalism, I mean the desire to identify oneself with one's own country, through symbols recognisable to outsiders, such as dance, music and costume. I am not suggesting for one moment that there was an underlying xenophobic/racist sentiment, as has been apparent in the use of the term "Nationalism" by the extreme Right Wing political parties.

Thus we noted in the history of the South African Folk Dance Movement, Dr. Pellisier set out to create a South African Folk Dance to further Nationalistic aims. The motivations behind the Swedish student organization Philochoros is not clear to me, but we note that it was not too rigorous in sourcing its dances provided they had a Swedish folk quality. And one senses a strong feeling of Englishness in the writings of Cecil Sharp.

There are broad generalisations drawn from a few examples. I invite members to contribute their views, backed up with examples where possible. It would also be interesting to hear from historians of the Victorian era. Was there a widespread flowering of Nationalism, as defined above, across Europe, leading to the development of National dances, music and costume?

Yours,

G.D.TOWNER
7 Woolven Close, Poole
BH14 0QT

Karl Klenk, Holzmatt 15
CH-8953 Dietikon-Zurich

CH-Dietikon, April, 15th, 2001.

Dear Lily Avery.

English is a foreign language for me. I think that my following text is full of mistakes, and I have one more favour to beg of you: Please put the mistakes right!

In the **SIFD - NEWS** of April 2001 I studied the letter of **G. D. Towner** (7 Woolven Close, Poole. BH 14 OQT). This lady or gentleman is interested in the origins of the various **National Folk Dance Movements in Europe**, and she or he gets more and more convinced that **the motivation**, for folk dance revival in the last century is often based on nationalism.

I can tell you how it was in **Switzerland**, and why the revival came in our country round the year 1900.

After 1850 industrialisation came also to us. Our folkdances and costumes disappeared with this industrialisation more and more especially in the towns.

Julie Heierli found this a pity, and she collected parts of still existing costumes, completed them and so she was able to publish in 1896 thirty beautiful handcoloured pictures (big fotos) of the disappearing „Swiss costumes from 1700 -1900“. She thought that her action was a kind of tombstone for our national costumes.

It was in the contrary the revival of costumes. A Swiss organisation with now more than 20 000 members was founded, and the first lady, running the secretary's office was **Louise Witzig** (1901 - 1969). Fortunately this lady was not only interested in costumes but also in folkdancing and every other kind of folklore, as folksongs, folktheatre, folkmusic, „flagthrowing“ and so on.

Together with the professional musicians **Alfred Stern** and **Inge Baer** (1902-1995) she organised holidayweeks for singing Swiss folksongs. In these weeks people could not sing the whole day and so they danced from time to time, and through the participants of her weeks Louise Witzig found nice rests of the disappearing Swiss folkdances.

Klara Stern (1901-1993) and Louise Witzig had inspirations from their voyages to Scandinavia. Klara Stern had met Götsch and Gardiner at a music-meeting in Germany, and she was delighted by the dances of the „English Dancing Master 1650“. Finally our folkdance-pioneers found out, that in the remote valleys of Switzerland there could be found authentic Swiss folkdances.

It is important to say, that in Switzerland the renewal of folkdancing came not from the rural regions. Important people of the towns, especially of the French speaking part of Switzerland, were sorry, that in the Alps folkdances, costumes and all kinds of customs disappeared in the years before 1900, so that it was more and more difficult to show our guests coming from other countries something typical of Switzerland.

Albert Gos (1852 - 1942) was a painter of very big alpine landscapes. He often lived together with the people in the Alps and as a very good violinist he played them their dancemusic in the evenings and invented similar pieces of music. He observed the dancers and wrote down what they danced.

Pierre Bordier (1872 - 1958), who was also a musician, a high officer and alpinist, bankdirector and president of Versoix (near Geneva), worked together with Gos. He collected the Swiss folkdances they had found and wrote the four „Books of Bordier“. They needed the dancemusic and the dance descriptions for good groups at **Zermatt** and other touristic places, where there were many holidaymakers coming from foreign countries.

If in a tourist region a good folkdance-group is not willing to show our different dances to the interested foreigners, then a bad group will do it. But it must be done. For the hotels the revival and promotion of Swiss folklore was and is still a necessity.

Other scientific investigators were **Hanny Christen** (1899 - 1976). She collected about 12 000 forgotten Swiss melodies (to be published at the end of 2001 in 10 volumes). **Emile Jaques-Dalcroze** (1865 - 1950), musician, composer of festival performances, songs and dances. **Henri Esseiva** (1901 - 1983) an other personalities.

Small Switzerland is not a homogeneous unity which can develop political nationalism. We are a group of more or less independent small nations. We have more than twenty „cantons“ with a certain autonomy, four regions with different languages (german, french, italian and 5 different kinds of romantsch). Our regions have also different religions (but they get more and more mixed). **Nevertheless we want to be one nation.** In every question it is very difficult to reach agreement.

Every region in Switzerland has its costumes and its folkdances. But today in our towns and villages the folkdance-groups dance not only the dances of their own region. They try to learn also the style of all the others. And in the towns there are groups for **international folkdancing**.

So I think we have in our folklore-groups a positif kind of nationalism, which does not work against someone. We work for agreement between the different parts of our country and even as you between all nations.

Yours,

Karl Klenk

Dear Lily, (Letter to the "Society for International Folk Dancing").

2040

In the SIFD NEWS last month I studied the letter of G.D.Towner, who is interested in the origins of the various National Folkdance Movements in Europe and becomes more and more convinced that the motivation for folkdance revival in the last century is often based on nationalism. I can tell you how it was in Switzerland and why the revival came in our country around the year 1900.

After 1850, industrialisation came also to us. Our folk dances and costumes disappeared with this industrialisation more and more, especially in the towns. Julie Heierli found this a pity and she collected parts of still existing costumes, completed them and so was able to publish in 1896 thirty beautiful hand-coloured pictures (large photos) of the disappearing "Swiss Costumes from 1700 to 1900". She thought that her action was a kind of tombstone for our national costumes. It was, on the contrary, the revival of costumes. A Swiss organization with now more than 20,000 members was founded and the first lady running the secretary's office was Louise Witzig (1901-1969). Fortunately, this lady was not only interested in costumes but also in folk dancing and every other kind of folklore such as folk songs, folk theatre, folk music, "flag-throwing" and so on. Together with the professional musicians, Alfred Stern and Inge Baer (1902-1995) she organized holiday weeks for singing Swiss folk songs. In these weeks people could not sing the whole day and so they danced from time to time, and through the participants of her weeks Louise Witzig revived the disappearing Swiss folk dances.

Klara Stern (1901-1999) and Louise Witzig were inspired by their voyages to Scandinavia. Klara Stern had met Gotsch and Gardiner at a music meeting in Germany and she was delighted by the dances of the "English Dancing Master 1650". Finally, our folkdance pioneers discovered that in the remote valleys of Switzerland there could be found authentic Swiss folk dances.

It is important to say that in Switzerland the renewal of folk dancing came not from the rural regions. Important people of the towns, especially of the French-speaking part of Switzerland, were sorry that in the Alps folk dances, costumes and all kinds of customs disappeared in the years before 1900, so that it was more and more difficult to show our guests coming from other countries something typical of Switzerland.

Albert Gos (1852-1942) was a painter of alpine landscapes. He often lived together with the people in the Alps and as a very good violinist he played them their dance music in the evenings and invented similar pieces of music. He observed the dancers and wrote down what they danced. Pierre Border (1872-1958) who was also a musician, a high officer and alpinist, bank director and president of Versoix (near Geneva), worked together with Gos. He collected the Swiss folk dances they had found and wrote the four "Books of Bordier". They needed the dance music and the dance descriptions for good groups at Zermatt and other touristic places, where there were many holidaymakers coming from foreign countries. If in a tourist region a good folkdance group is not willing to show our different dances to interested foreigners, then a bad group will do it. But it must be done. For the hotels the revival and promotion of Swiss folklore was and is still a necessity.

Other scientific investigators were Hanny Christen (1899-1976). She collected about 12,000 forgotten Swiss melodies (to be published at the end of 2001 in ten volumes). Emil Jaques-Dalcroze (1865-1950), musician, composer of festival performances, songs and dances, Henri Esseiva (1901-1983), are other personalities.

Small Switzerland is not a homogeneous unity which can develop political nationalism. We are a group of more or less independent small nations. We have more than twenty cantons with a certain autonomy, four regions with different languages (German, French, Italian and five different kinds of Romantsch). Our regions have also different religions (but they get more and more mixed). Nevertheless, we want to be one nation. In every question it is very difficult

Contd...

to reach agreement.

Every region in Switzerland has its costumes and its folk dances. But today in our towns and villages the folkdance groups dance not only the dances of their own region. They try to learn also the style of all the others. And in the towns there are groups for international folk dancing. So I think we have in our folklore groups a positive kind of nationalism which does not work against anyone. We work for agreement between the different parts of our country and, even as you, between all nations.

Yours,

KARL KLENK
Holzmatt 15, CH-8953,
Dietikon-Zurich, Switzerland

*Published in the "SIFD-NEWS"
MAY 2001.*

FOR SALE

1 Gajda; 1 Kaval; 1 Small Panpipes; 1 Large Panpipes needing some repair.

Any offers considered. Proceeds to a Bulgarian charity. Contact Hilda Sturge, 10 Carmarthen Road, Bristol BS9 4DU. Tel: 0117 9621802.



YVES MOREAU BACK AGAIN IN SEPTEMBER

It is well over a year since Yves Moreau's first Bulgarian dance workshops in London but many of his dances not only endure but are as fresh and enjoyable as on the day he taught them. Balkanplus is delighted to confirm that Yves is returning to present another two workshops on the weekend of 15th and 16th September. As before, each day will be largely independent of the other.

We have the use of the main hall (Kennedy) at Cecil Sharp house for the whole weekend. This means that there will be no repeat of embarrassing restrictions on numbers for the Saturday evening Balkanplus party at which our favourite duo, Maddy and John, will M.C. and live music will be provided by Dunav. I am hoping that Dessislava Stefanova, our resident Bulgarian star, will be there too. Together, Dessi and Yves could be quite an act.

The workshops, which are sure to include dances for every level of experience, will commence at 11.00 a.m. and finish around 5.00 p.m. The party will be at the usual Balkanplus time of 7.00 p.m., finishing at 10.30 p.m. We would ask everyone to wear costume to the party, if possible. We have to limit the numbers at the workshops to about eighty per day so these will be ticket-only events. SO PLEASE BOOK EARLY TO AVOID DISAPPOINTMENT.

Prices will be the same as last year: Workshops £12.00 per day, Party £8.00, Weekend Package £25.00. For Balkanplus season ticket holders (who pay £35 per year) the workshops cost £10.00 per day, or £18.00 for both, and the party is free. Please send cheques, payable to Balkanplus, and s.a.e. to Frances Horrocks, 53 Southway, Carshalton Beeches, Surrey SM5 4HP. Tel: 020 8642 3629. For general enquiries, contact either Frances or contact me on 01992 582717.

Yves arrives just as the Barnet group starts its new season. I am planning to have an informal welcoming party for him at Church House, Wood Street, Barnet, Herts., from 8.00 p.m. on Friday, 14th September. Dunav will be playing, and the event will be open to all. The price will be £5.00 maximum.

BRIAN DOWSETT

Nach den **Seniorenwanderungen** im Januar 2001 nach Rheinau, im Februar ins Klettgau und im März zur Kyburg musste ich wegen anderer Termine auf die Aprilwanderung verzichten.

Am Sonntag, 1. April 2001, 17 Uhr, spielte das **Orchester** Zürich-Albisrieden in der Kirche Ginsterstrasse, am 13. April im Karfreitags-Gottesdienst. Anschliessend fuhr ich nach Meilen. Die GV dieses Orchesters erwähnte ich auf Seite 2039. Auch das Seniorenorchester Baden ist sehr aktiv. Am 25. April spielten wir in Nussbaumen und nächstens auch im ehemaligen Spital von Baden, das jetzt ein Alters und Pflegeheim ist.

Am 4. April 2001 durfte ich in der **Musikschule Dietikon** einen Vortrag über den Volkstanz abhalten. Das Thema beschäftigte mich nach dieser Veranstaltung so sehr, dass ich einiges für allfällige weitere Interessenten niederschrieb. Da ich ja jederzeit unvorbereitet über Tanz aus dem Vollen schöpfen kann, hatte ich mir vor dem Vortrag nur einige Stichwörter aufgeschrieben, um eine gewisse Ordnung einhalten zu können. Die neunzehn Seiten stiessen bei mehreren Volkstanzbegeisterten auf grosses Interesse.

Am 6. April 2001 meldete sich an der Haustüre Holzmatt 15, Dietikon, der von mir bestellte „**Sicherheitspolizist**“. Wie ein ausgebildeter Psychologe versuchte er vorsichtig herauszufinden, welche Angst und welches Sicherheitsbedürfnis mich nach den drei Einbrüchen veranlasste, ihn kommen zu lassen.

Unsere Besprechung dauerte bedeutend länger als eine Stunde. Als Ergebnis lässt sich feststellen, dass der Herr immer das bestätigte, was ich auch selber schon über die Situation dachte:

1. Es wäre ganz unverhältnismässig teuer, an unserm kleinen, „ebenerdig“ bewohnten Häuschen sämtliche Fenster, Türen und Kellerschächte mit Alarmvorrichtungen sichern zu lassen.

2. Ein Bewegungsmelder könnte eventuell in der Wohndiele eingerichtet werden, denn diesen Raum würden Einbrecher wahrscheinlich vorübergehend betreten.

3. Die direkte Verbindung der Alarmanlagen mit dem Polizeiposten kann nicht viel bewirken, weil die Räuber genau wissen, dass es mindestens zehn Minuten dauert, bis die Polizei an Ort und Stelle sein kann. In diesen zehn Minuten erledigen sie hastig ihr verwerfliches Werk und verschwinden, bevor sie gefasst werden können. Auch haben sie einen geschärften Blick, sehen die Alarmvorrichtungen sofort und schlagen sie herunter, so dass sie sich kaum auswirken können.

4. Der freundliche Polizeifachmann überreichte mir eine Anzahl Prospekte von empfehlenswerten Firmen, die Sicherungs- und Alarmanlagen herstellen und liefern mit dem Rat, sie in Ruhe sorgfältig zu studieren. Ich sah sie alle durch und überreichte sie schliesslich Sohn Ueli.

Wenn ich eines Tages nicht mehr da bin, und wenn dann vielleicht andere Familienglieder, eventuell fremde Mieter oder Käufer des Hauses hier wohnen, dann sollen sie die Sicherheitsfrage nach ihren Bedürfnissen regeln. **Angst habe ich wenig, und wenn ich vom Erdboden verschwinde, kann ich ohnehin rein nichts mitnehmen.**

Endlich, am 3. Mai 2001, konnte ich wieder einmal im Restaurant „Heimat“, Dietikon, den „**Lehrer-Höck**“ besuchen. Meist komme ich donnerstags aus der Probe des Seniorenorchesters Baden recht spät zurück und finde zu Hause Arbeit, die erledigt werden will. Ich verzichte daher oft auf die Zusammenkunft der pensionierten Lehrkräfte, die auf den Abend des ersten Donnerstags in jedem Monats festgesetzt ist.

Herr Sekundarlehrer Zeller erzählte mir während des „Lehrer-Höcks“, der Seniorenrat Dietikon besichtige am Abend des 11. Mai im Parlamentssaal die verschiedenen Filme, die in letzter Zeit in Senioren-Volkstanz-Proben und auf Wanderungen gedreht wurden. Man wähle alsdann von jedem Thema die beste Version aus, wobei auch ich mitbestimmen dürfe.

Im „**Jahr der Freiwilligenarbeit**“ sollen diese Filme über Wanderleitung, Seniorensport, Schwimmen, Volkstanz, Unterrichtshilfe etc. voraussichtlich im kommenden Herbst der Öffentlichkeit gezeigt werden, und zwar zur Illustration der in Dietikon freiwillig und unbezahlt geleisteten Arbeit der Betagten für Betagte und der Senioren für die Schüler, etc.

Da ich aus der Musikprobe des Seniorenorchesters Baden direkt zum „Lehrer-Höck“ kam, und dies auch den Kolleginnen und Kollegen mitteilte, dachte Herr Zeller, es wäre bestimmt sinnvoll, wenn die Begleitmusik zum Film über die Freiwilligenarbeit von Senioren selbst gespielt würde, um so mehr, da ja mehrere Orchestermitglieder des Orchesters Baden Seniorinnen und Senioren aus Dietikon sind.

Ich konnte Heinz Zeller mitteilen, dass unser **Senioren-Orchester** in allernächster Zeit mit einem fertig eingeübten Programm auftritt, und zwar am Dienstag, 29. Mai 2001, nachmittags, in Baden. Wenn er sich mit unserer Präsidentin, **Maria Wernle**, Wettingen, in Verbindung setze, dann werde ihm bestimmt erlaubt, die benötigten Aufnahmen während unseres Konzerts zu machen.

Schon am folgenden Tag schickte ich Zeller unser Konzertprogramm, und in der nächsten Probe, unserer Hauptprobe, teilte Maria dem Orchester mit, Herr Zeller komme zur Aufführung und mache Aufnahmen. Dirigent **Alfons Meier** und alle Orchestermitglieder waren erfreut und einverstanden.

Von den vorgeführten Filmen wählte der Seniorenrat die von **Frau Walker**. Bei mir im Volkstanz hatte sie grosses Glück, denn es waren bedeutend mehr Mitwirkende anwesend als bei den Filmaufnahmen Felix Merkis, so dass die Tänze viel besser zur Geltung kamen.

Ich bin sehr gespannt, wie es mit diesem Projekt, zu dem ich einiges beitragen konnte, weitergeht. Ohne mich wäre niemand auf den Gedanken gekommen, das Seniorenorchester beizuziehen, das seinerseits vielleicht aus der Bekanntmachung seines Wirkens profitieren und neue Mitglieder gewinnen kann.

Der hübsche Film wirbt natürlich nicht nur fürs Schwimmen und Wandern, sondern auch für unsere fröhlichen Volkstanzproben.

Interessante Volkstanzproben erlebte ich in letzter Zeit in **Uster** und **Aesch** bei Birmensdorf, wo der „Kantonale Trachtenverband“ Tanzleiterkurse durchführte, sowie in **Oerlikon**, wo ich den Pro Senectute-Tanzleiterinnen jeden Monat zu ihrem beinahe hundertprozentig ausländischen Volkstanzprogramm einige Schweizertänze erklären und beibringen darf.

Auch dieses Jahr führte der **Verkehrsverein Dietikon** seine GV auswärts durch. Die vielen Teilnehmerinnen und Teilnehmer verliessen bei schönstem Frühlingswetter den Dietiker Zelgliplatz am 12. Mai 2001 punkt 13 Uhr in zwei grossen Autocars. Die Reise führte nach Solothurn und ganz in der Nähe der Stadt zum **Schloss Waldegg**, zum fürstlichsten unter den drei Dutzend patrizischen Sommersitzen in der Umgebung Solothurns.

Der Erbauer des Schlosses ist Johann Viktor Besenval, der einer nicht adeligen Familie des Aostatals entstammte. Er war Gold- und Silberschmied, dachte wahrscheinlich, in Solothurn seien die reichen Franzosen, arbeitete hier für diese Noblesse und wurde selber sehr reich, wahrscheinlich noch reicher als viele dieser Adelligen.

Zu seinem 1682 bis 84 erbauten Schloss, vor dem sich wohl einst der reinste „italienische“ **Barockgarten** der Schweiz befand, führt eine unwahrscheinlich lange Allee durch ein riesiges zum Schloss gehörendes Areal. Die noch vorhandene sehr gepflegte Gartenanlage ist auf die Hauptfront ausgerichtet, mit Aussichtspromenade, Balustraden, Obelisken und reicher „Porte d'honneur“ nach dem Vorbild der Villa Aldobrandini in Frascati.

Die gelehrten Historikerinnen und Historiker erklärten den Besuchern aus Dietikon die Verbindung der Familie **Besenval** mit der Familie **Von Sury**, die Gemälde von all den vielen Familiengliedern in der symmetrisch angelegten Schlossanlage, die Eigentum des Kantons Solothurn ist. In einem Flügel des hübschen Bauwerks werden kulturelle Veranstaltungen durchgeführt, im andern wohnt noch heute die Familie Von Sury.

Zur Schlossanlage gehört auch die „polnisch“ ausgestattete **Kapelle** mit zwei riesigen Gemälden (gute Kopien von Raphael und Feti). In der sehr kleinen **Hochzeitskapelle**, einer Kuriosität im Hauptgebäude, haben nur acht Personen Platz!

Der verhältnismässig grosse **Brunnen** im Hof besteht aus einem einzigen Jurakalkstein. Bemerkenswert ist auch das zweistöckige Badehaus, das an einen steilen Abhang gebaut wurde. Ebenerdig vom Hof her gelangt der Besucher zur **Badewanne**, in der sitzend sechs Personen Platz haben, und die wie der Brunnen im Hof, ebenfalls als Monolith, aus einem einzigen Jurakalkstein besteht. Im untern Stock unter dem Bad wurde eingeheizt, um das Badewasser zu erwärmen.

Während am französischen Hof, mit dem man fleissig verkehrte, die **Hygiene** noch unbekannt war, verfügte Schloss Waldegg bereits über ein angenehm warmes Bad. Ludwig XIV z.B. badete nie, litt unter seinen vielen angefaulten Zähnen im Mund und übertönte die unangenehmen von ihm ausgehenden Gerüche mit seinen Parfums.

Reiche Leute vergrössern heute ihren Besitz durch einträgliche Beteiligungen, kaufen sich eine teure Yacht und eine Prunkvilla in St. Moritz oder am Meer. Die reichen Besitzer des Schlosses Waldegg kauften weitere Güter und vereinigten deren **Wappen** mit dem ihren, was auf Schritt und Tritt ersichtlich ist, z.B. an der Bemalung der Fensterläden.

Nach der lehrreichen Besichtigung des Schlosses Waldegg reiste der Verkehrsverein Dietikon weiter nach **Wangen a.A.**, wo im **Hotel Al Ponte** die GV durchgeführt wurde. Der beliebte **Dr. Bruno Maier** trat leider als Vorsitzender der Heimatkundekommission zurück, **Jean Stauber** hielt eine lange und witzige Laudatio, und anschliessend wählte der Verein einstimmig den von uns vorgeschlagenen **Klaus Guhl** zum Nachfolger.

Klaus Guhl ist Schmied und Schlossermeister. Er kümmert sich fleissig um die Anliegen des Ortsmuseums Dietikon und der Kommission für Heimatkunde. Von Zeit zu Zeit schmiedet er in unserer Schmiedewerkstatt oder beschlägt im Garten des Museums ein Pferd, was vom Publikum sehr begrüsst wird.

Nach der Erledigung der Geschäfte und nach dem gemütlichen Beisammensein bei Speis und Trank (Salatteller und Mineralwasser) reiste der Verkehrsverein nach Dietikon zurück, wo er nach 20 Uhr eintraf.

Unser Familientag 2001 wurde von Dr. Regine Altorfer organisiert. Als Treffpunkt war die Bahnstation Ütliberg-Kulm bestimmt. Dort sollten sich am 13. Mai 2001, d.h. wie jedes Jahr am sogenannten „Muttertag“, die Bahnreisenden und die Fussgänger um 12.00 Uhr treffen.

Da Mirjam und Karl mit Joachim und Adrian wie ich Zürichs „Hausberg“ zu Fuss besteigen wollten, vereinbarten wir ein Zusammentreffen im Hauptbahnhof Zürich und fuhren mit dem Tram Nr. 13 zum „**Albisgüetli**“. Ich hatte Regine gemeldet, dass ich zum „Zvieri“ Früchte mitbringen werde, hatte also einen schweren Rucksack mit Orangen, Bananen und allerlei anderem auf den Berg hinauf zu schleppen!

Adrian, der Primarlehrer mit Rollbrett, entdeckte mich zuerst, als ich eben dabei war, herauszufinden, auf welchem Gleis der Schnellzug von Bern her in Zürich eintrifft.

Der steile Weg vom „Albisgüetli“ hinauf zum Grat erweckte in mir viele eigenartige **Erinnerungen**. Im Herbst 1939 war ich mit meiner Braut, Maria Baumberger, die ich damals noch kaum kannte, vom Albis her zum Ütliberg gewandert. Unterwegs war es schwierig, ein vernünftiges Gespräch mit ihr zu führen. Als ich Maria von meiner Lektüre (Marcel Proust, André Gide etc.) erzählte, da musste ich aus ihrem komischen Schweigen schliessen, dass sie in einer total andern Welt lebte als ich.

Auf dem steilen Weg hinunter zur Tramstation gerieten wir damals ins Rennen, mussten uns aneinander festhalten, um, unsern Lauf abbremsend, nicht gemeinsam ins raschelnde Laub zu fallen. Meine kleine „Lunchtasche“ hüpfte dabei auf meinem Rücken hin und her, und unten, als wir aufs Tram warteten, musste ich feststellen, dass meine braune **Füllfeder**, die mir Maria geschenkt hatte, bei diesem tollen Rennen dummerweise verloren wurde. Sie war unbemerkt aus der „Lunchtasche“ ins braune Herbstlaub gefallen.

Diese Füllfeder war damals das Neueste und Beste auf dem Markt. Man konnte hinten drehen und die Feder sog die benötigte Tinte aus dem Tintenfass in ihr Inneres. Ich wusste, dass Maria mit diesem wertvollen Geschenk ihre Zuneigung zu mir ausdrücken wollte, und ich hatte das symbolträchtige Ding leichtsinnig verloren!

Ich beschloss daher, die braune Füllfeder im braunen Laub zu suchen, und Maria folgte mir, den steilen Weg hinauf. Rechts und links durchstöberten wir den Strassengraben, wischten mit Händen und Füßen das viele Laub zur Seite, und siehe da, schon nach kurzer Zeit wurde das unmöglich Scheinende Wirklichkeit. Wir fanden die Füllfeder wieder, und ich besitze sie heute noch, obwohl sie im Lauf der Jahre unbrauchbar wurde.

Zurück zur Schilderung der Gegenwart. Schon um halb zwölf Uhr trafen wir, vom Schleppen erhitzt, bei sonnigem Wetter und leicht verschleierter Fernsicht auf dem „Top of Zurich“ ein.

Nach der Besichtigung der lustigen Weberschen **Kunstwerke** (Spinne, Giraffenleuchter, Hirsche und Fantasievögel als Bank und Stuhl) erklimmte, wer wollte, den Aussichtsturm. Dann stiegen wir hinunter zur Bahnstation Kulm, wo pünktlich der Rest unserer Gesellschaft eintraf.

Da dieses Jahr Otto Altorfer wegen Gehbeschwerden fehlen musste, brachte ich an seiner Stelle ein lustiges **Rätsel** mit, das die Jungmannschaft vor dem Mittagessen intensiv beschäftigte. Es handelte sich um einen „tierischen“ Text, d.h. um einen Text, in dem es Tiere zu entdecken galt. (Beispiel: Aber, aber, ich denke nonstop an das Kind. = **Rabe, Panda**).

Ich hatte noch viel anderes bei mir, das ich vor allem Karl und Ueli übergeben konnte, so z.B. einen ausgeliehenen Regenschirm und Texte aus dem Computer. Mirjam und Brigitte bekamen je ein „Goldvreneli“, so dass ich nun gar kein Edelmetall mehr in Dietikon habe, das von Einbrechern gestohlen werden könnte. Hätte ich doch schon vor dem ersten Einbruch Marias Schmuck meinen Enkelinnen und Enkeln verschenkt!

Nach dem gemütlichen Mittagessen wanderten wir auf etwas weniger steilem Weg hinunter zum „Triemli“ und zur Wohnung *Reginens* im Tiergarten, wo Helene Altorfer und die beiden „Ütlibergbahnbenützer“ (meine Schwester Martha Altorfer-Klenk und Adrian Klenk) auf uns warteten.

Die Familie Schlatter aus Vordemwald war die erste, die unser gemütliches Beisammensein in der geräumigen Wohnung und auf dem Balkon Reginens verlassen musste. Schliesslich wanderte auch ich mit Regula Gubler aus Belp und mit meinen Steffisburgern zur nächsten Tramstation.

Glücklich, einen sehr schönen Familientag erlebt zu haben, trennten wir uns im Hauptbahnhof Zürich, den unsere Züge beinahe gleichzeitig verliessen.

Am Dienstagabend, 15. Mai 2001, fand (vor unserer Heimatkunde-Kommissions-Sitzung) im Stadthaus-Foyer die Vernissage der Ausstellung „**Freiwilligenarbeit**“ statt. **Frau Pestalozzi**, die Gemahlin unseres Präsidenten der reformierten Kirchenpflege, hielt einen sehr aufschlussreichen Vortrag, der im „Limmattaler Tagblatt“ in reich bebilderten Artikeln gewürdigt wurde.

In Örlikon durfte ich am 18. Mai 2001 einen weitem **Schweizertanz** instruieren und zwei früher gezeigte wiederholen. Ich hoffe, dass in den vielen Senioren-Volkstanzgruppen, die bisher hundertprozentig „ausländisch“ tanzten, gelegentlich auch ein Schweizertanz eingeübt wird.

Bei angenehmstem, sonnigem Wetter wurde am 19. und 20. Mai 2001 in Reinach bei Basel das schweizerische **ASV-Frühlingstreffen** durchgeführt. Als Mitbegründer dieser Institution fehlte ich noch nie an einem der bisher durchgeführten Treffen. Obwohl wir beide gegenwärtig nicht zum Vorstand des Volkstanzkreises Zürich gehören, durften wir, d.h. Annemarie Locher und ich, unsern Tanzkreis an der Sitzung in Reinach vertreten. Zum Glück konnten wir mitteilen, dass das nächste Frühlingstreffen auf den 25. und 26. Mai 2002 in Zürich-Affoltern festgesetzt wurde.

Von Winterthur kommend nahm mich Annemarie in ihrem Auto zum Treffen mit, reiste aber am Samstagabend wieder heim. Unter den mehr als zwanzig am Sonntag anwesenden Zürchern war es leicht, einen Automobilisten zu finden, der mich nach Dietikon zurückbrachte.

«Ein Geschenk von Zeit und Zuwendung»

Dietikon Die Bedeutung der Freiwilligenarbeit – Ausstellung im Foyer des Stadthauses eröffnet

Auch die Stadt Dietikon will ihren Teil zum internationalen Jahr der Freiwilligenarbeit leisten. Eine Ausstellung regt dazu an, sich Gedanken zum Thema zu machen.

L.T. 16.5.2001.

Darf eine Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit nur der bezahlten Arbeit widmen?», fragte Kirchenrätin Jeanne Pestalozzi gestern Abend im Foyer des Stadthauses. Und sie beantwortete die Frage gleich selbst: Beides sei wichtig, Erwerbsarbeit und Freiwilligenarbeit. Als Delegierte des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes im iyv-forum.ch* sprach sie über die Bedeutung der Freiwilligenarbeit (*iyv steht für «International Year of Volunteers, dem Uno-Jahr der Freiwilligenarbeit»). Doch, was ist Freiwilligenarbeit? Bloss ein Hobby, ein Opfer, unbezahlte Arbeit oder etwas, bei dem man mit dem Herzen dabei ist? Ein bisschen von alledem, meinte Pestalozzi. Es gehe in diesem Jahr auch darum, zu erkennen, welchen Wert ehrenamtliche Arbeit habe, und zwar für die Freiwilligen, für die Begünstigten und für die Gesellschaft und den Staat. Der Anteil von Frauen und Männern sei etwa gleich hoch, nur engagierten sich Letztere eher in Verbänden. «Ich hoffe, dass alle Aktionen, die dieses Jahr das erste Mal durchgeführt werden, im nächsten Jahr weitergehen», erklärte die Kirchenrätin weiter.

Bekanntmachung in der Öffentlichkeit ist neben Förderung und Anerkennung der Freiwilligenarbeit eines der Ziele des Uno-Jahres. Die Wanderausstellung, die von der Stadt für zwei Wochen gemietet wurde, hat dies zum Thema. Dabei ist allerdings nicht nur Schauen angesagt, sondern es werden auch Fragen gestellt: «Was tun Sie freiwillig?» Die gelben Post-it-Zettel, die dazu gedacht sind, sich zu äussern, wurden bereits rege benutzt: Vereinsaktuar und Nachbarschaftshilfe hiess es da zum Beispiel.

Gestern eröffnete Stadtpräsident Hans Bohnenblust die Ausstellung «Geben und Nehmen». Rund 50 Personen fanden sich ein, darunter zahlreiche Gemeinderätinnen und Gemeinderäte sowie Stadträtinnen und Stadträte. (sul)

Ausstellung «Geben und Nehmen», bis 31. Mai im Foyer des Stadthauses, Montag bis Freitag von 8 bis 12 Uhr und 13.30 bis 18 Uhr.



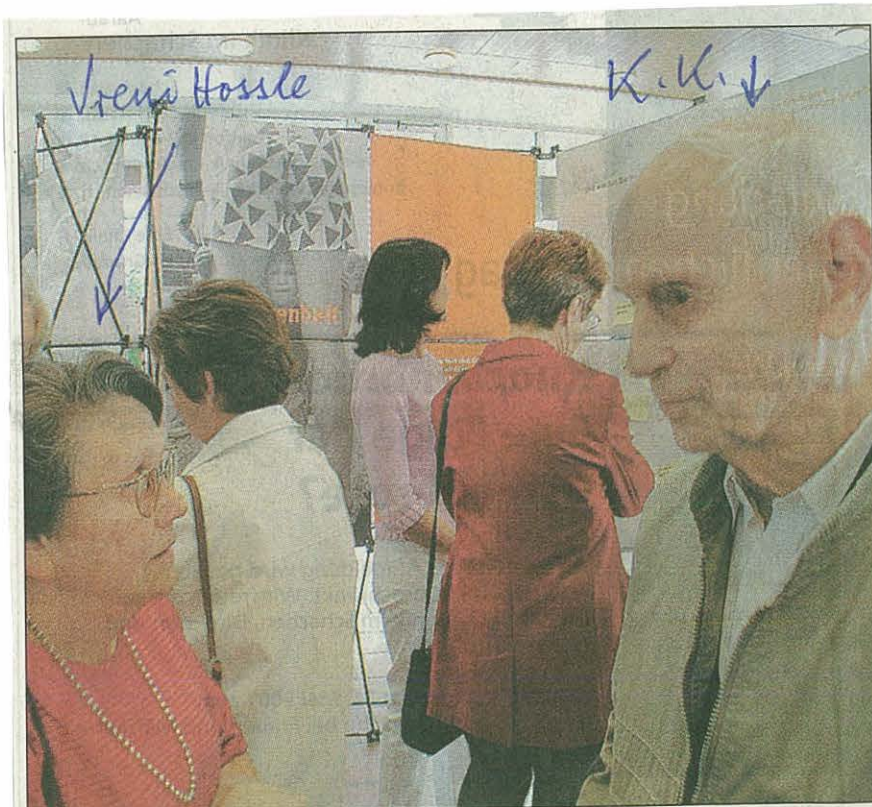
Jeanne Pestalozzi Redete.



Plakat Zeigt Beispiele.



Besucherinnen Tauschten sie eigene Erfahrungen aus?



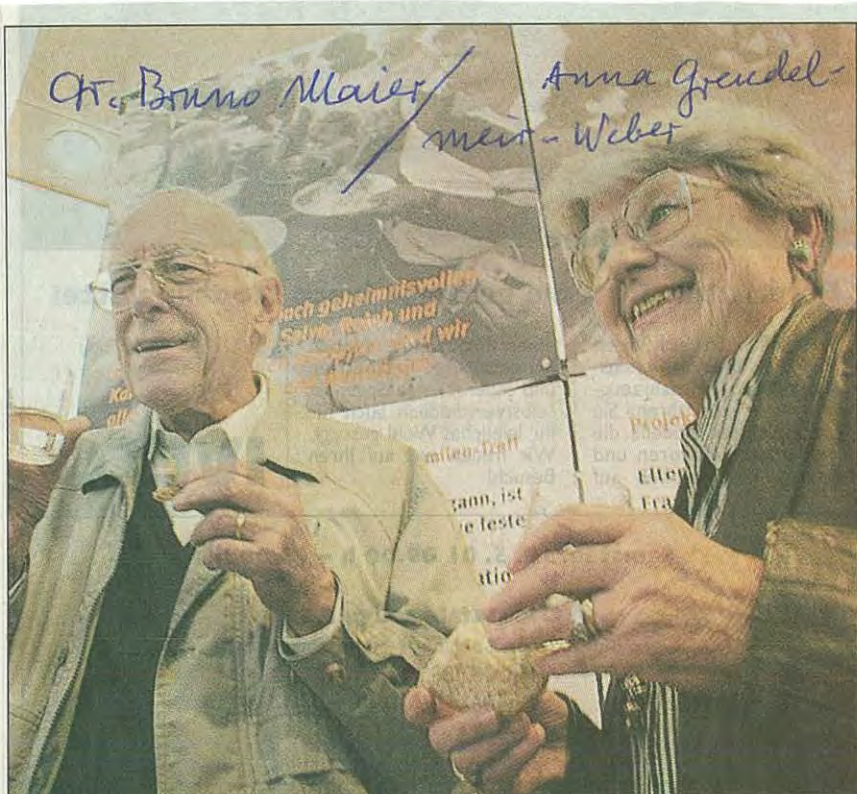
Eröffnung Die Wanderausstellung regt dazu an, sich Gedanken zu machen.



Im Gespräch
mit der Referentin.

Freiwillig bei der Eröffnung dabei...

... waren gestern wohl die meisten der Besucherinnen und Besucher. Die Wanderausstellung «Geben und Nehmen» im Foyer des Dietiker Stadthauses thematisiert das von der Uno ausgerufene Jahr der Freiwilligenarbeit und zeigt, welche Bedeutung unbezahlte Arbeit hat. (lt) FOTO: GRAZIANO ORSI 16.5.01 Seite 15



Essen und Trinken Auch bei manchem Fest helfen Freiwillige mit.

FOTOS: GO

Die **ASV-Sitzung** fand diesmal nicht am Sonntag in der Mittagspause statt, sondern am Samstag, 19. Mai 2001, vor dem eigentlichen Treffen. Präsident Andreas Schöne musste aus gesundheitlichen Gründen fehlen, so dass Lotti Hermann die Verhandlungen leitete.

Die neuen **Statuten** wurden sprachlich bereinigt, was viel zu reden gab. Der Volkstanzkreis Thun wurde aufgelöst. Offenbar gab er die rechtliche Form als „Verein“ auf. In seinem Einzugsgebiet werden aber weiterhin Kurse und andere Veranstaltungen organisiert, so dass unklar ist, ob **Thun** auch weiterhin der ASV angeschlossen bleibt. Der Vorstand wird den Fall klären.

Eine originelle Volksmusikgruppe aus dem benachbarten **Elsass** mit einer geschickten Tanzleiterin und zwei Tänzerinnen eröffnete das Treffen. Nach dem Nachtessen konnte beinahe das ganze Tanzprogramm (50% Schweizertänze) durchgetanzt werden.

Am Sonntagmorgen trafen viele weitere Festbesucher ein, so auch die grosse Gruppe der Zürcher. Unser Vereinsvorstand brachte farbig auf grosse Blätter gemalte Buchstaben und Zahlen mit, so dass wir bei der Vorstellung der einzelnen Vereine der Reihe nach, jedes Kreismitglied einen Buchstaben präsentierend, aufmarschieren und den Text:

Frühlingstreffen 2002 am 25. und 26. Mai in Affoltern-Zürich

bekanntgeben konnten.

Am Sonntagabend, nach der abschliessenden Zwischenverpflegung, brachten mich Carl und Magdalena Thöni in Auto heim bis vor meine Haustüre. Unterwegs hatte ich von meinem „Volkstanzvortrag in der Musikschule Dietikon“ erzählt, so dass Carl, unser ehemaliger Vereinspräsident, den inzwischen entstandenen Vortragstext zu lesen wünschte.

Maikäfer

Mit meiner noch sehr kleinen Schwester Martha, mit meiner Mutter, meiner Tante Mina und mit Onkel Ernst spazierte ich schätzungsweise im Mai 1918 eines Sonntags von Heilbronn hinaus in den Wald zum „Köpfler“. Als wir einem sehr hohen **Gartenzaun** entlang wanderten, entdeckte ich hoch oben auf diesem Holzzaun einen Maikäfer.

Da ich keines Büblein das seltene Lebewesen, von dem wir im Kindergarten hübsche Liedlein sangen, nicht erlangen konnte, erbarmte sich Onkel Ernst und holte mir den schönen, seltenen Käfer herunter. Wir sangen zwar: „Maikäfer flieg, der Vater ist im Krieg...“, liessen das braunglänzende Insekt aber nicht fliegen, sondern steckten es in eine beinahe leere Zündholzschachtel, so dass ich meinen Schatz am Montag als Sensation in den Kindergarten bringen konnte.

Viele Jahre später, wir hatten inzwischen den Ersten Weltkrieg erlebt, spazierten wir wieder dem genau gleichen Gartenzaun entlang. Ich erinnerte mich deutlich an mein Erlebnis mit dem Maikäfer, wunderte mich aber ganz gewaltig, dass der Zaun so „niedrig“ geworden war. Wäre wieder ein Maikäfer oben auf der Haglatte herumspaziert, ich hätte ihn ganz bequem selber packen und mitnehmen können. Mir wurde zum ersten Mal bewusst, dass ich trotz der mangelhaften Kriegsernährung ganz beträchtlich gewachsen war.



Larve Von der unscheinbaren engeringähnlichen Larve...

Maikäfer- oder Rosenkäfer?

Frühlingsboten Beide sind Teil der Natur

L.T. 5.01.

Man findet sie meistens im Frühling in Komposthaufen oder Blumenkistchen. Sind es nun schädliche Maikäfer-Engerlinge? Es gibt wichtige Bestimmungsmerkmale: Die Larve des Rosenkäfers ist leicht behaart und hat deutlich kürzere, zartere Beine. Legt man sie auf eine Unterlage, dreht sie sich auf den Rücken und robbt in dieser Stellung fort. Im Gegensatz zum wurzelfressenden Maikäferengerling, ernährt sich die Rosenkäferlarve von verrottendem Pflanzenmaterial, das sie in beste Erde verwandelt. Fehlen modernde Baumstämme, weicht der Rosenkäfer für die Eiablage auf die Komposthaufen aus. Die jungen Larven fühlen sich wohl im Moderhaufen und bauen sich nach circa zwei bis drei Jahren mit den ausgeschiedenen Kotbäll-

chen, vermischt mit Speichelsaft, einen Kokon. In dieser Puppenwiege verwandeln sie sich nach mehreren Wochen zu anfänglich noch goldgelben, dann zu metallgrünen Rosenkäfern. Rosenkäfer suchen nach Nektar und fressen Pollen.

Der Maikäfer ist in vielen Gegenden selten geworden. Seine Larven leben etwa 30 bis 40 Zentimeter tief im Boden. Sie ernähren sich von den Wurzeln verschiedenster Pflanzen und können großen Schaden anrichten. In einem Maikäferjahr schwärmen sie im Mai aus. Treten sie in Massen auf, werden sie zur Plage und fressen Bäume kahl.

Ob Mai- oder Rosenkäfer, beide sind ein Teil der Natur, die es zu respektieren gilt.

Elisabeth Bollier, Kindhausen



Käfer ... zum metallenen glänzenden Rosenkäfer.

FOTOS: ELISABETH BOLLIER

Im Jahr 1944 wurden wir in Dietikon **Landbesitzer** und erbauten an der Holzmattstrasse auf einem 908 Quadratmeter grossen Areal unser keines Haus. Nun mussten auch wir in jedem Maikäfer-Flugjahr vier oder fünf Liter Maikäfer abliefern oder, wenn wir selber keine Käfer sammeln konnten, der Gemeinde-Sammelstelle einen entsprechenden Betrag bezahlen.

Meinen Schülerinnen und Schülern machte es grossen Spass, früh morgens, vor Unterrichtsbeginn, wenn die Maikäfer noch schliefen, auf die Käfer-Jagd zu gehen. Mit Schirmen und alten Leintüchern zogen wir aus. An den Waldrändern, unten an der Limmat, in der Gegend des ehemaligen Städtchens Glanzenberg, oder oben bei den „Hundshütten“, kletterten die Knaben auf die jungen Eichen und Buchen, die oft über und über mit im Schlaf erstarrten Maikäfern bedeckt waren. Sie rüttelten und schüttelten die Äste, und unten fingen die Mädchen die in Massen herabprasselnden Käfer in ihren Schirmen und mit ihren Tüchern auf.

An eine solche **Schüleraktion** erinnere ich mich ganz besonders gut. Ich befand mich mit meiner Sekundarschulklasse jenseits der Limmat, und wir sammelten bis weit in den Morgen hinein eine grosse Menge Maikäfer. Das ergab erfreulicherweise einen ansehnlichen Geldbetrag in unsere Klassenkasse.

Damals, in den Kriegs- und Nachkriegsjahren war den Schulklassen vorgeschrieben, in jedem Monat einen Tag für die körperliche Ertüchtigung einzusetzen. Wir wanderten in der näheren Umgebung Dietikons, halfen im Herbst einem Landwirt beim Auflesen der herausgepflügten Kartoffeln, sammelten im Frühling des Maikäferflugjahrs die überhandnehmenden Schädlinge.

Da, plötzlich, als wir beim Aufsammeln der Käfer waren und unsere Büchsen und Kessel füllten, begannen in allen umliegenden Gemeinden die **Kirchenglocken** zu läuten. Wir wussten im ersten Moment nicht, was das feierliche, lang andauernde Läuten zu bedeuten hatte. Erst viel später, bei der Käfersammelstelle, wurde uns gesagt, der Radiosprecher habe mitgeteilt, im ganzen Land werde mit Glockengeläute das offizielle Ende des Weltkriegs (1939 - 1945) gefeiert.

Seither sind die Maikäfer im Limmattal mehr oder weniger ausgestorben. Früher frassen uns gelegentlich die Engerlinge im Garten beinahe allen Erdbeerpflanzen die Wurzeln ab, und wir fanden die Schädlinge massenhaft im Kompost. In Ottikon bei der Kyburg waren einst die gegen Westen gerichteten Wiesen ganz gelb, denn die Engerlinge hatten allen Wiesenpflanzen die Wurzeln abgefressen. Der Westwind hatte zwei oder drei Jahre vorher die Eier legenden Mäikäfer zu diesen Wiesen hergeblasen.

. Erst Ende Mai 2001, als das Fernsehen Bilder aus dem Haslital sendete, wurde ich wieder einmal an die **Engerlingsplagen** erinnert. Man sah, wie ein Landwirt auf seiner gegen die Flugrichtung geneigten Wiese die welken Grasbüschel mühelos wegziehen konnte, und wie darunter eine grosse Menge Engerlinge zum Vorschein kam.

Früher wusste man in unserer Gegend genau, wann ein sogenanntes „Zürcher Flugjahr“ ist. Heute kümmert sich kein Mensch mehr darum. Nun mussten wir erfahren, dass im Haslital 2001 die Landwirtschaft unter einem „Berner Flugjahr“ zu leiden hat!

In der letzten Zeit erschienen zwei interessante „Maikäfer-Aufsätze im „Limmattaler Tagblatt“, siehe Rückseite dieser Blätter!

Natürliche Methode im Kampf gegen Maikäfer

An Maikäfer haben viele Jugenderinnerungen und deshalb eine ungetrübte Beziehung zu den dicken ungelinken Krabblern. Bauern empfinden da anders. Im Flugjahr 2001 suchten Horden von Maikäfern Teile der Innerschweiz und des östlichen Berner Oberlandes heim, besonders stark das Haslital. Mit einer Pilz-Bekämpfung sollen schwere Schäden an Kulturland verhindert werden. In den letzten Wochen trafen die Maikäfer mit dem trockenen Wetter ohne Nachtfröste ideale Bedingungen an. Bleibe das Wetter anhaltend schön und trocken, sei ab 2002 in

den betroffenen Gebieten mit grossen Kulturschäden durch die Engerlinge zu rechnen, sagte Christian Schweizer von der Eidg. Forschungsanstalt für Agrarökologie und Landbau. Die Maikäfer tun sich vor allem an verschiedenen Laub- und Obstbäumen gütlich; als eigentliches Hauptschadensjahr gilt das zweite Jahr im dreijährigen Entwicklungszyklus der Maikäfer, wenn die von den Engerlingen verursachten Wurzel-Frassschäden manifest werden. Bekämpft wird der Maikäfer heute vorwiegend mit einer natürlichen Methode: Der befallene Boden wird mit dem so genannten Beauveria-Pilz geimpft, der die Engerlings-Populationen langfristig stark dezimiert. (sda/az)

Hilfe! Ich existiere nicht mehr!

Ich begreife, dass mich ferne Verwandte, Freunde und Bekannte vergessen und nur reagieren (oder auch nicht), wenn ich selbst mich wieder einmal bemerkbar mache.

Nun aber existiere ich auch bei der **Post** offiziell nicht mehr, was die folgende letztthin passierte Geschichte beweist. Bei mir traf Ende Mai 2001 der längst erwartete Brief ein, der mich auffordert, in den nächsten Tagen mit Pass oder Identitätskarte im Postbüro vorzusprechen. Wegen der Geldwäscherei-Bekämpfung muss die Post von allen ihren Kontoinhabern die Identität feststellen und registrieren.

Da ich schon am folgenden Tag im „Shopping-Center Spreitenbach“ zu tun hatte, nahm ich meinen Pass und meine Kontonummer mit und meldete mich im Vorbeiweg wunschgemäss im dortigen Postbüro. **Mein Pass wurde fotokopiert, meine Postchecknummer dazugeschrieben** und ich kaufte gleich noch einen Bogen Briefmarken.

Die Sache wäre somit für mich erledigt. Doch ach, nach zwei Tagen meldete sich das Spreitenbacher Postbüro telefonisch bei mir und erklärte, mein Pass sei schon viel zu lange abgelaufen. Die Registrierung meiner Person könne von der „höheren Poststelle“ nicht angenommen werden, ich müsse mit einem andern Ausweis nochmals vorbeikommen.

Am Telefon ergab sich nun ein **nettes Gespräch**. Ich sagte, wenn ich meinen Pass verlängern lasse und wieder vorbeikomme, dann stehe doch rein nichts anderes darin als vorher. Ich sei auch gar nicht besonders darauf erpicht, einen gültigen Pass zu besitzen, denn in meinem Alter von 89 Jahren beabsichtige ich voraussichtlich nicht mehr, ins Ausland zu reisen, war ich doch mehrmals in allen umliegenden Ländern der Schweiz, in England, Skandinavien, Israel und Amerika.

Die nette Person im Spreitenbacher Postbüro gab mir recht und schlug mir vor, vorläufig nichts zu unternehmen, sondern abzuwarten. Man wolle meinen Fall der „höheren Instanz“ erklären und vorschlagen, doch ein Auge zuzudrücken. Falls ich trotzdem nochmals wegen meiner Personalien bei der Post vorsprechen müsse, dann sei es für mich wahrscheinlich einfacher, zur Hauptpost in Dietikon zu gehen, der man alsdann den Fall übergeben werde.

Ich schaute **meine amtlichen Ausweise** durch und stellte lachend fest, dass sie alle viel älter sind als mein abgelaufener Pass! Da liegen in meiner Dokumentenmappe schöne Fähigkeitsausweise und Lehrerpateente aus den Dreissigerjahren, Schriftenempfangsschein und Familienbüchlein aus den Vierzigerjahren und vieles mehr. Sogar mein im Verkehr immer noch gültiger **Fahrausweis** ist viel älter als mein Pass. Also existiere ich für die Post gar nicht mehr!

Innerlich lächelnd wartete ich tagelang auf eine Meldung der Post. Da ich ein halbes Jahrhundert lang, d.h. von 1934 bis 1984, in Dietikon Sekundarschülerinnen und Sekundarschüler unterrichtete, kennen mich hier sehr viele Leute. Ich habe sogar oft das Gefühl, es kenne mich in unserer Stadt jedermann, ausgenommen sind **nur die Post und die Ausländer**.

Mein Auto aber, der neue Volvo, existiert, denn dieses Fahrzeug besitzt im Gegensatz zu mir einen ganz neuen Ausweis. Weil ich mit einem Anruf der Hauptpost rechnete, legte ich alle meine uralten Ausweise bereit, ausserdem den alten Fahr- und den neuen Fahrzeugausweis sowie das Halbtax-Abonnement, denn für die Bahn existiere ich ja noch.

Endlich traf, wie ich befürchtet hatte, der **Anruf der Hauptpost Dietikon** bei mir ein. Die „höhere Stelle der Schweizerpost“ hatte kein Auge zugedrückt! Ich musste mit all meinen andern Ausweisen, die viel älter waren als mein Pass, in Dietikon vortrabem. Die Anruferin erklärte mir, zwei Tage zuvor sei in Dietikon das gerechte **Ticket-System** eingeführt und die Post mit einem Coop-Laden kombiniert worden. Ich aber dürfe mich ausnahmsweise ohne Ticket direkt am Schalter sechs bei ihr melden, sie nehme mich „zwischenhinein“, so dass ich nicht lange warten müsse.

Als ich zur Hauptpost kam, waren alle **Sitzgelegenheiten** mit „Nümmerlibesitzern“ besetzt, die warteten, bis ihre Nummer aufgerufen, d.h. mit einem Lichtsignal angezeigt wurde. Ausserdem hatte sich vor dem „Nümmerliapparat“ eine lange **Menschenschlange** bis weit in den Coopladen hinaus gebildet.

Ich wurde ziemlich komisch angeschaut, als ich ungeniert und zielstrebig, ohne zu warten wie all die braven andern, auf den Schalter sechs zustrebte. Die Dame am Schalter begrüßte mich sogleich mit meinem Namen, und in der Tat, wahrscheinlich zum grossen Ärger all der vielen Wartenden, wurde ich bedient.

Ich war gespannt, was man zu meinen Dokumenten sagen würde. Die Postangestellte kopierte meinen Schriftenempfangsschein und meinen uralten Fahrausweis, und ich hoffe, dass die „höhere Stelle“ der Post nun endlich zufrieden ist.

Nachtrag zu den Ohnmachtsanfällen. Schon früher beschrieb ich ausführlich unsern Töff-Unfall ausserhalb von Dübendorf. Vor vielen Jahren fuhren wir auf unserm roten, vespaähnlichen Roller „**NSU-Prima**“ in der kalten Weihnachtszeit zu einem Mozart-Konzert, in dem Inge Bär als Solistin auftrat.

Auf der Heimfahrt, spät in der Nacht, stürzten wir vor einem Bauernhaus, wo über die Strasse fliessendes Wasser zu einer gefährlichen Eisschicht gefroren war. Das Motorrad rutschte auf dem Eis schlagartig unter uns nach links. Ich wurde nach rechts auf den harten Strassenbelag geschleudert, wo ich mit meinem ungeschützten Kopf hart aufschlug. Damals war leider das Schutzhelmtragen noch völlig unbekannt. Maria blieb zum Glück unverletzt, entwickelte grossen Mut und stoppte die noch verkehrenden Automobile.

Jemand stellte unsern Roller neben die Scheune, wo wahrscheinlich Fässer gewaschen worden waren, mich Bewusstlosen legte man in den Strassengraben. Auch die Polizei wurde herbeigerufen. Da aber ausser meinem Kopf nichts beschädigt worden war, hatte diese nichts weiter zu unternehmen.

Jeder denkt, so ein wuchtiger Aufschlag des Kopfes auf der Fahrbahn müsse doch ganz ordentlich weh getan haben. Das war aber gar nicht der Fall. Ich verspürte **nicht die geringste Spur eines Schmerzes**. Es war geradezu „schön“, eine Art schlagartiger „Erlösung“. Als mich ein hilfsbereiter Samariter von hinten unter den Schultern fasste, um mich aufzurichten und in den grossen Gepäckraum eines Autos zu einzuladen, da sagte ich: „Lasst mich noch ein Weilchen liegen, ich bin noch nicht ganz da!“

Nach der Behandlung beim Arzt, nahm uns der freundliche Polizist mit zum Taxistand in Dübendorf. Kollege Heinz Zeller holte am folgenden Tag unsern nur wenig beschädigten Roller. Wegen der meiner Meinung nach sicher ganz fälschlicherweise diagnostizierten „schweren Gehirnerschütterung“ musste ich zwei Wochen lang im Bett liegen.

Eiterungen

Meine Mutter, Mina Klenk, geborene Feuchter, hatte unter Eiterzähnen, d.h. unter Granulomen, zu leiden. Ihre Zähne wackelten, und wir sahen später einen Zusammenhang mit der **Erblindung eines ihrer Augen**. Die folgenden beiden Schreiben kamen mir in die Hand:

Ludwig Müller-Uri. Soester Strasse 22, Berlin-Lichterfelde-Süd.

Gegr. 1835.

Vorläufig ständige Adresse für die Schweiz: bei Franke,

Engestrasse 7. Bern. Telefon Nr. 3 44 80.

Ich teile Ihnen mit, dass ich vom 19. - 26. August in Zürich, Hotel Jura, Stampfenbachstrasse zu treffen bin und künstliche Augen herstelle.

Sprechzeit 08.00 - 16.00 Uhr.

Ludwig Müller-Uri.

Auf diesem ersten Schreiben steht leider keine Jahrzahl. Auf dem nun noch folgenden zweiten steht von mir beigefügt **1947**.

Ludwig Müller-Uri. Luzern, Pilatusstrasse 18.

Hierdurch teile ich Ihnen mit, dass ich vom 7. bis und mit 12. November in Zürich, Hotel Jura, Stampfenbachstrasse 26, zu sprechen bin und künstliche Augen herstellen werde. Sprechzeit von 8 bis 16 Uhr.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen mitteilen, dass ich Niederlassung für Luzern bekommen habe und bitte Sie, Anfragen etc. künftighin nach Luzern, Pilatusstrasse 18, zu richten. Vor einem Besuch in Luzern erbitte ich schriftliche Anfrage, da ich öfters verreist bin.

Hochachtungsvoll

Ludwig Müller - Uri.

Einmal durfte ich meine Mutter zum Augenfabrikanten begleiten. Der Herr zeigte uns schön reihenweise angeordnet in seinen Koffern viele hundert sehr schöne Glasaugen, die ich mir vor dem Besuch beim Augenkünstler als Kugeln vorgestellt hatte. Es waren aber eher leicht nach vorn gewölbte etwa fünf Millimeter dicke, mehr oder weniger kreisförmige Platten mit schön abgerundetem Rand.

Meiner Mutter Glasaugue war in Farbe und Grösse genau so wie ihr lebendes Auge. Wer nicht wusste, dass eines ihrer beiden Augen künstlich ist, der bemerkte dies gar nicht.

Weil ich meiner Mutter „Zahn und Augengeschichte“ miterlebt hatte, nahm ich **Eiterherde** sehr ernst. Es war damals üblich, Kindern ihre eitrigten Mandeln mit Stumpf und Stiel aus dem Rachen zu entfernen. Auch ich war wegen Halsweh drauf und dran, diese Operation vornehmen zu lassen. Meine Mutter, die bei Bircher-Benner in Behandlung war, besprach dieses Problem mit ihrem Arzt, der eine bessere Methode kannte, die sich „**Elektro-Thermo-Koagulation**“ nennt.

Ich besuchte bereits die Kantonsschule in Zürich. Eines Tages wanderte ich abends nach dem Unterricht hinauf zur Klinik Bircher-Benner am Zürichberg. Der freundliche Arzt erklärte mir sein Vorgehen, hielt einen Stift auf meine kranke Mandel und schaltete für einen sehr kurzen Augenblick mit dem Fuss den Strom ein. Der stechende Schmerz war erträglich. Als der Vorgang rechts und links mehrmals wiederholt worden war, sagte Dr. Bircher: „In den nächsten Tagen werden die elektrisierten Stellen weiss und lösen sich dann langsam auf.“

Dieser Vorgang wurde im Abstand von etwa einer Woche mehrmals wiederholt, dann aber stellte der Arzt fest: „Nun bin ich überall auf dem gesunden Gewebe der Mandeln, die nun weiter ihren Diest tun können!“

Ludwig Müller-Uri
Soester Strasse 22
Berlin-Lichterfelde-Süd
Gegr. 1835

vorläufige ständige Adresse für die
Schweiz:
bei Franke, Engestrasse 7, Bern
Telefon Nr. 3 44 80

Ich teile Ihnen mit, dass ich
vom 19. - 26. August in Zürich, Hotel Jura, Stampfenbachstrasse
zu treffen bin und künstliche Augen herstelle.

Sprechzeit: 08.00 - 16.00 Uhr.

Ludwig Müller-Uri

Ludwig Müller-Uri
L u z e r n
Pilatusstrasse 18

1947

Hierdurch teile ich Ihnen mit, dass ich
vom 7. bis und mit 12. November in Z ü r i c h , Hotel Jura
Stampfenbachstrasse 26

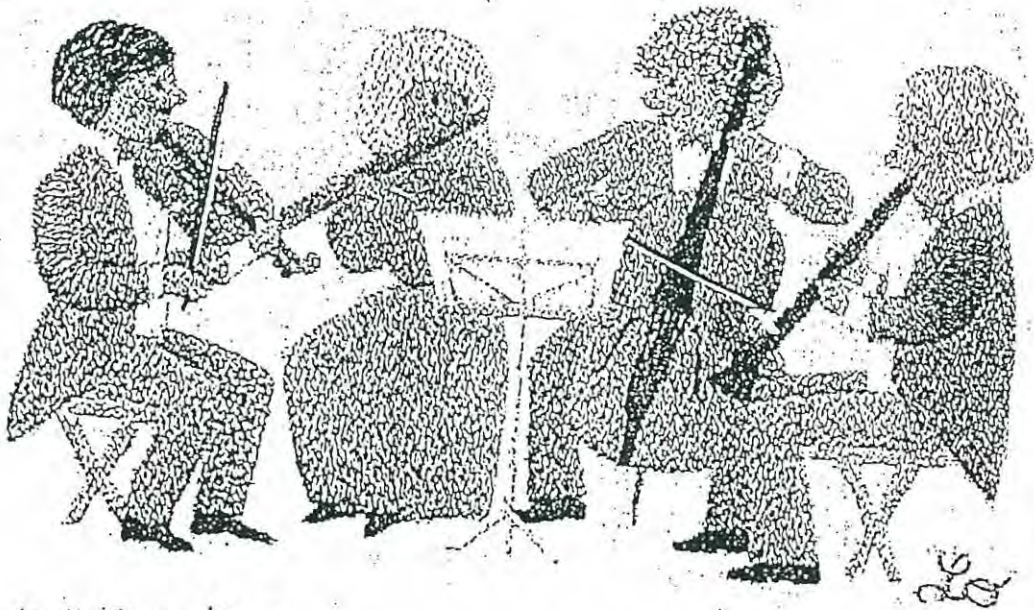
zu sprechen bin und künstliche Augen herstellen werde.

Sprechzeit von 8 bis 16 Uhr.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen mitteilen, dass ich
Niederlassung für Luzern bekommen habe und bitte Sie, Anfragen
etc. künftighin nach Luzern, Pilatusstrasse 18, zu richten.
Vor einem Besuch in Luzern erbitte ich schriftliche Anfrage, da
ich öfters verreist bin.

Hochachtungsvoll

Ludwig Müller - Uri



K. Wenk, Holzquatt 15
 8953 Dietikon
 01/740 86 87
 vormittags ev. 01/740 48 54

2000

Sehr geehrte Frau Stöcklin.

Soeben kam Colette Scheffner bei mir vorbei und verkündete, Sie könnten nach den Sommerferien eine unserer Volksbauzproben besuchen, was uns natürlich sehr freut.

Seit Monaten frage ich die folgenden drei beigehefteten Seiten in unsere Proben, und zwar mit dem Hintergedanken, sie einer aufsuchenden Person zu geben, die sich für unsere Gruppe interessiert!

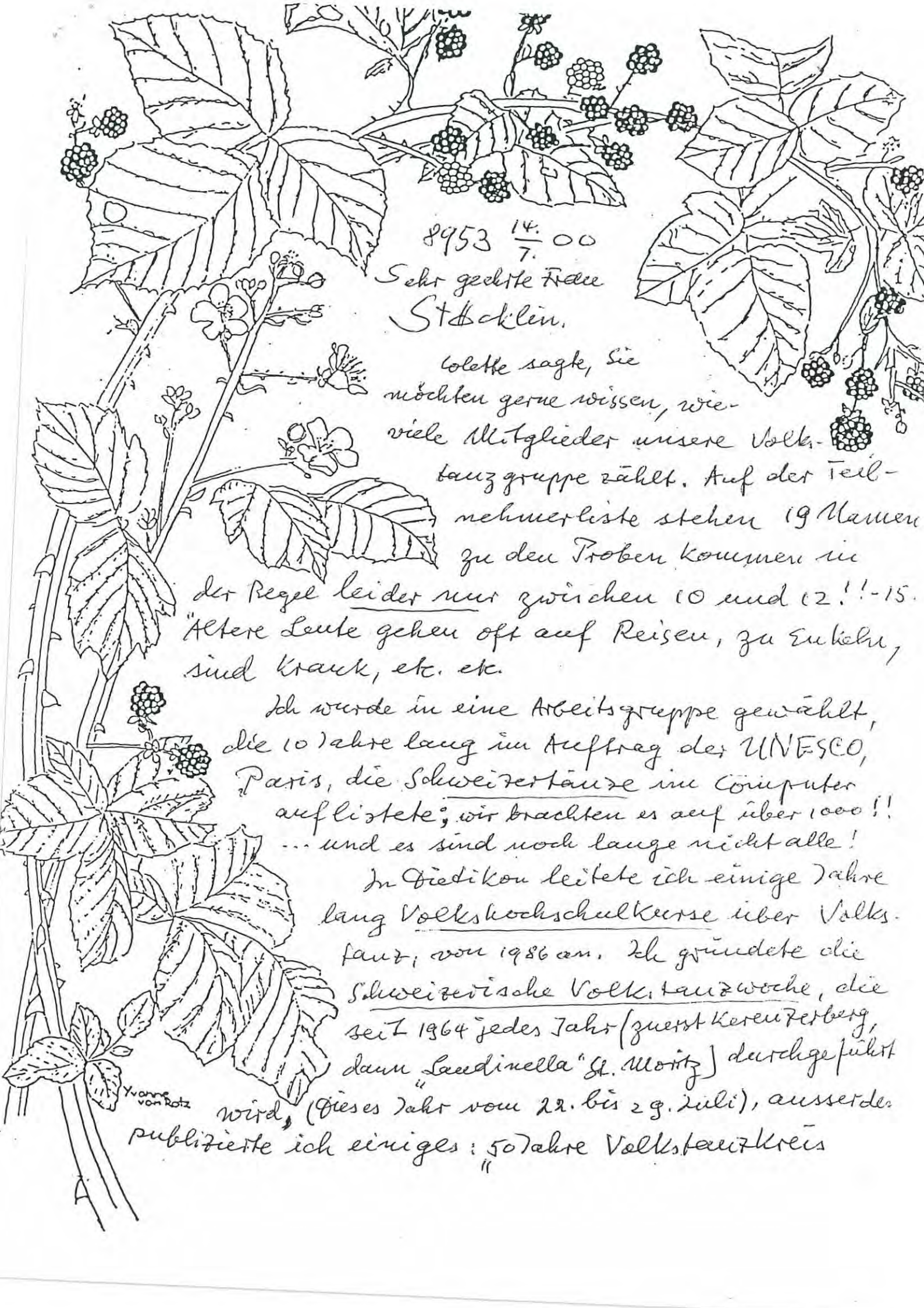
Stichwörter zum Thema Volkstanz.

(1)

- Wie in der Volksmusik, im Volkslied, im Volkstheater, in der Volkskunst, aber auch in der klassischen Musik und überall in Kunst und Kultur, so reicht auch beim Volkstanz das Spektrum vom Kitsch bis zur höchsten Stufe der Kunst!
- Wenn im Zusammenhang mit Volkstanz von "Festival" die Rede ist oder wenn "Geld" eine Rolle spielt, dann ist der Volkstanz in höchster Gefahr! Er wird durch Konzessionen verfälscht.
- Eine Volkstänzerin, ein Volkstänzer kann nicht einfach "Volkstanz gehen" (wie etwa Leute bei einem "normalen" Tanzanlass); Volkstänzer müssen einer mehr oder weniger geschlossenen Gruppe angehören, wo sie gemeinsam ihre Tänze erlernen, wiederholen, perfektionieren und sich an jedem gemeinsamen Fortschritt freuen.
- In Diëtikon sind Wir die offizielle Pro-Senectute-Senioren-Volkstanzgruppe, die seit 1980 regelmässig (Ausnahme August) jede Woche ihre Tanzprobe durchführt. Ursprünglich tanzten wir in verschiedenen Kindergartenlokalen, im Singsaal oder der Turnhalle eines Schulhauses, nun aber seit vielen Jahren im hellen und freundlichen Saal des AGZ (=Alters- und Gesundheitszentrum, Diëtikon).

- Was ist eigentlich typisch für den Volkstanz, und was unterscheidet ihn vom „Gesellschaftstanz“ und von den kommenden und gehenden „Tanzmoden“?
- Der Volkstanz ist zeitlos. „Nichts ist jünger als ein alter Tanz!“ Im Volkstanz kommen auch Rumba, Samba etc... figuren vor, auch der „Tango“ u.a. ist Teil des Volkstanzes.
- Bei den Modetänzen ist man entweder „in“, wenn man jung ist und mitmacht, oder man gehört nicht dazu und ist „out“! Ganz anders der Volkstanz. Er ist an kein Alter gebunden. In echten Volkstanzgruppen tanzen Junge und Alte mit einander - niemand wird ausgegrenzt (Beispiel: Volkstanzkreis Fürth: Die jüngsten Mitglieder sind 16 Jahre alt, jedes Alter ist vertreten bis zum beweglichen 88-Jährigen).
- In der Regel gehört zu einer Volkstanzmelodie nur ein einziger ganz bestimmter Tanz, und es gibt deren in jedem Schwierigkeitsgrad, vom einfachen Marsch bis zum 7/8 Takt mit kompliziertem Taktwechsel,...
- Ein Volkstanz besteht immer aus ganz bestimmten „Figuren“, wobei in der Regel zum gleichen Musikteil (Wiederholung der Musik) auch wieder die gleiche Figur getanzt wird.
- Volkstanz muss also erlernt werden. Bei jedem neuen Rhythmus, bei jeder erfassten Figur (Polka, Kreuzpolka, Schottische, Walzer, Mazurka, Chaine, Crochet, etc...) hat der Lernende ein wohlthuendes Erfolgs erlebnis.

- Volkstanz ist keine „mechanische“ Bewegung. Das Gehirn wird gefordert - memorieren, vorausdenken. Die Reihenfolge der „Figuren“ muss genau beachtet werden. Der Volkstanz ist also in erster Linie Kopfarbeit, er fördert und trainiert Körper und Geist!
- Viele Volkstänze verlangen einen häufigen zur Choreographie gehörenden Partnerwechsel. Der Volkstänzer tanzt mit der Gruppe, nicht mit einem Partner. Man trifft im Verlauf vieler Volkstänze mit neuen Partnern zusammen, was zur Gemeinschaft führt. Die Tänzenden sind nicht isoliert.
- Die Zahl der Schrittarten und Tanzfiguren geht ins Unendliche.
- Seit 1980 tanzen wir in Dätikon etwa 500 verschiedene den Fähigkeiten unserer Seniorinnen und Senioren angepasste Volkstänze. Stets präsent (und in Arbeit) sind in unserer Tanzgruppe etwa zwanzig Volkstänze, von denen etwa die Hälfte aus der Schweiz stammen. Auch im Ausland kennt man hübsche Volkstänze.
- Wer körperlich und geistig „fit“ und „jung“ bleiben will, der schliesst sich unserer Gruppe an. Leider sterben vor allem die Männer zu früh!
- Im Computer (bei Martin Wey, Stetten) sind über tausend Schweizerische Volkstänze registriert. UNESCO.



8953 $\frac{14}{7}$ 00

Sehr geehrte Frau
Stöcklin,

Colette sagte, Sie
möchten gerne wissen, wie-
viele Mitglieder unsere Volk-
tanzgruppe zählt. Auf der Teil-
nehmerliste stehen 19 Namen
zu den Proben kommen in
der Regel leider nur zwischen 10 und 12!!-15.
Ältere Leute gehen oft auf Reisen, zu Enkeln,
sind krank, etc. etc.

Ich wurde in eine Arbeitsgruppe gewählt,
die 10 Jahre lang im Auftrag der UNESCO,
Paris, die Schweizer Tänze im Computer
auflistete; wir brachten es auf über 1000!!
... und es sind noch lange nicht alle!

In Dietikon leitete ich einige Jahre
lang Volkshochschul Kurse über Volks-
tanz; von 1986 an. Ich gründete die
Schweizerische Volkstanzwoche, die
seit 1964 jedes Jahr (zuerst Kerenferberg,
dann "Saadinella" St. Moritz) durchgeführt
wird, (Dieses Jahr vom 22. bis 29. Juli), ausserdem
publizierte ich einiges: 50 Jahre Volkstanzkreis
"

Zürich, "40 Jahre Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volks-
landkreise [ASV]." Die schweizerischen Volksbauz pioniere
Albert Gos, Pierre Bördier, Hannu Christen, Emile Jaques-
Dalcroze, Henri Esseiva, Jo Baeriswil, Louise Witzig,
Klara Stern, Maja Baer, Emil Spiegelberg, Willy Chapuis,
Annelis Aemis, Heinz Baumann, Georges Plus, Yolanda
Morf-Pelli, Ernst Brunner, Haumes Wirth, ... ver-
öffentlicht in Wien unter dem Titel der Volksbauz
in der Schweiz: "... Aufsätze in der Schweiz. Lehrer-
zeitung", in der "Neuen Schulpraxis" und anderswo!

Trotz all diesen Anstrengungen sind im In-
und Ausland die Volksbauzstimmten und Volks-
Ländler eine verschwindend kleine Minder-
heit innerhalb der Gesamtbevölkerung.

Beim Volksbauz handelt es sich um
ein "Hobby", um eine schöne, unwichtige
Nebensächlichlichkeit, neben Beruf, Familie etc.
Es ist ähnlich wie bei der Hausmusik, wo
auch die wenigsten Leute selber musizieren.

Es wäre noch vieles zu sagen! Ich hoffe,
dass Sie in meinen Angaben etwas finden
können, das Sie interessiert.

Mit recht freundlichen
Grüssen

Karl Klauk

Also am 4. 11. 18. Sept. 2000
13 Uhr 45 - 14. Okt 15 im
AGZ, Oberdorfstrasse

Diese Behandlungen meiner **Rachenmandeln** in der Bircher-Benner-Klinik dauerten jeweils nur wenige Minuten und konnten „im Vorbeiweg“ durchgeführt werden. Alles Eitrige und alles Kranke wurde portionenweise entfernt. Die gesunden Reste besitze ich auch heute noch.

Auch an verschiedenen meiner **Zähne** bildeten sich Wurzel-Eiterungen. Zum Zahnarzt sagte ich dann jeweils, er solle doch den schmerzenden Zahn entfernen. Mehrmals erfüllte er mir meinen Willen. Dann aber, bei einer weiteren Eiterung, hoffte er, mehr verdienen zu können und meinte, einen kranken Menschen schlage man ja auch nicht gleich tot, er wolle versuchen, den Zahn mit einer Wurzelbehandlung zu heilen.

Ohne von diesem neuen Vorgehen völlig überzeugt zu sein, willigte ich ein. Die Wurzelbehandlung dauerte mehrere Wochen, und statt „Extraktion mit Injektion“ stand nun mit einem viel höheren Betrag „Wurzelbehandlung“ auf der Rechnung. Der so gerettete Zahn blieb mir noch lange erhalten. Ich bin überzeugt, dass ein gutes Gebiss viel zur Erhaltung der Gesundheit beiträgt.

Als Zahnarzt Dr. Kraatz von Dietikon wegzog, gelang es Maria und mir, von Dr. Aepli „angenommen“ zu werden. Von ihm werde ich seither zweimal im Jahr zur Kontrolle aufgeboten. Sämtliche Zähne werden professionell gereinigt und der kleinste Schaden wird sofort behoben. Schon Dr. Kraatz hatte die gelegentliche **Anfertigung einer Zahnprothese**, als Ersatz der untern Backenzähne, empfohlen. Dr. Aepli aber nahm diese schwierige und teure Angelegenheit sofort in Angriff.

Bevor der Zahnarzt mit dieser komplizierten Arbeit begann, stellte ich ihm dummerweise eine **freche Frage**. Ich wollte wissen, ob diese lange und schwierige Prozedur auch mir und nicht nur ihm nütze! Darauf antwortete er, mit den neuen untern Backenzähnen könne ich bestimmt viel besser beißen als ohne die geplante Prothese.

Er verfertigte Abgüsse, die er ins Laboratorium nach Zürich schickte. Auch ich musste zur Erledigung dieser Angelegenheit zweimal dieses Labor aufsuchen. Die neuen Zähne haben sich nun schon jahrelang bewährt.

Gelesen: „**Hurrikan**“, Fortsetzungsroman im „Limmattaler Tagblatt“ des erfolgreichen Krimi-Autors **Dick Francis** aus England. Dieser Roman erschien vom 17. März bis 1. Juni 2001. Die Fortsetzungen hatte ich laufend gesammelt, so dass ich den ganzen Roman in einem Zug an Pfingsten, am 2. und 3. Juni 2001 lesen konnte.

Francis war als einer der besten Jockeys auf den Rennbahnen bekannt. Ein mysteriöser Sturz setzte seiner Karriere ein Ende, und in den Sechzigerjahren erschienen seine ersten Kriminalromane, die weltweit grossen Erfolg hatten.

Der Zürcher Diogenes-Verlag veröffentlichte mit „Hurrikan“ einen neuen Roman dieses Engländers, der im Jahr 2000 achtzig Jahre alt wurde. Zwei Meteorologen lernen bei Pferdesportlern reiche Amerikaner kennen. Sie werden von diesen nach Miami eingeladen. Ausgerüstet mit allen erdenklichen Messgeräten fliegen sie mit dem modernen Sportflugzeug dieser Amerikaner hinein bis ins Auge des Hurrikans.

Das Flugzeug geht bei diesem Abenteuer verloren. Der Pilot kann sich mit einem Schlauchboot retten, der Ich-Erzähler wird auf eine kleine nicht mehr bewohnte Insel verschlagen. Die Geschichte wird nun immer geheimnisvoller und krimineller.

Auf der Insel trinkt der Gerettete Milch von wild lebenden Kühen und zieht sich so eine noch nicht bekannte neue Krankheit zu. In einem Bunker auf der angeblich verstrahlten Insel, die seinen amerikanischen Bekannten gehört, findet er geheimnisvolle Schriftstücke in fremden Sprachen. Nach und nach erkennt er auch, dass „seine“ reichen Amerikaner bei Pferderennen in England und Deutschland einen geheimen Handel mit spaltbarem Material betreiben, das zur Herstellung von Atombomben benötigt wird.

Da der Erzähler zu viel von den geheimen aber lukrativen Schiebereien der Amerikaner weiss, gerät er in allergrösste Lebensgefahr. Die Geschichte wird immer spannender. Doch als endlich die Kriminalität der „Unified Trading Company“ aufgedeckt ist, kommt der Erzähler mit dem Leben davon und heiratet schliesslich die Pflegerin seiner Grossmutter.

Soeben, am 5. Juni 2001, trifft bei mir eine **Postkarte aus Spanien** ein. Sie zeigt mit Phantasiehintergrund die Alhambra von Granada. Der Text lautet: *Lieber Herr Klenk. Auf unserer „Schulreise“ Sek.Klasse 1944 - 45 sind wir von Madrid via Cordoba und Sevilla in Granada angekommen. Schon haben wir viel Schönes gesehen, und morgen fahren wir durch das Land von Don Quijote zurück nach Madrid. Ganz herzliche Grüsse. Rösli und Jakob Graf. Rolf Stapfer. F. Hecht. Hanny. Hildegard. Heidi Sch. Sepp. Agnes.*

Am 7. Juni 2001 telefonierte ich Rolf Stapfer, der mir Auskunft geben konnte, zu welchen Personen die verschiedenen Vornamen gehören. Gelegentlich bekomme ich Postkarten, unterschrieben mit „Hans“ und „Fritz“, und ich finde mit allem Nachdenken nicht heraus, was für ein „Hans“ oder „Fritz“ mir da geschrieben haben könnte. Es wäre gut, wenn die Personen, die mir Grüsse senden, auch ihren Familiennamen oder irgend ein anderes Attribut beifügen würden, z.B. „Aktivdienst-Kamerad 1939 bis 1945“ oder „Teilnehmer am Volkstanzkurs auf dem Kerenzerberg“....

Der Vollständigkeit halber folgen hier die Namen der ehemaligen Schülerinnen und Schüler: Franz Hecht, Hanny Reusser, Hildegard Enderli, Heidi Schmid, Therese und Franz Tiefenbacher, Agnes Fürst, Sepp Bättschmann. Da Rösli und Jakob Graf (Sohn Pfarrer Grafs von Urdorf) seit vierzig Jahren in Madrid wohnen, organisierten sie für die ehemalige Sekundarschulklasse die „Schulreise“ durch Andalusien, wie wenige Jahre zuvor Agnes Fürst, die in Los Angeles lebt, die Amerikareise für diese Schulkameraden organisierte.

Die 161. Seniorenwanderung führte am 27. März 2001 vom Gasthof Rössli, Illnau, durchs Hüenerbachtobel, über Luckhausen und den Aussichtspunkt Tätschenrain nach First und von dort zur **Kyburg**. Nach dem Mittagessen im Rest. zur Linde hatten wir Gelegenheit, die Burg zu besichtigen.

Im Hof der Burg ist ein grosser Brunnen. Der wurde in den Dreissigerjahren gelegentlich mit Brettern zugedeckt, so dass drauf die Musikanten zum Musizieren Platz nehmen konnten. In einer sehr schönen Sommernacht erlebte ich hier mit den Gebrüdern Gysi die mit mir an der Uni studierten, eine unvergessliche Serenade und wanderte mit ihnen durch den dunkeln Wald zurück nach Winterthur.

In der Burg ist vieles umgestellt worden. Die ungeheuerliche „eiserne Jungfrau“ z.B. wurde in den obersten Stock verbannt. Über Ettenhausen und Chämleten gelangten wir nach Kempththal, liessen also das mir bestens bekannte Ottikon links liegen.



161. SENIORENWANDERUNG

Dienstag, 27. März 2001

VORFRÜHLING AUF DER KYBURG

- Besammlung: 8.00 Uhr Bahnhof Dietikon
- Abfahrt: 8.17 Uhr S3 nach Illnau, an 8.54h (506 m ü.M.)
- Kaffeehalt: 9.05 Uhr Gasthof Rössli, bis 9.40 Uhr
- Wanderung: Hüenerbachtobel - Luckhausen -
Aussichtspunkt Tätschenrain (678)- First -
KYBURG (629 m ü.M.) ca- 2 1/2 Std.
- Mittagessen: ca. 12.00 Uhr Restaurant Linde (Kyburg)
Nach dem Mittagessen: Gelegenheit zur Besichtigung der Kyburg.
- Weitermarsch: 15.20 Uhr über Ettenhausen - Chämleten nach
Kemptthal.
- Rückreise: 16.39 Uhr S7 ab Kemptthal nach Hardbrücke,
ab Hardbrücke mit S3 oder S12 nach Dietikon.
Ankunft in Dietikon: 17.11 Uhr oder 17.29 Uhr.
- Anmeldung: Bis spätestens Montag, 26. März 2001 9.00 Uhr
Bahnhof Dietikon, Tel. 740 81 06
- Bei zweifelhafter Witterung:
Auskunft Montag 26.3.2001 Tel. 740 30 92
oder 740 05 92
von 10.00 Uh - 13.00 Uhr und ab 17.00 Uhr
- Ausrüstung: Wanderschuhe und Regenschutz
- Wanderleiter: Bruno Maier / Maria Scherrer
- Erreichbar während der Wanderung über
Natel 079 486 83 34

urg

n wollten...

zu- und herging

rn gegenüber

tigte

ästen aufsuchte

Grün aus Kauf-
förderin

aus Weisslingen

stung trug

für die Reise

n König in seinen

Jungfrau

gebaut wurde

sitzer der

s hatte

e Museum

n Sie mehr über

tliches Leben

uf dem Land.

htertag

n, Folterkammer.

rauch» des

vögtin oder

licher Steinmetz.

nach dem

en über

a Jahrhunderts.

Katalog

Zur Ausstellung erscheint ein reichbebildeter 180-seitiger Katalog in handlichem Format. Er dient der Vorbereitung der Ausstellung und ist ein Erinnerungsstück. Die Besucher finden Texte der Ausstellungen und ausgewählte Bilder wieder. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler geben Hintergrundwissen zur Ausstellung und vertiefte Informationen zu einzelnen Themen weiter. Katalog und Ausstellung machen das Leben der Leute auf der Landschaft und die wechselseitigen Beziehungen zwischen Stadt und Land lebendig. Sie fordern auf zum Entdecken und Vergleichen. Manches wird überraschen, vielleicht nachdenklich machen oder auch belustigen, manches wird auch die grosse Distanz zeigen, die uns von der Zeit der Ritter und der Landvögte, deren Familien und den Untertanen trennt.



Immer wieder finde ich **ganze Bündel total vergessener Notizen** zu allen möglichen Themen, die ich vor Jahren nebenbei bearbeitete. Hier folgen einige Entwürfe, die das erste Enkelkind betreffen:

Über **Joachim Klenk**, geb. im Febr. 1977 im Spital Thun.

Hinter Glas

Gschützt und ghüetet
i de Schtilli,
hinter dickem Glas
liit es Mäntschli
und weiss nüüt
vo dere chalte Wält.

Jetzt, uf Bschtellig
wird das Chindli
vo der Schwöschter gholt.
Erscht füzg Schtunde
isch er daa,
euse Jochi-Maa!

Kein Blick für eus!
De Schwöschter ire Finger
rutscht sBäggli ab und uuf...
Snützt nüüt,
er schlaaft,
mer sind em z'vil!

Und d'Auge hät er zue.
Er wott jetzt sini Rue!
Er isch en Chliine
und en Fiine.
Er laa si nüd wecke.
Er laa si nüd necke.
Er luegt niemer aa!

Febr. 1977.

De Jochi lacht!

Scho feuf Mönnet isch de Jochi da,
vil mee als hundert Tääg.
Er schtützt si uuf und lacht mi aa.
Er kännt mi, sisch kä Fraag!

Un daas isch zSankt Moritz passiert,
Bim Kurkonzert und au am See.
Per Wägeli si miir schpaziert -
Und händ der Opa gseeh!

Juli 1977.

S' erscht Konzert

(De Jochi schpillt Cembalo, 25. 09.1977)
Los, i ghöre fiini Tönli!
Us de Schtube? Vom Büro?
Det sitzt sMüeti mit siim Sööhnli
serschte Maal am Cembalo.

Sibe Mönnet und ein Taag alt
Isch dä munzig chliini Chnopf
drängt zun Taschte, wott au schpile;
d'Musig hät er jetzt im Chopf.
Unermüedlich haut de Jochi
mit de flache Händ uf d'Taschte,
und wänns schtill wird, druckt er no chli mee.
Das git gueti Musig us dem bruune Chaschte!
No es Töönli, wien es Tröpfli,
macht de Duume hindedrii.....
Nachre tüüf empfundne Pause
chunt no sGes vom chline Fingerli.
Jetzt muess de Jochi gschwind no dSiite chere,
un dänn gaats vo Neuem loos.
Alli Finger müend si weehre.
Die Musik wird ganz famoos!
S o ganz flott,
mit siine chliine Händli,
schpillt eus de Jochi hüt
siis erschte Ständli.

D'Schpraach

De Jochi cha nüd rede,
 no nüd en einzigs Wort. -
 Aber zeige mit em Fingerli,
 wo d'Schoggi isch,
 das chan er scho - und guet,
 und machts au,
 wänn er Schoggi wott!
 (03.08.1978)

Ui - ui - ui!

Wänn öpis abegheit, verheit, verbricht,
 Dänn seit de Jochi: „Ui - ui - ui!“
 mit truurig ernschtem Gsicht.
 Geschter, bim Spazieren im Quartier
 bliibt er am Haag vom grosse Garte staa..
 seit „ui - ui - ui“ und wott nüd wiiter gaa.
 Was isch passiert?
 Was isch verheit?
 Was hät de Jochi für e Chlaag?
 Was bliibt er truurig schtaa?
 -s isch Herbscht,
 de Gartzewerg isch nümme daa!!
 (20.11.1978)

De Jochi fangt aa rede!

Was dänkt ächt sonen Chliine,
 wo wie-n-en Grosse redt?
 Mer gänd em gueti Sache -
Er seit öis, was er wett!
 „Da, iss das feini Rüepli,
 sisch gsund und guet und frisch!“
 Was seit öis daa das Büepli
 mit ernschtem Blick und gschwind?
 „Bitti nöd!
 das isst der Adrian,
 miis chliine Brüederli!“
 (09.03.1980)

In den weggeschafften Briefen, die in der Nachkriegszeit, nach 1945, bei uns in der Schweiz eintrafen, bedanken sich die von uns beschenkten Personen.

Tante Mina und Onkel Karl Feuchter hatten bei einem Bombenangriff auf die **Farbenfabrik in Ulm** all ihr Hab und Gut verloren, denn ihre Wohnung befand sich mehr oder weniger in dieser Fabrik, die Tante Paula und Onkel Ludwig Feuchter gehörte. (Ernst, Ludwig und Karl waren die Brüder meiner Mutter).

Am allerschlimmsten erging es Mina und **Karl**. Sie verloren samt allem Hab und Gut auch ihren einzigen Sohn Heinz, der irgendwo bei Stalingrad im Krieg ums Leben kam. Tante Mina hoffte zwar, so lange sie lebte, auf irgend eine Nachricht von ihm, denn sie dachte, er könnte vielleicht in russische Kriegsgefangenschaft geraten sein.

Meine Eltern schickten Mina und Karl durchs schweizerische Arbeiterhilfswerk einen Tisch, zwei Stühle und ein Bett, so dass sie in ihrem Gartenhaus ausserhalb 357, Oerlingertal bei Ulm, überleben konnten. Eines Tages besuchten wir die beiden äusserst dankbaren Verwandten in ihrem kleinen Gartenhaus.

Tante Paula und Onkel **Ludwig** wohnten in einer Villa an der Lichtensteinstrasse 18, ausserhalb des Stadtzentrums von Ulm. Auch sie verloren im Krieg einen Sohn namens Walter, der Kaufmann war, und den wir einst in Heidelberg besuchten. Ihr anderer Sohn Kurt, verheiratet mit Georgine, war interniert im „Lager 74. B.III“. Er führte später das Farbengeschäft weiter.

In einem ihrer Briefe von 1949 bittet Tante Paula um Briefumschläge, die so rar seien wie Fett!

Tante Mina und Onkel **Ernst** wohnten in der Nachkriegszeit bereits in Wüstenroth. Sie verloren keinen ihrer beiden Söhne im Krieg. Doch wie alle andern mussten auch sie hungern. Es wurden ihnen zwar auf den Rationierungskarten genügend Lebensmittel zugeteilt. Doch in den Verkaufsläden war oft gar nichts zu bekommen. Meine Eltern schickten daher Verwandten und Bekannten mehrmals Verpflegungspakete mit Mehl, Zucker, Teigwaren, Fett, Kaffee, Schokolade, Nüsse, Dörrobst und andern Lebensmitteln nach Wüstenroth und anderswo hin.

Onkel Ernst war damals wegen Geschwüren und Hämorrhoiden, die operiert werden mussten, fünf Wochen im Spital. Er bedankt sich herzlich für einen Mantel und bittet um Faden und Nähadeln, damit der Schneider ihm den Mantel ändern kann.

Viele Dankbriefe stammten von **Jugendfreundinnen meiner Mutter**, die oft nebenbei von der grossen Not und den Angehörigen berichten, die sie im Krieg verloren oder die mit abgefrorenen Zehen und Ohren zurückkamen. Gelegentlich aber bitten sie um ganz bestimmte in Deutschland nicht mehr erhältliche Medikamente, um Faden, Nähadeln, elastische Bänder, Seife, etc.

Ida Harnisch, Augustsburg, Hohe Strasse 22, die in der „russischen Zone“ lebte, hatte oft nichts zu essen und im November 1947 auch keine Heizung. Sie rechnet aus, dass die Sendungen aus der Schweiz durchschnittlich vier Wochen brauchen, bis sie ankommen.

Sogar auch **meines Vaters Verwandte** auf dem Land gerieten in grosse Not. Es bedanken sich für Geschenkpakete: Vaters Bruder Johannes, die Töchter Lydia und Johanna Barth seiner Schwester Karoline und viele andere Verwandte. Johanna schreibt an Ostern 1947: „Wir hätten nie gedacht, das wir so betteln müssen!“ Es geht um: Anzug, Hose, Rock, Kleid, Bluse, Socken, Hemd, Unterwäsche, Nestel, Gummiband, Faden, Flickstoff, Reissverschluss, etc.

Zur kurzen Schilderung der vielen Dankbriefe aus der deutschen Nachkriegszeit (1945 bis 1948) gehört auch die folgende Episode:

Meine Schwester Martha und Schwager Werner im Zürcher Oberland hatten damals zur Erholung einen netten Knaben namens **Volker Rechlin** aus Berlin zu sich eingeladen. Diesen Jungen brachten sie zu einem Besuch (Familientag?) mit nach Dietikon.

Am 16. Mai 1947 telefonierte uns Martha, Volker, der Berlinerknabe, sei **Diphtheriebazillenträger**. Sie riet uns dringend, den einjährigen Uli sofort vom Hausarzt untersuchen lassen. Wir befolgten ihren Rat, und der Arzt verbot mir bis zum 23. Mai 1947 den Schulbesuch!

Während meiner langen, fünfzig Jahre dauernden Tätigkeit als Sekundarlehrer in Dietikon (von 1934 bis 1984) musste ich nur zwei- oder dreimal für kurze Zeit der Schule fern bleiben. Im Mai 1947 und nach meinem Sprung aus dem Schlafzimmerfenster, bei dem ich mein rechtes Fussgelenk leicht verstauchte, „spetteten“ meine Kollegen, d. h. es kam kein Vikar.

Nach unserem Sturz mit dem Motorrad jedoch hatte ich angeblich vierzehn Tage lang eine „sehr schwere Gehirnerschütterung“, so dass die Sekundarschulpflege einen Vikar bestellte, an dem die Schüler alle ihre verschiedenen „Mätzchen“ ausprobieren konnten. Sie legten z.B. einen Reissnagel auf des Lehrers Stuhl hinter dem Pult und warteten gespannt auf seine Reaktion.

Solche „Spielchen“ gefielen natürlich den Schulklassen, die es begrüsst hätten, wenn häufiger ein Vikar zu ihnen gekommen wäre. Ich höre die Schüler noch heute fragen: „**Herr Klenk, warum werden sie eigentlich nie krank?**“ Ich bin sehr dankbar, dass ich, mit einer Ausnahme, bis heute gesund geblieben bin.

Diese Ausnahme betrifft eine lange **Nierensteingeschichte**. Viele Jahre lang verspürte ich von Zeit zu Zeit im linken Unterleib ein ganz schwaches „Ziehen“ oder „Drücken“, so schwach, dass es nicht als „Schmerz“ bezeichnet werden konnte. Ich gewöhnte mich an den Zustand und beachtete ihn meist gar nicht. Schliesslich wurde vom Urologen ein ganz kleines Steinchen am Ausgang einer Niere entdeckt. Ich wurde angewiesen den Abgang dieses Steinchens zu beobachten und es, wenn immer möglich, abzufangen.

Wahrscheinlich waren schon mehrmals unbemerkt, ganz kleine Nierensteinchen ausgeschieden worden, worauf ich wieder zwei, drei Jahre Ruhe hatte. Nun aber, ganz plötzlich, und mitten in der Nacht, setzte ein wahnsinniger Schmerz ein. Es war, als ob mir ein Sadist langsam ein Schwert durch den Leib hinunterstiesse. Verzweifelt versuchte ich, mein Stöhnen zu unterdrücken und krümmte mich einige Stunden lang im Bett hin und her, dann aber, wieder schlagartig, endete glücklicherweise dieser gewaltige Schmerz.

Es war mir auch sofort klar, dass ein etwas grösserer Nierenstein seinen Weg bis hinunter in die Harnblase zurückgelegt hatte. Sorgfältig beobachtete ich das Ausscheiden dieses Steinchens, das am folgenden Morgen im Urin mit hellem Klang ins emaillierte Becken purzelte. Der Erzeuger des stundenlangen Schmerzes wurde sorgfältig gewaschen und zum Urologen nach Zürich gebracht.

Leider vergass ich Adresse und Anschrift des damals sehr gut bekannten Arztes, der auch ein patriotischer Politiker war. Sein Treppenhaus, seine Wohnung und sein Warteraum waren „geschmückt“ mit alten Waffen aller Art, mit langen Säbeln, Flinten und Hellebarden. Ganz besondern Eindruck machte mir der grausame „Morgenstern“ über der Kommode!

Dieser Urologe schickte mich einige Tage später nach Zürich-Hirslanden, wo in einem kleinen, heute nicht mehr existierenden Spital, meine Nieren gründlich untersucht wurden. Nach langen Vorbereitungen wurde ich auf dem Schragen neben meinen kleinen, einige Tage vorher abgefangenen Nierenstein gelegt. Dieser Stein sollte mitgeröntgt werden. Bevor die Röntgenaufnahmen gemacht wurden, kamen drei Studenten an meinem Lager vorbei.

Einer der zukünftigen Ärzte warf einen kurzen Blick auf das Steinchen neben mir und sagte grinsend: „**Genau die Grösse, die am meisten schmerzt!**“ Als die Aufnahmen schliesslich fertig waren, wurden sie mir von der Krankenschwester gezeigt und sorgfältig erklärt. Sie meinte, mein Arzt werde sehr zufrieden sein, alle Kanäle in meinen Nieren seien völlig sauber, d.h. steinfrei.

Ich hoffte, nun endgültig Ruhe zu haben. Nach und nach ging mir auch ein Licht auf. Ich erkannte, dass ich im Winter 1945, also vor vielen Jahren in der Kriegszeit, ohne es zu wissen, schon einmal eine Nierensteinkolik durchlebte. Mit Maria und Schwägerin Trudi leitete ich damals in den Flumserbergen eines der ersten Skilager unserer Schule.

Eines Morgens früh, kurz vor der Tagwache, weckte mich ein heftiger, ganz plötzlich auftretender Schmerz im linken Unterleib. Da ich in diesem Zustand unmöglich aufstehen konnte, riefen meine Hilfsleiterinnen ganz verzweifelt den Arzt aus Flums herbei. Der tauchte auch im Lauf des frühen Vormittags in der alten Skihütte des Skiclubs Dietikon auf. Doch, oh Wunder, meine Schmerzen waren zum Glück in der Zwischenzeit tatsächlich ganz plötzlich und vollständig wieder verschwunden!

Der Arzt untersuchte mich, meinte, es sei alles wieder in bester Ordnung. Er sagte leider nicht, dass die Ursache meines Schmerzes ein abgehender Nierenstein gewesen sein könnte. Wir alle waren zufrieden, dachten nicht weiter über den Zwischenfall nach. Noch am gleichen Vormittag rückte ich mit meinen Schülerinnen und Schülern zum Skifahren aus.

Etwa von 1970 an bemerkte ich wieder von Zeit zu Zeit das schon erwähnte leichte und gar nicht besonders störende „Ziehen“ und „Drücken“. Hausarzt Dr. Müller, Dietikon, schickte mich schliesslich, d.h. im Jahr 1976, zu den beiden Urologen Frau und Herrn Dr. Pupato nach Zürich. Diese Ärzte stellten neuerdings einen Nierenstein fest. Es war aber keine Kolik-Gefahr. Der entdeckte Stein war nämlich elf Millimeter lang und sechs Millimeter breit, viel zu dick, um durch den engen Kanal zwischen Niere und Harnblase zu dringen.

Obwohl mich dieser Stein nicht sonderlich störte, meinte Dr. Pupato, es wäre gut, ihn gelegentlich entfernen zu lassen. Da aber damals unsere Reise nach Amerika bevorstand, wurde vereinbart, die Operation nach der Rückkehr, d.h. nach den Sommerferien 1979, auszuführen. Mir wurde empfohlen, im Flugzeug und auch in Amerika genügend zu trinken.

Da der Stein an der Ausflussstelle der linken Niere lag, konnte er ohne Verletzung des Nierengewebes entfernt werden. Im Spital zeichnete und malte ich ihn etwa fünfzehn Zentimeter gross auf ein Blatt Papier. Er war übersät mit kleinen, runden Kratern, in deren Mitte sich eine spitzige, kegelförmige Erhebung befand. Dr. Pupato äusserte Interesse für die Zeichnung, und ich schenkte sie ihm zusammen mit zwei Aquarellen: „Aussicht aus dem Spitalfenster mit Bahnhof Urdorf“ und „Aussicht aus dem Spitalfenster mit Hasenberg“.

Herr Dr. Pupato verriet mir, er besitze eine Sammlung bestehend aus 76 verschiedenartigen Nierensteinen. Die weichen, tuffsteinartigen Steine können seit einiger Zeit im Körper zertrümmert werden, so dass keine Operation nötig wird. Mein harter, metallartiger **Oxalatstein** hätte nicht zertrümmert werden können. Da ich ihn nicht aufbewahren wollte schenkte ich ihn Herrn Pupato für seine Sammlung.

Das Schlimmste an dieser Operation war für mich das Erwachen aus der **Narkose**. Da die Niere zwecks Verringerung des Blutverlusts mit Eis unterkühlt worden war, „schotterte“, d.h. zitterte und schmerzte mein ganzer Körper. Ich sah meine Umgebung längere Zeit gar nicht. Vor meinen Augen bewegten sich kräftige ineinander verschwimmende Farben, bis endlich die vielen um mich herum angeordneten Wärmeflaschen zu wirken begannen.

Noch längere Zeit nach meiner Entlassung aus dem Limmattalspital musste ich wegen der Thrombosengefahr Pillen zur **Blutverdünnung** einnehmen und das Blut jede Woche beim Hausarzt untersuchen lassen.

Nach dieser letzten „Nierensteingeschichte“ von 1979 musste ich noch mehrmals Dr. Pupato in Zürich aufsuchen. Gegen eine schmerzhaft Entzündung der Harnwege bekam ich das rasch wirkende „Noroxin“. In den Sprechstunden war nicht nur die Rede vom vermehrten **Wassertrinken**, sondern auch vom Volkstanz und von der Streichmusik.

Pupatos beschlossen, ihrem Sohn Cellounterricht erteilen zu lassen, und als wir einst mit höfischen Tänzen in Grüningen auftraten, besuchte Frau Dr. Pupato mit ihrem Sohn diese Aufführung.

Ich war schon als Schüler mit dem Trinken sehr zurückhaltend. Im „Hoffnungsbund“ hatte ich gelernt, die Trinker seien ganz schlimme Männer, die ihre Frauen und Kinder schlagen. Ein solcher Kerl wollte ich auf keinen Fall werden. Herr Lehrer Stalder, der abstinente Hoffnungsbundleiter, hätte nicht einfach von „Trinkern“, sondern ganz deutlich von „Alkoholtrinkern“ reden sollen. Für mich war damals unglücklicherweise jedes Trinken schlecht!

Die Entstehung meiner Nierensteine ist sicher darauf zurückzuführen, dass ich meinem Körper zu wenig Flüssigkeit zuführte, was besonders extrem während des langen Aktivdienstes der Fall war. Im Hochgebirge, wo meine Einheit anstrengende Klettertouren und Märsche ausführte, begegneten wir nur selten einem Bächlein oder einem Brunnen. Alsdann stürzte die ganze Kompanie wie eine wilde Horde darauf zu, und ich dachte fernbleibend: „Trinkt nur Wasser, so viel ihr wollt! Ihr müsst es ja selbst wieder herausschwitzen!“

Abends, in der Soldatenstube, hätte ich viel Mineralwasser oder Süssmost trinken sollen, doch ich hatte gar keinen Durst, begnügte mich mit einem kleinen Becher Flüssigkeit und einem Nussgipfel.

Ich bin überzeugt, dass mein Nierenproblem seit einigen Jahren, d.h. seit ich viel mehr trinke, endgültig gelöst ist.

Seltenes und Eigenartiges in meinem Garten. Da ist z.B. im Kies des Platzes, wo Maria jeweils bei Sonnenschein die Wäsche trocknete, ein unscheinbares Lebewesen, das man bei trockenem Wetter gar nicht sieht, denn es gleicht in Form und grauer Farbe den übrigen Steinchen des bekiesten Platzes. Bei Regenwetter jedoch quillt es auf und wird schön olivgrün. Es bildet weiche Klumpen, die Maria als ausgesprochen „gruusig“ empfand. Sie wollte dieses „schludrige“, puddingartige Zeug ausrotten, sammelte es eifrig ein und gab es der Abfuhr mit.

Da ich in meinen Botanik- und Gartenbüchern keine Angaben über das komische Lebewesen fand, wartete ich auf trockenes Wetter und schickte ein flaches, ausgetrocknetes Stück des eigenartigen Gebildes in den Botanischen Garten nach Zürich. Ich fragte: „...*ist dieses in meinem Garten aufgetauchte Lebewesen vielleicht ein Pilz oder eine Flechte, und wie lautet dessen Bezeichnung?*...“

Die Antwort traf lange nicht bei mir ein, und ich nehme daher an, man habe die Bestimmungsaufgabe einem Studenten übergeben, der einen guten Monat Zeit verbrauchte, um meine Fragen zu beantworten. Dann aber bekam ich einen mehrseitigen, handschriftlichen Brief, in dem mir die gesamte Botanik erläutert wurde.

Da war zuerst die Rede von den am höchsten entwickelten Pflanzen, von den Blütenpflanzen, von den Mono- und den Dikotyledonen, dann von den Koniferen, vom Farn, von den Pilzen und den Flechten... „*Was Sie uns schickten ist aber noch primitiver. Es handelt sich um **eine Alge**, und zwar um die primitivste, **die Blaualge**. Und von dieser Algenart ist es wiederum die primitivste Sorte, die keine Zellkerne besitzt! Sie heisst **Nostoc commune**, zu deutsch **Zittertang**“.*

Vor Jahren organisierte Herr Universitätsprofessor **Elias Landolt** für seine Studenten und andere Interessenten eine Stadtbotanik-Exkursion. Als Treffpunkt war die Tramstation in Zürich-Höngg gewählt worden. Ich wanderte von Dietikon aus der Limmat nach hinauf bis nach Zürich und wunderte mich, wie weit das ist. Mit einem anstrengenden Endspurt hinauf zum Treffpunkt, erreichte ich die Botanikergruppe gerade noch rechtzeitig.

Schon eine der allerersten Erklärungen Professor Landolts machte mir einen bleibenden Eindruck. Er sagte, auf der Landschaft des Kantons Zürich, draussen auf den Feldern und in den Wäldern, könnten rund 800 verschiedene Pflanzen gefunden werden, in der Stadt Zürich jedoch 1'200! Diese **grössere Vielfalt in der Stadt** lässt sich einleuchtend erklären.

Zwischen den Häusern der Stadt ist es durchschnittlich zwei Grad wärmer als auf den freien Feldern. Die Wissenschaftler teilten zur Erforschung und Zählung der Pflanzen das Stadtgebiet in 65 Quadrate ein, die vom tiefsten Punkt an der Limmat, rund 400 M.ü.M., bis hinauf zum höchsten Punkt auf dem Ütliberg reichen, bis etwa 800 M.ü.M. Durch die Düngung der Wiesen und Äcker verschwanden auf der freien Landschaft mit den Orchideen noch verschiedene andere Pflanzen, während in den Gärten und Gewächshäusern der Stadt die Pflanzenvielfalt durch viele Importe aus dem Ausland und durch zahllose Züchtungen der Gärtner gewaltig vergrössert wurde.

Die Wanderung führte von der Kirche Höngg durch Rebberge hinunter bis zur Limmat. Das fliessende Wasser brachte, wie die Eisenbahnzüge, einige Samen von normalerweise hier nicht bekannten Pflanzen mit, die aber hier ganz gut gedeihen.

Auf verschlungenen Wegen gelangten wir in die Innenstadt, wo nahe an einer Hauswand eine grossblättrige etwa anderthalb Meter hohe Blütenpflanze aus einer Ritze des Trottoirs herauswuchs. Professor Landolt erzählte, ein Journalist habe in der Zeitung geschrieben: „...Beim Steueramt wächst eine Sonnenblume...“. Leider konnte ich mir den Namen dieser Pflanzenart nicht notieren. Ich weiss nur noch, dass sie sehr kleine Blüten und noch viel kleinere, staubartige Samen hat.

Diese Samen brachte der Wind aus dem Süden über die Alpen. Auf dem freien Feld könnten sie nicht keimen und wachsen, wohl aber in der um zwei Celsiusgrade wärmeren Stadt. Eine weitere **wärmehungrige Pflanze** fand Professor Landolt auf dem gepflasterten Platz vor der St. Peterskirche.

Leider stand ich ziemlich weit entfernt, hinter den Studentinnen und Studenten, als hier der Botaniker ein moosartiges Pflänzchen zwischen den Pflastersteinen herauszog und erklärte. Ich verstand kein Wort, kam aber der rätselhaften Sache doch noch auf den Grund!

Etwa ein Vierteljahr später, an einem heissen Mittwochnachmittag, war ich wieder einmal in Zürich, denn ich musste „bei Musik-Hug“ eine G-Saite für meine Violine kaufen. Ich benützte die Gelegenheit, um vor der St. Peterskirche nachzuschauen, ob da wirklich etwas Seltenes, Ungewohntes zwischen den Pflastersteinen wächst.

Und in der Tat, da war etwas recht Hübsches, das ich noch nie bewusst gesehen hatte. Ich versuchte, ein Exemplar zwischen den glühend heissen Steinen samt Wurzelwerk heraus zu ziehen, was mir aber nicht gelang.

Wieder einige Monate später kam ich eines Abends etwa nachts elf Uhr bei strömendem Regen von der Universität herunter und sah zufällig am Sempersteig genau das gleiche Pflänzchen. Die Zwischenräume zwischen den Pflastersteinen waren nun aufgeweicht. Im nächsten Abfallkübel fand ich einige fortgeworfene Zeitungen, in die ich einige Exemplare meines Studienobjekts samt Wurzeln einwickeln und mit den Büchern in meiner Mappe heimtragen konnte.

Am folgenden Morgen setzte ich die Pflänzchen vor meiner Haustüre zwischen zwei Steinplatten, und siehe, es gefiel ihnen hier. Jahr für Jahr wurden ihrer mehr. Alles andere „Unkraut“, Löwenzahn, Gräser, Wolfsmilch, Oenotera, Sauerklee, Eisen- und Bohnenkraut zupfte ich weg, so dass sich die Wunderpflanze in den Ritzen zwischen den Steinplatten, am Bränneli vorbei, bis ins Gartenhäuschen hinein ausbreiten konnte.

Da ich immer noch nicht wusste, wie die Pflanze heisst, schickte ich sie, wie seinerzeit den Zittertang, dem Botanischen Garten und bekam kurz darauf als Antwort: „... Sie schickten uns **Herniaria hirsuta (behaartes Bruchkraut)**. Wir besitzen in unserm Herbar ein Exemplar von 1902, gefunden im Rechberg...“ Es war ausserdem noch angegeben, welcher Professor die Pflanze gefunden hatte, und dass diese nur an heissen Stellen in den grösseren Städten der Schweiz vorkomme.

Da sich der Sempersteig, von dem ich die Pflanze nach Dietikon brachte, in unmittelbarer Nähe des Rechbergs befindet, habe ich nun in meinem Garten offensichtlich direkte Nachkommen der Pflanzen, von denen sich auch eine im Herbar des Botanischen Gartens befindet!

Noch ein drittes Pflanzenwunder ist in meinem Garten zu finden. Vor Jahren spazierte ich mit meinem Sohn Karl, dem Biologen, meinem Grundstück entlang zum Guggenbühlwald hinauf. Er entdeckte an der heissesten Stelle, dort wo mein Mäuerchen endet und der „Flurweg zum Wald“ von der Holzmatzstrasse abzweigt, ein winzig kleines, rotblühendes „Leuemüüli“ und fragte mich: „Was hast du denn da?“ Natürlich eine **Linaria**, aber welche?

Ich konnte sie nicht bestimmen. Da sie in den folgenden Jahren wieder an der gleichen Stelle auftauchte, schickte ich auch sie in den Botanischen Garten nach Zürich und bekam umgehend die folgende interessante Antwort:

„...Sie schickten uns *Linaria purpurea*, eine Pflanze, die in der Schweiz nicht vorkommt. Offenbar wurde sie aus Sizilien oder Süditalien eingeschleppt. ...“

Etwa drei Jahre lang erschien sie an der gleichen heissen Stelle und wurde dort etwa 30 Zentimeter hoch. Dann aber verschwand sie, wurde wahrscheinlich vom stark wuchernden Loniceragebüsch verdrängt. Ich freute mich aber sehr, als die seltene Pflanze nur etwa fünf Meter weiter unten, nahe beim Gartentörchen, wieder auftauchte. Sie wächst dort nun schon zwei Jahre lang aus der Ritze zwischen dem Trottoir und der Gartenmauer heraus.

Letztes Jahr kam ich zufällig dazu, als zwei Gemeindearbeiter dabei waren, alles „Unkraut“ längs meiner Mauer wegzukratzen. Ich stellte ihnen meine *Linaria purpurea* vor und bat sie, diese doch stehen zu lassen. Und siehe da, die beiden Herren hatten Erbarmen!

Auch im Jahr 2001 erschien die Pflanze an der gleichen Stelle wieder, wuchs kräftig etwa 60 Zentimeter hoch bis in den über die Mauer herabhängenden Efeu hinein, so dass ich diesen wegschneiden musste, um dem Gast aus dem warmen Süden Platz zu schaffen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte ich, dass die meisten Blütenstände schön dunkelrot sind. Dazwischen stehen aber auch einige mit zart rosafarbenen Blüten.

Letztes Jahr, im Sommer 2000, wartete ich auf anhaltendes Regenwetter, und als die Ritzen am Rand des Trottoirs gut aufgeweicht waren, versuchte ich eine der Pflanzen sorgfältig samt möglichst vielen Wurzeln herauszulösen. Ich setzte sie in ein sonniges Beet meines Gartens, wo sie jetzt, im Sommer 2001, über einen Meter hoch geworden ist! Ich bin gespannt, ob es ihr in meinem Garten weiterhin gefällt, ob sie auch in kommenden Jahren wieder auftauchen wird.

In letzter Zeit berichten die Medien immer wieder von Gewittern, Regengüssen und Überschwemmungen. Man hat das Gefühl, die gefürchtete **Klimaveränderung** zeige bereits ihre unangenehmen Auswirkungen: Gletscher schmelzen immer weiter zurück, immer höher hinauf taut auch im Sommer der Boden auf, was zu Erdbeben und zu Hochwasser in Flüssen und Seen führt. In deutlicher Erinnerung bleibt der aussergewöhnliche Sturm „Lothar“, der eine Unmenge Fallholz erzeugte, in dem sich nun der Borkenkäfer ausbreitet.

Vor Jahren erlebte ich zwar mit einigen Schülern **ein wunderschönes Gewitter**. Von der Klewenalp aus bestieg ich am späteren Nachmittag mit einigen Freiwilligen den Klewenalpstock (1748 M.ü.M.). Vom Gipfel dieses Berges aus schauten wir, im prächtigen Sonnenschein der untergehenden Sonne sitzend, hinüber zum imposanten, 2210 Meter hohen Buochserhorn, als ganz plötzlich das Wetter umschlug!

Doch es war ganz eigenartig. Dunkle Wolken ballten sich unter uns zusammen, während wir weiterhin darüber im milden Sonnenschein sassen. Plötzlich zuckte unter uns ein Blitz vorbei, und unmittelbar danach krachte ein gewaltiger Donner. Es war herrlich, **über den Wolken und über dem Gewitter** zu sein. Wir warteten geduldig ab, bis das Unwetter sich entladen, die Wolken sich verzogen hatten. Erst dann stiegen wir hinunter auf die Alp, wo wir übernachteten.



Herrn
Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon

Johannes Schmid-Kunz, Präsident
Sennweidstr. 3
8608 Bubikon
Tel 055 243 29 22

Bubikon, im März 2001

VTKZ-Nachrichten 1/01

Liebe VTKZ-Mitglieder

Rechtzeitig zu meiner 20-jährigen Vereinszugehörigkeit durfte ich im VTKZ das Präsidentenamt übernehmen. Das beachtliche geografische Einzugsgebiet unseres Vereins sowie die hohe Fluktuationsrate an den Montagsproben brachten mich auf den Gedanken, einen alten Brauch aufleben zu lassen, welcher unser früherer Präsident, Karl Klenk, einst einführte – die VTKZ- Nachrichten.

Der Volkstanzkreis Zürich ist ein spezieller Verein – vereinstypisch ist an ihm eigentlich allein die jährlich stattfindende Generalversammlung. Karl Klenk erzählte kürzlich von der Zeit, als sich die 20 VTKZ-Mitglieder regelmässig – ausserhalb der Tanzproben – zu gemeinsamem Singen, Tanzen und Gespräch trafen. Diese Tradition ist heute weitgehend verschwunden.

Heute fehlen im VTKZ (Montag und Donnerstag) gewisse «Rituale», andere sind dazu gekommen. Wer erinnert sich noch an Maria Klenk mit der Präsenzkontrolle, an Inge Baer, wie sie den Kursteilnehmern mit dem Geigenbogen zwischen den Füßen stocherte, an Hansheini Bebie mit seinen 20 Plastic-Säcken... alles hat seine Zeit.

Der VTKZ ist der einzige Verein, in dem ich Aktivmitglied bin. Für mich ist das Tanzen der erste Teil des Vereinsabends, der Besuch im Hirschberg der zweite Teil. Meine ersten Erinnerungen an den in der Zwischenzeit wieder «zurückeroberten» Hirschberg sind Thomas Marthaler, der gelegentlich spontan mit dem Örgeli aufspielte, hitzige Diskussionen mit Hans Baumann und Erich Fischer mit der Zigarre und den Zuckerli... Offensichtlich ist man heute «seriöser» – die gemütliche Tischrunde wurde inzwischen deutlich kleiner. Ich bin überzeugt, dass im Hirschberg mindestens so viele wegweisende Ideen entwickelt wurden, wie an den Vorstandssitzungen.

Das tänzerische Potenzial wurde in dieser Zeit grösser (Anzahl Tänze); ich zweifle jedoch daran, ob auch das gesellschaftliche Potenzial grösser wurde. Vielmehr glaube ich, dass sich der VTKZ zunehmend von einem Verein in Richtung Interessensgemeinschaft und zu einem riesigen Ball-OK entwickelt hat. An dem ist grundsätzlich nichts auszusetzen, aber:

Meine Präsidentschaft hat ganz klar eine Stärkung des Gesellschaftlichen zum Ziel.

Auf der Rückseite geht's weiter!

Aktualitäten (Auswahl):

- Im Vereinsjahr 2001 werden wir uns eine Meinung zum Thema «Beitritt zum Kantonal-Zürcherischen Trachtenverband» bilden; diese Meinungsbildung findet zum Teil in den montäglichen Mitgliederversammlungen statt. Ein Entscheid ist an der nächsten GV zu erwarten.
- Der VTKZ organisiert im Auftrag der ASV das Frühlingstreffen 2002. Dieses wird 25./26. Mai in Zürich-Affoltern stattfinden. Ein OK unter dem Präsidium von Carl Thöny ist mit den entsprechenden Vorbereitungsarbeiten beschäftigt.
- Am 31. März findet in Hinwil das beliebte Offene Tanzen statt. Die organisierende Volkstanzgruppe Hinwil zählt zu unseren treuesten Ballbesuchern.
- Am 19./20. Mai findet in Reinach/BL das Frühlingstreffen 2001 der ASV statt. Es ist klar, dass ein guter Besuch des VTKZ einterste (billige) Marketingaktion für «unser» Frühlingstreffen im nächsten Jahr sein wird. Der Vorstand überlegt sich weitere Werbeaktionen. Die Tänze für das Frühlingstreffen 2001 werden gegenwärtig an den Montagsproben gezeigt. Mitglieder, welche zur Zeit am Montag nicht kommen können, können sich beim Präsidenten direkt anmelden.
- Am 24. Juni findet in Birmensdorf/ZH der Kantonale Tanzsonntag statt. Ich hoffe, dass der VTKZ wiederum gut vertreten sein wird (dort treffen wir unsere Ball-Kunden!)
- Am 12. August steigt in der Messe Zürich mit dem Schweizerischen Tanz- und Familiensonntag der Volkstanz-Höhepunkt des Jahres. Gemeinsame Anmeldung des VTKZ (Kinder und Jugendliche haben freien Eintritt).

Weitere wichtige Daten findet ihr auf dem offiziellen Jahresprogramm des VTKZ!

Besondes in diesem Jahr, dem offiziellen Jahr der Freiwilligenarbeit, danke ich meinen KollegInnen im Vorstand sowie allen TanzleiterInnen für ihr Engagement.

Ich wünsche euch allen ein abwechslungsreiches, beschwingtes Vereinsjahr!

Volkstanzkreis Zürich

Johannes Schmid-Kunz, Präsident

Auf der nächsten Mitgliederliste des VTKZ werden auch Fax-Nummern und E-Mail-Adressen veröffentlicht – bitte entsprechende Angaben an Fax 055 263 15 61 oder aaa-jsk@active.ch



Johannes Schmid-Kunz, Präsident
 Sennweidstr. 3
 8608 Bubikon
 Tel 055 243 29 22

Bubikon, im Juli 2001

VTKZ-Nachrichten 2/01

Liebe VTKZ-Mitglieder

Nina lässt allen VTKZ-Mitgliedern danken, welche sich am Flüchtlingstag (16. Juni) im HB Zürich eingefunden haben und mitgetanzt haben!

Am 24. Juni hat bei schönstem Wetter der Kantonale Volkstanzsonntag in Birmensdorf stattgefunden. Der VTKZ war mit 21 Erwachsenen und 5 Kindern sehr gut vertreten; er dürfte mit dieser Beteiligung wieder einmal zu den stärksten Gruppen gezählt haben.

Bald geht schon unser Auftritt am «Züri-Fäscht» über die Bühne. Im Zuge der Vorbereitung haben wir wieder einmal bemerkt, dass der VTKZ auf allen Ebenen nicht (mehr) gewohnt ist, Vorführungen zu bestreiten.

Wann immer das Thema Vorführungen aktuell wird, sind wir alle davon begeistert. Wenn es dann jedoch darum geht, genügend Leute für Proben und Auftritt zu motivieren, kühlt diese Begeisterung deutlich ab. In diesem Zusammenhang stellen sich einige grundsätzliche Fragen: Wollen wir eine minimale Paarzahl erreichen?

Wollen wir nur «echte» Paare?

Wann werden die Auftrittstänze geprobt?

Wollen wir nur Paare, welche an allen Proben anwesend waren?

oder: Wollen wir eine Vorführungsgruppe aus dem VTKZ zusammenstellen?

In verschiedenen Tanzgruppen sind die Mitglieder beleidigt, wenn sie nicht bei Vorführungen dabei sein dürfen – im VTKZ ist es beinahe umgekehrt. Nach dem Auftritt am «Züri-Fäscht» muss der Vorstand diese Fragen intensiv diskutieren.

Ein Wort zu unserem Frühlingstreffen:

Karl Klenk zitierte im Heft «Jubiläums-Volkstanzball»: «D'Frau hät d'Händ am Rock und de Ma uf em Rugg». Das mag beim Tanzen gelten, am Frühlingstreffen 2002 sind Hände auch in andern Positionen gefragt. Wir – ein Team vom VTKZ mit Erich Fischer, Beat Lamprecht, Gérard Suter, Urs Utiger und Carl Thöny bilden das OK Frühlingstreffen 2002. Wie üblich ist ein derartiges Ereignis für den organisierenden Verein mit viel Arbeit verbunden. Gelingt es

uns aber, möglichst alle Mitglieder einzuspinnen, können die Arbeitseinsätze kürzer gestaltet werden und es bleibt auch noch Zeit für das Tanzen. Selbst das Organisieren kann Spass bereiten, wenn sich Leute unkompliziert für verschiedene Posten selbst melden. Sehr wichtig ist im Moment, dass ihr das entsprechende Datum sofort in eurer Agenda rot anstreicht:

25./26. Mai 2002, Sportanlage Fronwald, Zürich-Affoltern

Das Wichtigste in Kürze:

- Es steht uns eine dreifache Turnhalle mit Restaurant zur Verfügung. Die Zusammenarbeit mit dem Wirt sowie die Verpflegung unserer Gäste müssen noch geklärt werden.
- Trudi, Kathrin und Irene planen die Dekoration. Zur konkreten Umsetzung werden noch HelferInnen gesucht.
- Erich benötigt Ablösungen an der Kasse/Information.
- Die Tanzleiter sagen das Programm an und zeigen Tänze vor. Auch die Musikanlage braucht Betreuung.
- Kinderbetreuung (Tanzen, Spielen) ist uns sehr wichtig – wer macht mit?
- Die Infrastruktur- sowie die Administrationsabteilung hat auch noch einige interessante offene Stellen zu besetzen.
- Zur Bereicherung des Kuchenbuffets sind eigentlich alle eingeladen.

Fragen zur Organisation: Carl Thöny, Regensbergstr. 143, 8050 Zürich, Tel. 01 311 21 47

Aktualitäten (Auswahl):

- Am Montag, 9. Juli sind wir wiederum bei Aurelia in den Garten eingeladen. Ich danke der Familie Bleiker im Namen des VTKZ für die langjährige regelmässige Gastfreundschaft.

- Am 12. August steigt in der Messe Zürich mit dem Schweizerischen Tanz- und Familiensonntag der Volkstanz-Höhepunkt des Jahres. Vom VTKZ haben sich 12 Erwachsene und 6 Kinder angemeldet (Tageskasse hat noch Tickets!!!).

Da ich nach den Sommerferien den Donnerstags-Kurs leite, werde ich am Montag nicht regelmässig anwesend sein. Für eure Anregungen und Mitteilungen, für eure Kritik und euer Lob bin ich jedoch immer erreichbar.

Ich wünsche euch allen einen sonnigen Sommer!

Volkstanzkreis Zürich

Johannes Schmid-Kunz, Präsident

Bitte teilt mir euer Eintrittsjahr in den VTKZ mit: Tel 055 263 29 22, Fax 055 263 15 61 oder aaa-jsk@active.ch



Johannes Schmid-Kunz, Präsident
Sennweidstr. 3
8608 Bubikon
Tel 055 243 29 22

Bubikon, im September 2001

VTKZ-Nachrichten 3/01

Liebe VTKZ-Mitglieder

Ich freue mich, euch den ersten VTKZ-Nachwuchs meiner jungen Präsidentschaft bekannt geben zu dürfen:

Regula und Beat Lamprecht-Gründer haben am Samstag, 15. September 2001 einen Sohn geschenkt bekommen:

Jan Markus
52 cm, 3650 g

Wir wünschen dem neuen Erdenbürger und der Familie Lamprecht-Gründer viel Freude aneinander und eine sonnige Zukunft!

Die Vorbereitungen zum Züri-Fäscht-Auftritt waren nicht optimal. Es wurde nicht einmal in der Originalformation geprobt. Das Resultat konnte sich dennoch sehen lassen. Das von Urs Utiger zusammengestellte Vorführprogramm hat sich bewährt: nicht zu schwer und doch sehr abwechslungsreich. Allgemein haben die Reaktionen auf verschiedene Auftritte gezeigt, dass das Publikum nicht zwei Paartänze im Kreis voneinander unterscheiden kann: verschiedene Aufstellungsarten (Selbviert, Hinggi) wussten so zu gefallen. Es waren ungefähr gleich viele VTKZ-Mitglieder (und ehemalige) im Publikum wie auf der Bühne; unsere personelle Stärke manifestierte sich auch in der Tatsache, dass VTKZ-Mitglieder sogar noch mithalfen, andere Gruppen zu verstärken – im Gegenzug durften wir eine Tänzerin für den Hinggi ausleihen.

Die VTKZ-Wanderung im Bündnerland wurde auf Grund der schlechten Wetterprognose abgesagt; diese Information erreichte nicht alle InteressentInnen rechtzeitig. Das OK erhielt denn auch prompt eine Ansichtskarte von der VTKZ-Wanderung.

Der Vorstand hat beschlossen, zukünftig eine Schlechtwetter-Variante zu organisieren.

Der VTKZ-Ausflug 2002 führt uns an die Expo.02. Ich arbeite seit Juni 2001 als Volksmusik- und Volkstanzverantwortlicher für die Expo.02. Es wird möglich sein, einen Auftritt auf einer Arteploge mit dem Ausflug zu verbinden. Das Datum geben wir baldmöglichst bekannt.

Inzwischen sind schon viele E-Mail-Adressen von VTKZ-Mitgliedern eingetroffen. Ab nächstem Jahr werden die VTKZ-Nachrichten – sofern möglich – per E-Mail verschickt.

Als Beilage erhaltet ihr nun endlich auch die neu gestaltete Mitgliederliste. Bei dieser Gelegenheit mache ich erneut darauf aufmerksam, dass der Weg in den VTKZ schon lange nicht mehr über den Donnerstags-Kurs führt. Tänzerinnen und Tänzer, welche über ein gewisses volkstänzerisches Vorwissen verfügen, können in Absprache mit dem Vorstand zu einer Probezeit in unseren Verein eingeladen werden.

Silvia Lamprecht, Marianne Schnegg, Karl Klenk, Urs Utiger und ich zeigten am TLT der ASV in Aarau die Tänze unseres Frühlingstreffens – das Programm kam gut an und wir können auf eine rege Teilnahme hoffen.

Unsere Werbebemühungen haben erste Früchte gebracht: im Donnerstagskurs sah man wieder einmal neue Gesichter. Ihr könnt diese am nächsten OT selber kennen lernen.

Nach den Herbstferien wird Nina Schmid-Kunz den Ballvorbereitungskurs leiten. Die DO-Kurse sind für alle VTKZ-Mitglieder selbstverständlich gratis.

In der Frühlingstreffen-Organisation hat sich etwas geändert. Durch persönliche Kontakte von Urs Utiger konnten wir die Sportanlage der Uni Irchel für unseren grossen Anlass mieten.

Offenes Tanzen mit der Gruppe «Saiteschletzer»

Donnerstag, 4. Oktober 2001, 19.30 Uhr

Kirchgemeindehaus Oberstrasse

Programm:

Branle à Six
S trommt em Babeli
Te Ve'orez

Lannings Mixer
Brisquet Cellois
Waltz Country Dance

Hirschegräbler
Valse d'Yverdon
Scardanaler Mazurka

Maike

Irisim
Kuma Echa
Pivna Jagoda

Pojdjom Milij
Trommelvalsen
Arnolds Circle

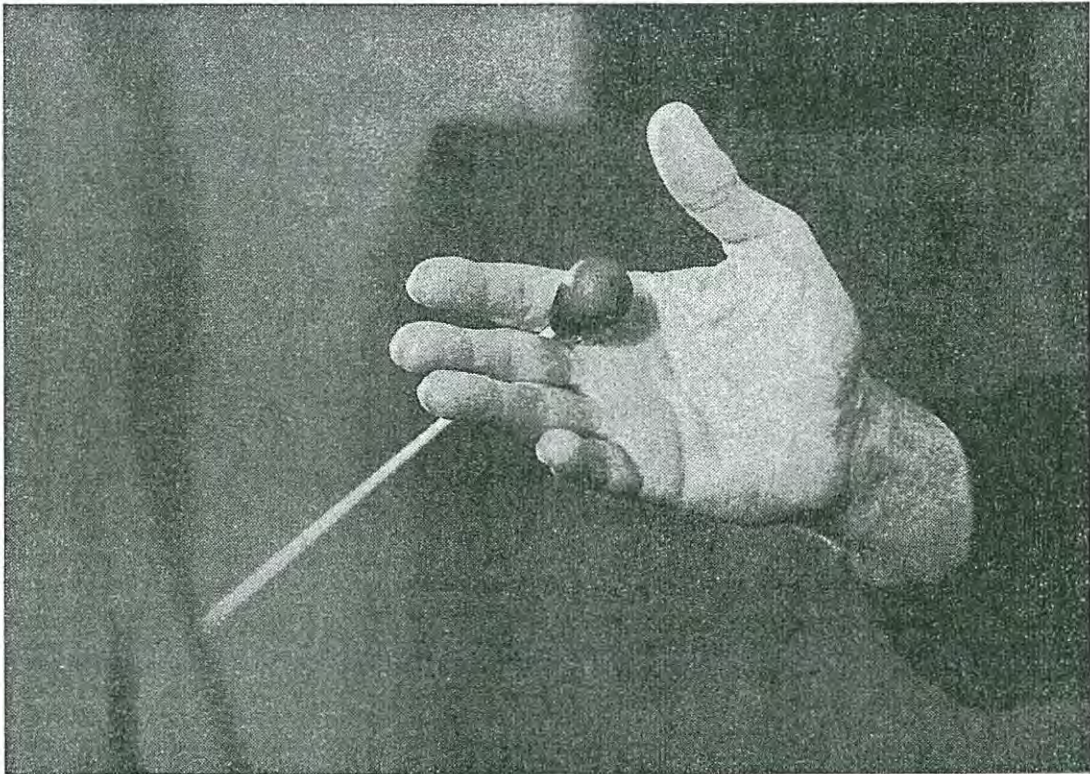
Ich freue mich, euch alle am OT zu sehen!

Volkstanzkreis Zürich

Johannes Schmid-Kunz, Präsident

Die nächsten VTKZ-Nachrichten gibt's im März 2002!

n z z.



Das Arbeitsinstrument in der Hand von Gerd Albrecht. (Bild aus dem besprochenen Band)

Der Taktstock

hmn. Die einen benützen gar keinen. Die anderen einen kurzen aus Holz mit einer Kugel, die sich in die Handfläche schmiegt. Die dritten wiederum einen vielleicht etwas längeren aus weissem Glasfaser mit einem Griff aus Kork. Von vielerlei Gestalt ist das Arbeitsinstrument der Dirigenten – und alle haben sie ihr ganz eigenes, sehr persönliches Verhältnis zu ihren Taktstöcken. Amüsantes und Informatives dazu erfährt man aus dem Bildband, den Eckhard Roelcke mit den beiden Photographen Steffen Ramlow und Hannes Ravic zusammengestellt hat. 39 Dirigenten hat der deutsche Musikjournalist zu kurzen Gesprächen getroffen, in denen er sich Alltägliches wie Legendäres hat erzählen lassen. Taktstöcke

können ihre spezielle Bedeutung haben im Leben eines Dirigenten. Sie können in Handballen fahren oder Brillen in die Luft wirbeln. Sie können von Autos überrollt und von Tieren zerbissen werden. Sie können Orchester zum Klingen bringen und genau den erwünschten Ton hervorzaubern. Hauptsächlich müssen sie aber die richtige Dimension haben, und häufig werden sie von geheimnisvollen Menschen hergestellt. Eines ist den Dirigenten gemeinsam: Wenn sie einen benützen, haben sie nicht nur einen. Denn auch die aus Glasfaser sind zerbrechlich.

Eckhard Roelcke: Der Taktstock. Dirigenten erzählen von ihrem Instrument. Mit Photographien von Steffen Ramlow und Hannes Ravic. Zsolnay, Wien 2000. 191 S., Fr. 43.50.

Allerlei Erfahrungen

gemacht in verschiedenen Laienorchestern.

Alle Laienspieler und natürlich auch alle Laienspielerinnen freuen sich an jedem kleinen Fortschritt, der ihnen in den Orchesterproben gelingt. Jede Orchesterprobe ist für sie eine Art Musikunterrichtsstunde. Alle sind stets sehr dankbar für die Hinweise und Ratschläge des Dirigenten, der ja in der Regel ein Berufsmusiker mit umfassender Kenntnis der Musikprobleme ist.

Laienspieler schätzen nicht nur die Ratschläge zur Spielweise, sondern auch die Erklärungen zu den gespielten Stücken und zu deren Komponisten.

Als Nichtfachmann hüte ich mich, irgend einem Dirigenten Ratschläge zu erteilen. Alle Lehrkräfte und auch die meisten andern Berufstätigen verrichten ihre Arbeit ganz nach ihrer persönlichen Art. **So hat auch jeder Orchesterdirigent seine spezielle, einmalige Methode. Es ist daher sehr interessant, Vergleiche anzustellen.**

Die Notenblätter. Die Auswahl der zu spielenden Stücke wird in der Regel dem Dirigenten überlassen. Er besorgt und verteilt seinen Streichern und Bläsern die Noten, und jeder streicht und spielt nach seinem Gutdünken. Im Lauf der Proben werden dann die Stricharten diskutiert und von Probe zu Probe wieder geändert.

Ein schlauer Dirigent, besonders, wenn er selber auch Streicher ist, „bezeichnet“ die Noten selber oder beauftragt, schon bevor die Noten verteilt werden, den Primgeiger und je einen Spieler der andern Stimmen mit dieser Aufgabe. So können endlose und zeitraubende Diskussionen vermieden werden.

Am besten wäre also, wenn alle Notenblätter schon vor der allerersten Probe mit der endgültigen Strichart und mit den günstigsten Fingersätzen bezeichnet wären, oder wenn wenigstens das „Muster“ schon zu Beginn der Proben sehr rasch zirkulieren könnte. Im Lauf der Probenarbeit tauchen dann nur noch ganz selten notwendig werdende Änderungen auf.

Es ist klar, dass zusätzliche und persönliche Eintragungen auf den Notenblättern **mit Bleistift** gemacht werden, so dass jederzeit nötig gewordene Änderungen möglich sind.

Wenn nach Jahren ein schon früher eingeübtes Musikstück wieder einmal ins laufende Programm aufgenommen wird, dann ist es vorteilhaft, wenn jeder Spieler seine bestimmte **Nummer** hat. Noch besser ist es, wenn jeder seinen **Namen** auf die von ihm benützten Notenblätter schreibt. So bekommt er wieder die gleichen Blätter mit seinen eigenen Bemerkungen und Fingersätzen. Ausserdem ist auf herumliegenden Blättern sofort ersichtlich, wem sie gehören.

Der Spielbetrieb variiert von Dirigent zu Dirigent, von Orchester zu Orchester, was für die Laienspieler sehr interessant ist. Jede Art des Probens hat Vor- und Nachteile, und es wäre angebracht, endlich wieder einmal über die verschiedenen Probleme nachzudenken, das heisst, die Vor und die Nachteile gegeneinander abzuwägen. Einiges ordnet der Dirigent an, anderes organisieren der Vereinspräsident, der Primgeiger oder sonst irgend jemand.

Beginnen wir mit dem **Stimmen der Instrumente!** Schon während des Eintreffens der einzelnen Spieler im Probenlokal, und vor allem während des Auspackens der Instrumente, erklingt im ersten Orchester von irgendwoher der mehr oder weniger richtige Ton für die A-Saite der Violinen. Jedes Mitglied des Orchesters stimmt irgendwo im Probenlokal oder auch schon an seinem Platz sitzend sein Instrument. Der lustige Klang vieler Blasinstrumente, aller hohen und tiefen Saiten von Violinen, Bratschen, Celli und Bassgeigen tönt wild und fröhlich durcheinander.

Im zweiten Orchester verfügt zufällig ein Spieler über ein spezielles Stimmgerät, mit dem er stolz auf seinen Besitz von Pult zu Pult geht und geduldig wartet, bis jede einzelne Musikantin, jeder einzelne Musikant, den benötigten Ton abgenommen hat. Gleichzeitig befassen sich die übrigen Spieler mit allen Saiten ihrer Instrumente, was dummerweise oft auch das interessante Stimmgerät beeinflusst, so dass mehrmals verifiziert werden muss.

Am schnellsten ist das Stimmen der Instrumente im dritten Orchester vollzogen. Wenn alle Mitwirkenden ihre Plätze eingenommen haben, erhebt sich der Primgeiger und lässt seine A-Saite erklingen. Diesen Ton hat er, wenn nötig, schon vorher von der Orgel, vom Klavier, vom Cembalo oder einem andern mitspielenden Instrument, das nicht umgestimmt werden kann, übernommen. Erst, wenn der Primgeiger, der eventuell auch näher zu den einzelnen Spielern geht, überzeugt ist, dass alle Mitwirkenden den massgeblichen Ton richtig übernommen haben, setzt er sich, und dies ist das Zeichen, dass „durchgestimmt“ werden darf. Erst jetzt erklingt noch etwas anderes als der Musterton.

Auch den eigentlichen **Spielbetrieb** in den Proben gestalten die Dirigenten ganz nach ihrer persönlichen Art. **Bei einem angenehmen Dirigenten** kommt der Laienmusikant ausgiebig zum Spielen. Er wird nicht schon beim ersten Fehler unterbrochen, den der Dirigent hört, und den wahrscheinlich auch der Spielende bedauernd selber festgestellt hat.

Der erste Abschnitt des neuen Musikstücks wird zügig und ohne Beachtung allfälliger Fehler, die da und dort unterlaufen, durchgespielt und ohne Kommentar gleich wiederholt. Die Spieler korrigieren dabei „ganz von selbst“ die meisten ihrer Verstösse. Erst vor dem dritten Durchspiel wird korrigierend eingegriffen, das dynamische An- und Abschwollen, die Betonungen, die verschiedenen musikalischen Motive und deren Wechsel in den einzelnen Stimmen und ähnliche Probleme werden besprochen und bewusst gemacht, so dass zu Hause bis zur nächsten Orchesterprobe sinnvoll geübt werden kann. In den nun folgenden Musikproben wird immer weiter perfektioniert in der Richtung auf das erstrebte Ideal zu.

Es ist deprimierend, wenn **ein anderer Dirigent** beim Anspielen des Musikstücks, das ganz neu in Angriff genommen wird, schon im zweiten oder dritten Takt, d.h. beim allerersten Fehler, der irgend einem Spieler unterläuft, das ganze Orchester unterbricht und eine lange Rede hält. Die Laienspieler sind auch ohne den Unterbruch überzeugt, dass der Dirigent den Fehler hörte.

Die Methode der sehr häufigen Unterbrüche ohne fließendes Durchspielenden hat den Vorteil, dass jeder Mitwirkende von allem Anfang an, bevor er das Stück als Ganzes kennt, genau weiss, wie er seine Stimme zu spielen hat. Für fachmännische Ratschläge ist der Laie ja stets dankbar, und ein gelegentliches Lob beglückt ihn.

Verstösse d.h. **Spielfehler** werden oft ganz ungewollt erzeugt, wenn das neue Stück schon in der allerersten Probe im schnellen vorgeschriebenen Tempo gespielt wird, statt etwas langsamer zu beginnen, oder wenn der Dirigent in seinem Übereifer zu dirigieren beginnt, bevor alle Streicher zum Spielen bereit sind. Nun, solches kann passieren. Schlimmer ist es, wenn einzelne Orchestermitglieder schwatzen, statt aufmerksam zuzuhören, wenn Erklärungen und Anweisungen vorgebracht werden.

Die Aufführung folgt schliesslich als Höhepunkt der Arbeit. Sie zeigt dem Publikum und den Orchestermitgliedern, was durch die fleissige Arbeit erreicht werden konnte. Je nach Aufführungsort und je nach Orchester wird dieser Höhepunkt ganz verschieden gestaltet.

In der Regel trifft sich das Orchester vor dem Konzert frühzeitig an Ort und Stelle zu einer **Vorprobe**. Entweder wird alsdann das ganze Konzertprogramm vor der eigentlichen Aufführung noch einmal durchgespielt, eventuell ohne die in den Stücken vorkommenden Wiederholungen, oder es werden wenigstens einzelne heikle Stellen und Übergänge nochmals geübt, je nach der zur Verfügung stehender Zeit und je nach dem Ausbildungsstand des Orchesters.

Oft treffen schon während der Vorprobe die ersten Zuhörer ein. Kurz vor Konzertbeginn werden die Musiknoten in der richtigen Reihenfolge bereitgelegt. Einige Musikanten bleiben sitzen, andere schalten an frischer Luft eine kleine Pause ein, plaudern mit Bekannten im Publikum und kehren schliesslich auch an ihre Plätze zurück. Pünktlich begrüsst schliesslich der Dirigent das Publikum, erklärt vielleicht noch das erste Musikstück und das Konzert beginnt.

Dies wäre ein mehr oder weniger **informeller Konzertbeginn**. Es kann aber auch auf verschiedene Art ganz anders vorgegangen werden. Die Laienorchester können den Berufsorchestern manches „abgucken“ und ganz nach ihrer jeweiligen Situation und den speziellen Verhältnissen das Brauchbare nachmachen.

Hier einige bedenkenswerte **Beispiele**: Wenn die ersten Zuhörer eintreffen, stehen die Notenpulte mit den in der richtigen Reihenfolge geordneten Noten bereit, aber keine der mitspielenden Personen ist im Raum zu sehen. Erst kurz vor Beginn des Konzerts marschieren diese in der schon vorher bestimmten Reihenfolge, das Instrument in der Hand, herein. Wenn sie Glück haben, werden sie mit einem Applaus begrüsst.

Die Dirigentin oder der Dirigent kommt etwas später herein und wird hoffentlich ebenso freundlich begrüsst.

Als vor nicht allzulanger Zeit der Dirigent des Senioren Orchesters Baden ein Jubiläum feiern konnte, da dachte sich die Administration für den Geehrten ein sehr einleuchtendes Vorgehen aus: Als er hereinkam und vor sein Orchester trat, da erhoben sich alle zu seiner speziellen Ehrung von ihren Sitzen.

Das, was nach den einzelnen Musikstücken geschieht, ist hinlänglich bekannt und in allen Orchestern gleich. Die Mitspielenden werden aufgefordert, sich zu erheben, und einer allfälligen Solistin, einem Solisten wird speziell gedankt.

Manchmal tritt am **Schluss des Konzerts** eine gewisse Ratlosigkeit ein, denn niemand weiss, ob eine „Zugabe“ gespielt werden soll. Einige sind dafür, andere dagegen, einige für dieses, andere für jenes Stück. Es ist daher sehr zu empfehlen, wenn schon in den Wochen vor dem Konzert eine „Zugabe“ eingeübt oder ein genau umrissenes Stück des Konzerts zu diesem Zweck ausgewählt wird. Ob die Zugabe gespielt wird, entscheidet natürlich allein der Dirigent,

In den Tagen nach dem Konzert suchen die Beteiligten jeweils gespannt in den Zeitungen nach einer **Berichterstattung**. Es ist daher vorteilhaft, wenn ein Journalist ins Konzert eingeladen, oder ein Bekannter aus dem Publikum ersucht wird, ein paar Sätze in die Zeitung zu schreiben. Nicht nur zu dieser erwünschten Berichterstattung, auch zum Beifallklatschen während des Konzerts kann das eine oder andere Orchestermitglied den Anstoss geben.

In Kirchen war es früher verpönt zu klatschen. Bei einer fröhlichen Feierabendmusik in der Kirche ist aber heute der Beifall erlaubt, was man einem Bekannten im Zuhörerraum vor dem Konzert zuflüstern kann.

Im Zusammenhang mit der Zeitungsreportage kann man ganz Verschiedenes erleben. Es gibt Journalisten, die der Leserschaft beweisen müssen, wie gut sie die Musik kennen und verstehen. Sie kritisieren dies und das am Konzert und anerkennen gnädig einen kleinen Erfolg. So können sie mit einem Berufsorchester umgehen, niemals aber mit den Laienspielern.

Laienspieler müssen gelobt werden, sonst hören sie auf zu spielen! Wenn da oder dort ein „Patzer“ passiert, dann ist wohlwollend ein Auge, oder eher ein Ohr, zuzudrücken. Schon die alten Römer sagten ja mit Ovid: „**Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas**“ (*Wo es an den Kräften fehlt, da ist der gute Wille zu loben. Epistolae ex Ponto = Briefe vom schwarzen Meer*).

Für die Laienspieler ist die Musik eine Freizeitbeschäftigung. Nicht nur die Konzerte, auch das **Zusammenspielen in den Proben** sollte für sie jedesmal ein freudiges Erlebnis sein, und dazu können alle Beteiligten durch möglichst lückenlosen Probenbesuch beitragen. Wer trotzdem fehlen muss, entschuldigt sich natürlich.

Jeder kann mithelfen beim Aufstellen und Versorgen der Stühle und Notenständer. **Die Administration** ist bemüht, rechtzeitig für mindestens ein halbes Jahr voraus den schriftlichen Probenplan und andere Mitteilungen herauszugeben. Haupt- und allfällige Zusatzproben, sowie Konzerttermine sollten so früh als möglich, und wenn immer möglich schriftlich, mitgeteilt werden. Ein guter Grundsatz lautet: „Es sollen immer alle alles wissen!“

Es wird als sehr angenehm empfunden, erspart zeitraubendes Hin- und Herrutschen, wenn vor Konzerten, die an einem ungewohnten Ort stattfinden, die Stühle schon vor dem Eintreffen der Mitwirkenden durch zwei oder drei Freiwillige nach den Anweisungen des Dirigenten aufgestellt und mit den Namen der Spieler angeschrieben werden.

Zur **Gemeinschaft** tragen auch das Zusammensitzen und Plaudern nach den Konzerten, die festlich gestaltete GV, und der „Höck“ am Ende jedes Quartals bei, zu dem abwechselungsweise die Mitglieder Ess- und Trinkbares mitbringen. Auch Glückwünsche zu Geburtstagen und allerlei kleine Geschenke führen mit der Zeit zu einem angenehmen „Orchesterklima“.

Noch ein Wort zum individuellen **Üben zu Hause**. Jeder Laienspieler pflegt sein bewährtes Vorgehen. Er erinnere sich aber auch an das, was vor Jahrzehnten die Musiklehrerin oder der Musiklehrer sagte. Nicht einmal ausnahmsweise stundenlang üben und dann wochenlang nicht mehr! Viel besser ist es, regelmässig, d.h. jeden Tag das Instrument für eine gewisse Zeit hervorzuholen. Zur Erholung und Freude spiele man ein Lieblingsstück, konzentriere sich aber alsdann vor allem auf die Läufe und die schwierigeren Griffe im Konzertprogramm.

Dietikon, 15. Juli 2001. Karl Klenk.

Nachtrag zu den Orchester-Erfahrungen

Ansteckend und belebend wirkt die Begeisterung der Dirigenten für die von ihnen den Laienmusikern vorgelegten Musikstücke. Plötzlich erkennen die Spieler durch **geschickte Hinweise betreffend Betonung, Dynamik und Akzente** bisher verborgen gebliebene Schönheiten. Doch ach, des Dirigenten Eifer hat auch eine Kehrseite.

In jeder neuen Orchesterprobe muss er das schon früher Erklärte wiederholen, weil sich die gleichen Fehler immer wieder einschleichen. Im **Dirigiereifer** versäumte der Dirigent, den Musikanten genügend Zeit zu lassen, um seine Anweisungen in Ihre Notenblätter einzutragen. Es wurde oft sogar weitergespielt, bevor alle Geiger ihre Instrumente richtig in die Hand genommen hatten.

Das Zürifest-Wochenende am 6., 7. und 8. Juli 2001.

In letzter Zeit berichten die Medien immer wieder von Gewittern, Regengüssen und Überschwemmungen. Man hat das Gefühl, die gefürchtete **Klimaveränderung** zeige bereits ihre unangenehmen Auswirkungen: Gletscher schmelzen immer weiter zurück, immer höher hinauf taut auch im Sommer der Boden auf, was zu Erdbeben und zu Hochwasser in Flüssen und Seen führt. In deutlicher Erinnerung bleibt der aussergewöhnliche Sturm „Lothar“, der eine Unmenge Fallholz erzeugte, in dem sich nun der Borkenkäfer ausbreitet.

Vor Jahren erlebte ich zwar mit einigen Schülern **ein wunderschönes Gewitter**. Von der Klewenalp aus bestieg ich am späteren Nachmittag mit einigen Freiwilligen den Klewenalpstock (1748 M.ü.M.). Vom Gipfel dieses Berges aus schauten wir, im prächtigen Sonnenschein der untergehenden Sonne sitzend, hinüber zum imposanten, 2210 Meter hohen Buochserhorn, als ganz plötzlich das Wetter umschlug!

Doch es war ganz eigenartig. Dunkle Wolken ballten sich unter uns zusammen, während wir weiterhin darüber im milden Sonnenschein sasssen. Plötzlich zuckte unter uns ein Blitz vorbei, und unmittelbar danach krachte ein gewaltiger Donner. Es war herrlich, **über den Wolken und über dem Gewitter** zu sein. Wir warteten geduldig ab, bis das Unwetter sich entladen, die Wolken sich verzogen hatten. Erst dann stiegen wir hinunter auf die Alp, wo wir übernachteten.

Auch auf **das Zürifestwochenende** waren Gewitter und Regengüsse vorhergesagt. Glücklicherweise waren diese aber gar nicht schlimm. Am Freitag, 6. Juli 2001, erst nach dem riesigen Feuerwerk, kurz vor Mitternacht, kam ein kräftiger Windstoss, gefolgt von leichtem Regen.

Der Volkstanzkreis Zürich musste um 23.00 Uhr auf dem Lindenhof mit einem längern **Programm, bestehend aus Schweizertänzen**, auftreten. Als wir eben unsern Auftritt überstanden hatten und zum Dank dafür einige Verpflegungsgutscheine ausgeteilt bekamen, setzte der erwähnte kurze Sturm ein und riss einen grossen Ast von einem der alten Bäume herunter.

Glücklicherweise wurde niemand verletzt, Als dieser Ast zwischen die vielen anwesenden Leute herunterkrachte, wendete ich mich um und sah, wie der Wind einen der Verpflegungsstände samt Grill und Verkaufspult umwarf. Die langen Metallfüsse standen in die Höhe, die Glut vom Grill und die Bratwürste rollten auf den Boden. Wer in der Nähe war, leistete Hilfe.

Mit vereinten Kräften wurden die Stangen gepackt und nach unten gezogen, das Dach des Standes wieder in Ordnung gebracht, und die hell am Boden glühende Holzkohle zertreten und von einsetzenden Regen ausgelöscht.

Begreiflicherweise begaben sich nun viele Festbesucher auf den Heimweg. Auch ich stieg hinunter zur **Bahnhofstrasse**, die in ihrer ganzen Breite und ihrer ganzen überblickbaren Länge dicht gedrängt voll Menschen war, die sich alle in gleichmässigem Tempo Richtung Hauptbahnhof bewegten. Ich fragte mich, ob wohl in einem der Züge, die ja während des Zürifests die ganze Nacht hindurch verkehrten, überhaupt noch ein freier Stehplatz zu finden sein würde!

Etwa alle zwei Minuten fuhr vom Hauptbahnhof aus ein langer Zug, bestehend aus Doppelstockwagen in irgend eine Richtung, alle fünfzehn Minuten auch nach Dietikon, Baden und Brugg. Die Bundesbahn bewältigte den Riesenverkehr reibungslos, und auch ich fand einen Sitzplatz. Etwa um ein Uhr morgens war ich zu Hause an der Holzmatt in Dietikon.

Am folgenden Samstagmorgen fand man mich wie jeden Tag im Ortsmuseum, wo ich die fälligen **Computereingaben für die Ortschronik** besorgte, dann aber kaufte ich in der Konditorei sechs feine Kuchenstücke fürs Mittagessen, denn Mirjam und Karl hatten sich auf etwa zwölf Uhr zum Mittagessen angemeldet.

Sie waren wie ich schon seit vielen Monaten zu einem dreifachen **Geburtstagsfest** nach Richterswil eingeladen. Silvia Lamprecht schrieb einer grossen Anzahl von Verwandten und Bekannten: *„Mein Geburtstag ist zwar kein runder, aber er fällt dieses Jahr auf einen Samstag. Das ist für mich ein Grund, zusammen mit zwei andern Geburtstagskindern diesen Tag tanzend zu geniessen....Es spielen uns zum Tanz: Barbara Giger-Hauser, Urs Tschan und Johannes Schmid-Kunz....Das Fest findet im Heubühnensaal der **Neugutscheune** statt....Wir treffen uns um 15 Uhr zur Polonaise. Um Mitternacht schliessen wir festlich....Bitte bringt uns Geburtstagskindern **keine Geschenke**, sondern, um dem Fest eine individuelle Note zu geben, wünsche ich mir ess- und tanzbare Zutaten....“*

Dies ist nur das Allerwichtigste aus dem sehr schön gestalteten Einladungsschreiben, in dem jedem einzelnen Gast, der seine Teilnahme schon anfangs 2001 gemeldet hatte, genau vorgeschrieben wurde, welchen Beitrag man von ihm erwarte. *„....Von dir, Karl, wünsche ich en Tanz, wo mer grad mit allne mache cha!....Johannes nimmt die Vorschläge entgegen und koordiniert sie....Wir freuen uns, euch alle am 7.7.2001 willkommen zu heissen. Lasst euch überraschen nach dem Motto: „**Ah, ihr känned s Lamprechts au?**“*

Seit mehreren Monaten hatte ich Mirjam und Karl nicht mehr gesehen. Nun aber trafen sie pünktlich aufs Mittagessen bei mir in Dietikon ein. Wir verspeisten die Kirschen-, Zwetschgen- und Aprikosenkuchen und assen dazu frische Himbeeren, Stachelbeeren, sowie weisse, rote und schwarze Johannisbeeren aus dem Garten. Als auch die verschiedenen Nachtlager vorbereitet waren, fuhren wir in Karls Auto nach Richterswil, wo wir genau um 15 Uhr eintrafen.

Als etwa vierzig Gäste anwesend waren, begannen die Musikanten zu spielen, und vor dem Haus führten Willi und Silvia Lamprecht mit Gross und Klein die **Polonaise** an, die am Schluss in den prächtig geschmückten Saal hineinfürte. Nach und nach trafen immer noch mehr Eingeladene ein. Es war mir nicht möglich, sie alle genau zu zählen. Es werden wahrscheinlich zwischen 60 und 80 Personen gewesen sein, die nach der Polonaise draussen und drinnen, im obern und untern Stockwerk des schönen Festsaaus plauderten.

Willi hatte in seinem Garten eine zu gross gewordene **Birke** gefällt und den Raum mit grossen, bis zur Decke hinauf reichenden Ästen geschmückt. Überall, in jeder Ecke standen riesige, wunderschöne Blumensträusse.

Das Motto, d.h. der Ausspruch: „Ah, ihr känned s Lamprechts au?“ erzeugte schon beim Begüssungs-Apéro und dann immer wieder die interessantesten Gespräche. Silvia Lamprecht war das erste, ein nettes kleines Mädchen das zweite und **Roswith Schmidt-Baer** das dritte Geburtstagskind.

Roswiths Mutter, Inge Baer-Grau, war Berufsmusikerin und spielte viele Jahrzehnte lang in der Schweizerischen Trachtenvereiung und im Volkstanzkreis Zürich mit ihrer Geige die Tanzmusik. Beinahe hundertjährig starb sie vor kurzem in Bremen, wo ihre Tochter Roswith Pfarrfrau ist. Roswith, selbst versierte Cellistin, war ursprünglich Lehrerin in Aeugstertal und langjähriges Mitglied des Volkstanzkreises Zürich. Ihren Geburtstag erklärte sie so: *„Ich bin geboren am 7. 7. (7mal7)-7, also am 7.7.42!“*

Roswith ist nun 59 Jahre alt. Sie arbeitete eine Zeitlang in Afrika, in der Mission, erzog in Bremen fünf Kinder, die nun auch schon erwachsen sind. Eine ihrer Töchter befasst sich erfolgreich mit interessanten Sprachstudien, befragte uns letztes Jahr während der Schweizerischen Volkstanzwoche in der „Laudinella“, St. Moritz, über mundartliche Ausdrücke und Wendungen.

Da Roswith in Dübendorf ein Haus erbte, kommt sie immer wieder in die Schweiz, will mit ihrer Familie wieder in der Schweiz wohnen, wenn ihr Ehemann pensioniert ist. Am „Lamprechtfest“ spielte sie mehrmals mit ihrem Cello in der Tanzmusikkapelle mit..

Am Geburtstagsfest musizierte auch von 15 Uhr an und bis spät in die Nacht hinein der kleine schätzungsweise fünf oder sechsjährige **Andrea Schmid** mit seiner kleinen Viertels- oder Achtelsgeige, d.h. er strich die von seinem Vater gestimmten leeren Saiten, denn Töne greifen mit der linken Hand kann er ja noch nicht. Es war ein Hochgenuss, ihm dabei zuzusehen, denn er machte alle Betonungen, Akzente und Pausen peinlich genau im Takt der Musikstücke mit, und am Schluss warf er seinen Bogen genau wie sein Vater in die Höhe.

Wenn sich nach einer Tanzpause das Orchester zum Weiterspielen bereitmachte, dann ergriff **der zukünftige Virtuose** ganz „ungeheiss“ sein Miniaturinstrument. Man sah Andrea an, dass er sich aufs Mitspielen freute. Mit ernstem Gesicht stellte er sich neben das Orchester. Offensichtlich hatte er das Gefühl ein unentbehrlicher Musikant zu sein. Sein Vater Johannes sagte, der Kleine freue sich sehr auf die Violinstunden, die er nächstens besuchen darf.

Die einzelnen „**Tanzblöcke**“, bestehend aus freien und vielen von den verschiedenen Gästen instruierten und geleiteten in- und ausländischen Volkstänzen, wurden durch längere „Schwatz- und Esspausen“ unterbrochen.

Die erste Pause war der **Apéro**, die zweite die **Glacépause**, die dritte das **Nachtessen**, die vierte die **Kaffeepause**, immer mit Selbstbedienung am reichhaltigen Büfett. Die Zeit verging im Flug mit vielen aufschlussreichen Gesprächen. Es war sehr angenehm ehemalige Tanzkreismitglieder wieder einmal zu sehen. Um zwölf Uhr halfen wir noch ein Weilchen beim Aufräumen.

Es regnete nicht nur, als wir nach Mitternacht zum Parkplatz hinunterwanderten, sondern auch während unserer ganzen Fahrt zurück nach Dietikon. Nach kurzem Schlaf, schon am Sonntagmorgen um acht Uhr, erwachte ich und frühstückte wie gewohnt, während Mirjam und Karl noch ausschlieften. In der Stube deckte ich für die beiden den Tisch und bereitete für sie das späte Frühstück.

Natürlich gab es viel zu erzählen, hatten wir uns doch vor dem „Lamprechtfest“, recht lange Zeit, wahrscheinlich seit dem „Familiientag“ im Mai, nicht mehr gesehen. Als um zwölf Uhr alles aufgeräumt war, reiste mein Besuch ab nach Steffisburg. Ich aber fuhr mit dem Zug nach Zürich, wo wir um 13 Uhr 45 zur Vorprobe für unsern zweiten etwas kleineren Auftritt bereit sein mussten.

Vorher blieb mir noch genügend Zeit, um einigen ausländischen Tanzgruppen zuzuschauen und um meine drei Zweifrankensbons an einem der offiziellen Verpflegungsstände einzulösen. Der Betrag reichte genau für eine feine Bratwurst mit einem Stück Brot. (Die Zeitungen meldeten am 9. Juli 2001, es seien am Zürichfest 180 000 Bratwürste und 60 000 Savelats verkauft worden. Gegen den Durst wurden 400 000 Becher und Flaschen Bier und weitere 400 000 alkoholfreie Getränke verkauft. Die Kehrseite der Konsumfreude waren 70 Tonnen Abfall, der von 170 Personen aufgeputzt wurde, und weitere 600 Tonnen Müll, der sich in Containern und Mulden ansammelte!).

Über eine Million Menschen vergnügte sich am „Zürifest“. Die grossen Feuerwerke am Freitag und am Samstag bildeten fürs Publikum die Höhepunkte. Für uns Volkstänzerinnen und Volkstänzer waren es natürlich unsere drei Auftritte auf der Bühne des Lindenhofs. Eine Tanzgruppe nach der andern wurde abwechslungsweise von einer Dame und einem Herrn vorgestellt.

Als wir an der Reihe waren, verkündete jeweils der Herr dem riesigen Publikum, nach all den vielen ausländischen Tanzgruppen komme nun der **Volkstanzkreis Zürich**, eine einheimische Gruppe, die älteste und grösste ihrer Art. Er betonte ganz besonders, dass bei uns **drei Generationen** miteinander tanzen, nicht drei Generationen der gleichen Familie, aber altersmässig sei jedes Alter vertreten vom Sechzehnjährigen bis zum Neunundachtzigjährigen. Der war ich, und ich wurde speziell vorgestellt und kräftig „beklatscht“.

Unser von Urs Utiger zusammengestelltes **Vorführungsprogramm** bestand am Freitag aus sechs, am Sonntag aus fünf Tänzen. Das waren im grösseren Programm Äplerschottisch, Selbviert, Schnurante-Walzer, Hinggi, Marschwalzer und Märtgässler. Anfang und Schluss der Tänze, sowie der Marschwalzer wurden zu Übergängen verwendet, was mir persönlich als **„Konzession ans Publikum“**, d.h. **„Verfälschung der Tänze“** nicht besonders gefiel und zugleich die Quelle für sich einschleichende Fehler war.

Ich sagte zwar kein Wort dazu, denn man muss die Jungen in ihrem Eifer wirken und gestalten lassen, ist es doch sehr erfreulich, dass wir immer wieder genügend Tanzleiterinnen und Tanzleiter finden, die sich mit viel **Idealismus** für unsere schöne Sache einsetzen. In seinem zweiten Rundbrief für den Volkstanzkreis Zürich schrieb Johannes Schmid-Kunz, der Vereinsvorstand müsse über die Fragen rund um die Vorführungen nachdenken, und ich verfasste dazu einen „Leserbrief“, siehe weiter vorn in diesem Text, Seite 2062!

Das „Zürifest“ war in der Tat ein **Fest der Superlative**, wurden doch rund 4200 Feuerwerkskörper abgefeuert, die rund 450 000 Franken kosteten. Mit einem Budget von 5,6 Millionen Franken gilt das „Zürifest“ als eines der grössten Feste Europas.

Das wechselhafte **Wetter** bewirkte zwar, dass im Jahr 2001 einige Attraktionen, z.B. Flugvorführungen, abgesagt werden mussten. Am schlimmsten erwischte es einen der beiden Heliumballone der Akrobatikshow „Flying Electra“. Der schon erwähnte **Föhnsturm in der Nacht auf Samstag** blies den von innen beleuchteten Ballon vom Zürcher Seebecken weg, so dass die Show abgesagt wurde.

Davon erlebte ich zwar nichts, und auch nichts vom Zwischenfall im Niederdorf, wo am Sonntagmorgen auf dem Rosenhof etwa dreihundert Leute, viele davon betrunken, randalierten und lärmten. Die herbeigerufene Polizei wurde mit Steinen und Flaschen beworfen, so dass sie schliesslich drei Personen verhaftete, Tränengas und Gummischrot einsetzte.

Am frühen Sonntagnachmittag probten wir auf der Wiese unterhalb des Lindenhofs nochmals unsere Überleitungen von Tanz zu Tanz. Nach der Aufführung reiste ich aber sofort wieder zurück nach Dietikon, wo ich im Ortsmuseum die am Samstag liegen gebliebene Arbeit nachholte. Um 19 Uhr 45 war ich aber pünktlich wieder auf dem Lindenhof zu unserer dritten Aufführung.

Das „Zürifest-Wochenende“ war für mich sehr erlebnisreich, aber auch anstrengend. Immer wieder wurde ich von ehemaligen Schülerinnen und Schülern, sowie von Leuten freundlich begrüsst, die mich in Kurswochen, z.B. in Fiesch, in Wildhaus oder St. Moritz etc. kennen gelernt hatten.

Goddag-Polka

Graziella Neukomm schreibt mir am 21. Mai 2001:

*„.....Mich beschäftigt die **Goddag-Polka (FT 2002)**, die von Birger Jörgensen choreografiert wurde, also als Schwedentanz gilt; jedoch die Musik ist tschechisch und wird auch in dieser Sprache gesungen und dazwischen „gegöst“ - eben echt tschechische Art. Was sagst du als Gründer des Nordischen Tanzvereins zu solchen „Ausrutschern“? Der Tanz an sich ist lustig und sehr drehfreudig.....“*

Wenn das so ist, dann müsste man wohl ausschreiben: **„Goddag-Polka, schwedischer Tanz zu tschechischer Musik.**

Da die Volkskunst oft Landesgrenzen überschreitet, ist dies vielleicht gar nicht so schlimm. Wir singen z.B. auch „Im Frühtau zu Berge...“, also ein deutsches Lied zu einer schwedischen Volksliedmelodie.

Ich fragte Erik Egloff, den Präsidenten der „Nordischen Volkstanzgruppe“, was er zu diesem Thema weiss, bekam aber bis heute noch keine Antwort. Was sagen die Tanzleiter des Volkstanzkreises Zürich? Besten Dank für jede Reaktion.

K. Klenk Karl Klenk
Holzmatt 15, 8953 Dietikon

Offenbar gehen alle von mir angefragten Volkstanzleiter mit mir einig, oder sie interessieren sich nicht sehr für das angeschnittene Problem. Ich bekam nur eine einzige schriftliche Antwort auf meine verschiedenen Anfragen und zwar von Geschäftsführer **Johannes Schmid-Kunz** auf offiziellem Schreibpapier der Schweizerischen Trachtenvereinigung. Er schreibt:

„Besten Dank für deine Zeilen. Natürlich war mir beim ersten Hörtermin betr. Goddag-Polka klar, dass es sich bei dieser Musik um ein tschechisches Stück handelt. Tatsächlich habe ich mich sofort gefragt, was wohl der Grund für diese Musikwahl sei.

Heute habe ich jedoch damit überhaupt kein Problem, wenn ich auch bei der Instruktion dieses Tanzes immer auf den Sachverhalt aufmerksam mache. Ich glaube, dass im „Internationalen Volkstanz“ so viel Missverstandenes auf dem Markt ist, dass diese kleine Schizophrenie nicht eine spezielle Diskussion verdient“.

Dieses Ergebnis meiner Bemühungen leitete ich anfangs Juli 2001 weiter an Graziella Neukomm. K.K.

JOHANNES SCHMID-KUNZ

Geschäftsführer

Karl Klenk

Bubikon, 12. Juni 2001

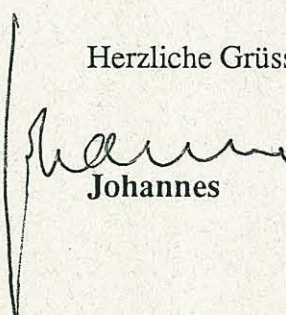
Goddag-Polka

Lieber Karl

Besten Dank für deine Zeilen. Natürlich war mir beim ersten Hörtermin betr. Goddag-Polka klar, dass es sich bei dieser Musik um ein tschechisches Stück handelt. Tatsächlich habe ich mich sofort gefragt, was wohl Grund für diese Musikwahl sei.

Heute habe ich jedoch damit überhaupt kein Problem, wenn ich auch bei der Instruktion dieses Tanzes immer auf den Sachverhalt aufmerksam mache. Ich glaube, dass im «Internationalen Volkstanz» so viel Missverstandenes auf dem Markt ist, dass diese kleine Schizophrenie nicht eine spezielle Diskussion verdient.

Herzliche Grüsse


Johannes

Lilli Happle tanzte eifrig mit in der von mir gegründeten Senioren-Volkstanzgruppe Dietikon. Diese fröhliche Gruppe besteht nun bereits seit zwanzig Jahren. Leider verschwinden immer wieder Mitglieder aus gesundheitlichen Gründen und altershalber, aber es gelingt auch erfreulicherweise, gelegentlich neue Mitwirkende zu gewinnen.

Nach einer Krebsoperation musste Lilli Happle bestrahlt werden und sich einer Chemotherapie unterziehen. Obwohl sichtlich geschwächt, tanzte sie noch viele Monate in der Gruppe mit, dann aber lasen wir ganz unerwartet im „Limmattaler Tagblatt“ ihre Todesanzeige.

Lillis Schwester gab in dieser Anzeige an, man möge ihr, statt bald verwelkende Blumen aufs Grab zu spenden, einen Betrag für Lillis geliebte **Senioren-Volkstanzgruppe** einzahlen, was zur Folge hatte, dass ich nach einigen Monaten den Betrag von 150 Franken zugeschickt bekam.

Geld spielt zwar in unserer Gruppe gar keine Rolle, denn wir tanzen zu unserem Vergnügen und aus gesundheitlichen Gründen, haben daher auch keine Kasse und keine Vereinsrechnung. Die anfallenden Spesen für die Tonträger und Weiterbildung werden aus kleinen, ganz freiwilligen Beiträgen bezahlt. Nun hatten wir aber plötzlich ein Vereinsvermögen von 150 Franken!

Ich dankte Lilli Happles Schwester mit einem netten Brief für die Unterstützung und schrieb, sobald die Tanzgruppe wieder einmal auswärts an einem Pro Senectute-Anlass teilnehme, dann werde der Betrag für die anfallenden Reisespesen verwendet.

Endlich, am 23. Juli 2001, kam eine Gelegenheit, bei der ich das Gruppengeld loswerden konnte. **Lilly Schwarz** lud alle zu sich nach Hausen bei Brugg zum Mittagessen ein. Die Mitglieder wollten sich in den Sommerferien einmal zum Plaudern und zur Pflege der Geselligkeit treffen.

Heidi Schenk aus Zürich-Höngg und Agnes Meier nahmen mich in ihrem Auto mit nach Bremgarten, wo wir Luise Blatter abholten. In Hausen trafen nach und nach **zwölf Gruppenmitglieder** ein, einige weitere waren wegen ihren Ferienaktivitäten am Mitfeiern verhindert.

Obwohl **Luise Blatter**, die Mutter des Schriftstellers Silvio Blatter, seit einiger Zeit aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr zu den Tanzproben nach Dietikon kommt, höchstens von Zeit zu Zeit zum Zuschauen und anschliessenden Kaffeetrinken, gehört sie zu den Personen, die Lilli Happle gut kannten.

Diesen und den fleissigsten Probenbesuchern übergab ich je zehn Franken an die Kosten des Sommerausflugs. So wurde ich endlich den grössten Teil des „Happlegeldes“ los. Drei Gruppenmitglieder, die nicht nach Hausen kommen konnten, werden ihre zehn Franken in den ersten Tanzproben nach den Sommerferien bekommen.

Da angenehmstes **Sommerwetter** herrschte, konnten wir auf der Wiese, im Schatten eines alten Pflaumenbaumes die verschiedenen Speisen und Getränke ausprobieren. Dabei wurde eifrig diskutiert. Am Nachmittag wollten einige in der Nähe wandern, andere mit der Fähre über den Rhein fahren und auf deutscher Seite Waldshut einen Besuch abstatten.

Schliesslich wurde ganz demokratisch abgestimmt und beschlossen, gemeinsam **Waldshut** zu besuchen. Da offenbar das Fährboot nur jeweils zur vollen Stunde den Rhein überquert, war plötzlich die Zeit knapp. In Eile wurden wir auf einige Autos verteilt. Lilly Schwarz, die den komplizierten und recht weiten Weg zur Schiffstation am Rhein kannte, fuhr im „Tempo Teufel“ voraus, und es war recht schwierig, ihr Auto nicht aus den Augen zu verlieren.

Wir waren auf dem Weg von Hausen über Windisch, Brugg, Döttingen, Klingnau nach Füll noch mehrere Kilometer von der Fährschiffstation entfernt, und unsere Uhren zeigten schon längst zwei Uhr, so dass wir befürchteten, das Schiff sei abgefahren. Doch zum Glück stand es noch am Schweizerufer, und der Kapitän wartete bis wir alle aus unsern Autos ausgestiegen waren.

In grossem und schwungvollem Bogen wurden der stark strömende Rhein und die **Landesgrenze** gequert. Niemand verlangte einen Pass oder einen Identitätsausweis, und es hatte auch niemand von uns Ausweispapiere bei sich. Ja, die Zeiten haben sich seit meiner Jugend gewaltig geändert. Damals war jeder Grenzübertritt zwischen der Schweiz und Deutschland eine äusserst komplizierte Angelegenheit mit genauer Leibesvisitation und Gepäckkontrollen.

Ein schattiger **Waldweg** führte uns ziemlich steil hinauf zum alten Städtchen, das man durch ein Stadttor betritt. Ähnlich wie z.B. in Murten oder Grüningen sind auf beiden Seiten der auffällig breiten Hauptstrasse die hohen Häuser lückenlos aneinandergesetzt. Sie tragen oft Namen und allerlei Inschriften, z.B. Erinnerungen an einen Brand, und alle sind hübsch mit Blumen geschmückt.

In der Mitte der von zahllosen **Verkaufsläden** aller Art gesäumten Hauptstrasse fliesst ein sauber kanalisiertes Bächlein, und es wimmelt von flanierenden Besuchern, die hier allerlei einkaufen oder sich in den Strassencafés unterhalten. Da wir Schweizer uns im Gewimmel der vielen Leute immer wieder aus den Augen verloren, beschlossen wir, nicht länger aufeinander Rücksicht zu nehmen. Jeder Einzelne und jedes Grüppchen solle frei zirkulieren, einkaufen oder einkehren, aber punkt vier Uhr wieder bei der Fähre eintreffen.

Ich verliess die Altstadt, Richtung Basel, durch das andere **Stadttor** am Ende der interessanten Siedlung. Einer Studentin erschien ich offenbar vertrauenswürdig, denn sie wollte mich über einen deutschen Fernseh- oder Radiosender ausfragen von dem ich als Schweizer noch nie etwas gehört hatte. Ein Interview kam daher leider nicht zustande.

Da ich durch eine Kette von eigenartigen Zufällen nach **Waldshut** verschlagen worden war - von mir aus wäre ich niemals hierher gereist -, wollte ich die interessante Siedlung genauer kennen lernen. Ich stellte nördlich der Hauptstrasse zwei und südlich eine Parallelstrasse fest. An allen diesen Strassen locken die verschiedensten Verkaufsgeschäfte. In einem Schaufenster sah ich drei griechischen **Landschildkröten**, die verbissen gegeneinander kämpften, denn die eine wollte nach rechts, die andere nach links, wie gelegentlich auch die Menschen. Die dritte Schildkröte wich wohlweislich dem Kampf aus und fand in der Mitte des Terrariums den Salatteller! In andern Geschäften wurden prächtige Bergkristalle, wunderschöne Blumen und Modeartikel feilgeboten, wie in St. Moritz.

Als ich auch noch die grüne Kirche gesehen hatte, wanderte ich hinunter zum Fluss und folgte einige Kilometer weit dem schattigen **Uferweg**. Ganz selten fuhr ein Radler an mir vorbei. Ein einsamer Fischer hatte soeben einen halbmeterlangen Fisch gefangen. Auf meine Frage, ob das ein Hecht sei, zeigte er mir seine Beute, **eine Barbe**, und sagte, alles was kleiner sei, werfe er ins Wasser zurück.

Hüfthoch über dem Niveau des Strandwegs war an einer Mauer der Hochwasserstand vom 13.5.1999 angezeigt. Punkt vier Uhr traf ich „meine Leute“ bei der Fähre, und wir setzten uns diesmal während der kurzen Überfahrt aufs Oberdeck. Mit drei andern Seniorenvolkstänzerinnen reiste ich über Klingnau, Tegerfelden, Endingen, Lengnau, Unter- und Oberehrendingen nach Baden und zurück nach Dietikon.

Seit Jahren wurde unser **Nationalfeiertag** immer dann gefeiert, wenn ich in der Sing- oder in der Volkstanzwoche, also in Wildhaus oder in St. Moritz weilte. Endlich im Jahr 2001 verbrachte ich wieder einmal den 1. August in Dietikon. Ich stand schon früh vor sechs Uhr auf und hängte in der Morgendämmerung die grosse Schweizerfahne hinaus.

Im Lauf des Vormittags schrieb ich Briefe und besorgte die fällig gewordenen Zahlungen. Dann blieb mir noch eine Stunde Zeit für die dringendsten Arbeiten im Garten. Um 12 Uhr 15 jedoch verfolgte ich die eindrückliche **Ansprache Bundespräsident Leuenbergers**. Er befasste sich u. a. mit dem Verhalten der Schweiz im Umgang mit politischen Gegnern und mit Minderheiten. Obwohl Leuenberger von der linken Seite herkommt, wirkte er neutral und auf alle Seiten versöhnlich und ausgleichend, was ich schon vor Jahren, als er noch gar nicht im Bundesrat war, bei einer Podiumsdiskussion in Dietikon feststellen konnte.

Am Nachmittag herrschte eine grosse Hitze, die ich mit einem kurzen Mittagsschläfchen überbrückte, dann aber machte ich mich zu Fuss auf den Weg durch den Wald zum Friedhof und weiter nach Urdorf, wo im Embrisaal Elisabeth Lüchingers Buch zur **Geschichte Urdorfs** vorgestellt wurde. Punkt 16 Uhr traf ich an Ort und Stelle ein. Meine ehemalige Musterschülerin **Elisabeth Lüchinger**, die damals in der Sekundarschule noch Elisabeth Grob hiess, begrüsst mich und stellte mir ihre Eltern vor. Auch **Kurt Gutknecht**, der Gemeindepräsident von Urdorf, kam herbei und sagte, er habe seinerzeit in der gleichen Klasse wie Elisabeth bei mir die Sekundarschule besucht.

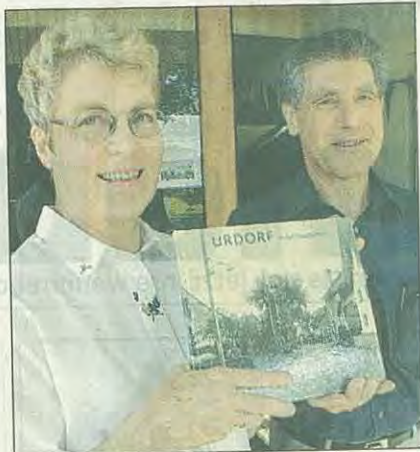
Ausser drei oder vier andern ehemaligen Schülern meldete sich bei mir vor allem Sekundarlehrer **Bruno Wipf**, der im Vergleich zu früher recht hergenommen aussah. Er unterrichtete viele Jahre an unserer Schule in Dietikon, zog aber nach Urdorf, als diese Gemeinde 1958 ihre Sekundarschule von der in Dietikon abtrennte. Wipf musste wegen Prostatakrebs Bestrahlungen und auch Chemotherapie durchstehen, was ihn sichtlich hernahm.

Auch mein ehemaliger Schüler und jetziger Nachbar am Flurweg zur Holzmattstrasse in Dietikon, der Journalist **Flavio Fuoli**, drückte mir die Hand. Er war damals zart und klein, ist heute schlank und so gross, dass er auf alle herabschauen kann. Sein Zeitungsartikel über die Urdorfer „Buch-Vernissage“ erschien schon am 2. August 2001 im „Limmattaler Tagblatt“, siehe Rückseite dieses Tagebuchblattes.

Gemeindepräsident Gutknecht eröffnete pünktlich um vier Uhr die Veranstaltung im Embrisaal mit der Begrüssung der vielen Anwesenden, wobei er mich zuallererst namentlich erwähnte und meinem „Hitze-Fussmarsch“ hervorhob. Der ganze Saal spendete mir einen starken Begrüssungs-Applaus! Dann schilderte er ausführlich die Entstehung des ersten Buches, das Urdorf je herausgab, ohne auf dessen Inhalt einzugehen.

Anschliessend beschrieb die Verfasserin, Elisabeth Lüchinger, mit Dias den Inhalt des Buches und gab daraus einige **lustige Episoden** bekannt, was gewaltig zum Kauf des Werks anregte. Es ist offenbar noch gar nicht so lange her, dass Urdorf aus zwei unabhängigen Dörfern bestand, aus Nieder- und Oberurdorf, die sogar zu verschiedenen Bezirken, ja Kantonen gehörten.

Einst unterrichtete in Urdorf ein Lehrer, der aus Süddeutschland stammte, was dort Aussprüche erzeugte wie: „Geh in d'Schweiz nei und mach dei Glück“ und „Setz e Brill uf und geh in d'Schweiz, dert kannsch Schuelmeischer sei!“ Um 1900 lebten viele Deutsche in der Schweiz, gegen das Ende des Jahrhunderts waren es vor allem Italiener.



Chronik Elisabeth Lüchinger und Gemeindepräsident Gutknecht. FOTO: FUG

Als es noch zwei «Urdef» gab

Urdorf Präsentation der Dorfchronik vor der Feier

Besondere Freude für Urdorfs Gemeindepräsident Kurt Gutknecht: Vor dem Beginn der eigentlichen Feier präsentierte er vor einem vollen Embrisaal die neue Dorfchronik von Elisabeth Lüchinger, das erste Buch, welches die Gemeinde je herausgab. Die Dorfchronistin hatte zusammen mit einem Team während vier Jahren die Geschichte der beiden Urdorf – die erst 1930 fusionierten – zusammengetragen. Gutknecht würdigte das Werk («ich habe es in einem Zug gelesen») als eine faszinieren-

de Beschreibung des Lebens in alter Zeit. Er kündigte den zweiten Band an, der die Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg bis heute zum Thema haben soll. Er hoffe selbstverständlich auf die Mitarbeit der Dorfchronistin, sagte er.

Diese blickte auf eine arbeitsintensive Zeit zurück. Sie vertiefte sich in historische Schriften oder in die Notizensammlung des legendären Dorfhistorikers Christian Stamm und erwähnte den Wandel der Zeit, der sich nicht zuletzt in der Sprache ausdrückt. «Mein Grossvater sagte noch Urdef zu Urdorf.» Die heutigen «Urdefer» hatten sichtlich Freude an der Chronik. Mit langanhaltendem Applaus würdigten sie das Werk. Elisabeth Lüchinger schliesslich musste sich beinahe die Finger wund schreiben, um die frisch verkauften Bücher zu signieren.

Feier der Vereine

Nach bewährtem (und beliebtem) Muster feierte Urdorf anschliessend rund ums Embrisaal ein Dorffest, an dem sich die Vereine mit verschiedenen Beizen hervortaten.

Festredner war Neo-Gemeinderat Andreas Weisflog (SVP). Er erinnerte sich an seine Kindheit als Ferienbub auf einem Berner Bauernhof, als man spielerisch 1.-August-Reden hielt. «Mir wei widereinisch zämmeschta», gipfelte die Rede der Buben. Damit habe man damals den Sinn der Feier erfasst. Der Sinn könne nur sein, den privaten Zirkel aufzubrechen und die Verschiedenartigkeit der Miteidgenossen wahrzunehmen, die aber genau so verwurzelt seien im Ort wie in unserem Land. (fuo)

Auch die bekannte Geschichte vom unbeliebten „Querkopf“, der im „Herweg“ an der Grenze zu Dietikon wirtete, wurde aufgefrischt. Um den „Zwänggrind“ endlich loszuwerden, wurde sein Land, nach einem geheimen Gemeinderatsbeschluss „**usgmarchet**“, d.h. die Grenzsteine wurden schon am Tag nach der Beschlussfassung so versetzt, dass der starrsinnige Einwohner Urdorfs plötzlich zu Dietikon gehörte. Doch der Gemeinderat hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Unbeliebte verlegte seinen Wohnsitz bald darnach ins Zentrum von Urdorf.

Am Ende des Vortrags bildete sich eine lange Schlange Wartender, die alle den soeben erworbenen ersten Band der Urdorfer Ortsgeschichte von der Verfasserin signieren lassen wollten. Am 21.8.2001, d.h. an der nächsten Sitzung der Heimatkundekommission Dietikon, werde ich abklären lassen, ob unser Museum das Buch erhalten hat, wenn nicht, ob es angeschafft werden soll.

Für mich folgte der Rückmarsch nach Dietikon, wo ich rechtzeitig eintraf, um mir auf dem Kirchplatz die 1.-August-Ansprache von **Regierungsrat Dr. Markus Notter** anzuhören. Notter, SP, unser ehemaliger Stadtpräsident, wohnt in Dietikon. Er befasste sich in ähnlich versöhnlichem Geist mit eher lokalen Problemen.

Die Autotüre

Am 6. Juni 2001, halb acht Uhr abends, vor der Orchesterprobe, war ich eben im Begriff rechts neben dem parkierten Auto von Herbert Krebs in den nächsten freien Parkplatz hineinzufahren, als Herbert, der etwas schräg parkiert hatte, plötzlich und ohne nach hinten zu schauen, sehr rasch rückwärts fuhr. Ich hatte keine Zeit mehr, um anzuhalten, den Rückwärtsgang einzuschalten und auszuweichen.

Mit ordentlichem Krach prallte unser Cellist an die linke Vordertüre meines neuen Volvos. Da es schon ziemlich dunkel war, und da wir den Schaden oben an der Türe suchten, konnten wir nichts Besonderes feststellen. Herbert meinte: „Es hat wahrscheinlich nichts gemacht!“

Am 7. Juni, morgens bei Tageslicht, betrachtete ich mein Auto an seinem Standort im Garten etwas genauer. Leider musste ich feststellen, dass die Türe unten recht stark eingedrückt war. Sofort telefonierte ich Herbert Krebs und erklärte ihm, ich müsse den Schaden unverzüglich meinem Garagisten zeigen und fragen, ob die verbogene Türe wieder geradgedrückt werden könne.

Unmittelbar nach diesem Telefongespräch meldete ich mich in der Dietiker Volvogarage, und der Fachmann erklärte mir ohne zu zögern, der Schaden könne nicht repariert werden, er müsse eine neue Türe bestellen. Doch vorher sei das Versicherungsproblem abzuklären.

Mit dem Automechaniker besprach ich das weitere Vorgehen. Da der Verursacher des Schadens bekannt war, musste dessen Versicherung an einem noch zu bestimmenden Tag einen Experten zur Besichtigung der eingedrückten Türe in die Volvo-Garage nach Dietikon schicken. Da dieser Experte ganz sicher mit der Montage einer neuen Türe einverstanden sein werde, könne diese ohne Zeitverlust schon jetzt bestellt werden.

In der Mittagszeit an diesem 7. Juni 2001 telefonierte ich Herbert Krebs, der den Fall seiner Versicherung, der „National-Versicherung“, Bärengasse 32, 8022 Zürich, meldete. Am Nachmittag fuhr ich mit eingedrückter Türe zur Orchesterprobe nach Wettingen. Niemandem fiel der Schaden auf, denn er ist an meinem dunkelblauen Auto ganz unten.

Regionaldirektion Zürich
P. Stamm + H.R. Müller
Bärengasse 32
8022 Zürich

① Durchwahl: 01 218 55 32
Fax: 01 218 55 96
e-mail: sabrina.bosio@national.ch

Herrn
Karl Klenk
Holzmattstr 15
8953 Dietikon

Behandelt von: **Sabrina Bosio**

Ihr Zeichen

Ihr Schreiben vom

Unser Zeichen
NIV

Datum
6. Juli 2001

Ihr Verkehrsunfall mit Herrn Krebs vom 06.05.2001
Schaden-Nr. 215/13.01.03120-7

Sehr geehrter Herr Klenk

Nach den uns vorliegenden Unterlagen beläuft sich die zu erbringende Entschädigung auf

Fr. 2'683.55

Den erwähnten Betrag werden wir der Auto Lips AG in Dietikon überweisen.

Damit betrachten wir den Fall als abgeschlossen und hoffen, Ihnen mit unserer Schadenerledigung gedient zu haben.

Mit freundlichen Grüßen

Schweizerische
National-Versicherungs-Gesellschaft
Regionaldirektion Zürich



Nicole Vogel
Schadendienst

Sowohl am folgenden Montag zur Tanz-, als auch am Mittwoch zur Orchesterprobe fuhr ich mit eingedrückter Türe nach Zürich, und wieder bemerkte niemand den Schaden. Dann aber, am Donnerstag, konnte ich das Auto zur Besichtigung durch den Experten und zur anschliessenden Montage der neuen Türe in der Volvo-Garage Dietikon abgeben.

Schon nach zwei Tagen war die neue Türe eingesetzt. Ich konnte den reparierten Wagen abholen, musste allerdings nach einer Woche noch einmal für zehn Minuten vorbeikommen, denn eine Zier- und Schutzleiste, die nicht rechtzeitig geliefert wurde, musste noch aufgeklebt werden.

Anfangs Juli 2001 bekam ich von der „Nationalversicherung“ einen Brief mit dem folgenden Wortlaut: *„Ihr Verkehrsunfall mit Herrn Krebs vom 06.05.2001. Schaden-Nr. 215/13.01.03120-7. Sehr geehrter Herr Klenk. Nach den uns vorliegenden Unterlagen beläuft sich die zu erbringende Entschädigung auf Fr. 2'683.55. Den erwähnten Betrag werden wir der Auto Lips AG in Dietikon überweisen. Damit betrachten wir den Fall als abgeschlossen und hoffen, Ihnen mit unserer Schadenerledigung gedient zu haben. Mit freundlichen Grüssen. Schweizerische National-Versicherungs-Gesellschaft. Regionaldirektion Zürich. Nicole Vogel. Schadendienst.“*

Dieser Zwischenfall kostete mich zwar keinen Rappen, wohl aber ganz erhebliche Umtriebe, viele Telefonate und einen beträchtlichen Zeitverlust. Ich ärgerte mich aber gar nicht über die langen Fussmärsche zwischen der Holzmattstrasse und dem äussersten Westen Dietikons, wo sich die Volvogarage befindet. Sie ersetzten mir die gesunde Seniorenwanderung!

Bei dem gegenwärtig sehr heissen Wetter, **Ende August 2001**, arbeite ich so viel als möglich **im Garten**, der mir da und dort etwas verwildert. Zwischen den Granitplatten der Wege und in den Himbeeren muss dringend gejätet werden. Die abgeernteten Ruten sind herausgeschnitten, die neuen aufgebunden.

Nun muss ich dringend die **Kartoffeln** ausgraben, deren Stauden längst verdorrt und im Unkraut total verschwunden sind! Zum Glück essen meine Nachbarskinder die vielen **Brombeeren**, die dieses Jahr jeden Tag reif werden. Oft rüste ich bis tief in die Nacht hinein das prächtige **Fallobst** zum Dörren oder Einkochen.

In meinem Garten erinnern mich da und dort **Steine und Pflanzen** an Erlebnisse aller Art. Gleich neben der Haustüre liegt ein brauner, faustgrosser und erzhaltiger Klumpen, den ich aus der Gegend von Herznach heimbrachte, wo ja früher das Eisenerz ausgebeutet wurde. Den ebenfalls braunen, schinkengrossen Stein, der vor meinem Bürofenster liegt, schleppte ich vor Jahren von der Bovalhütte zu Tal.

Dort, wo heute der grosse **Kirschbaum** steht, wuchs 1944, als wir das Landstück kauften, ein grosser Birnbaum, der jedes Jahr viel Mostobst hervorbrachte. Schwager Paul Baumberger, der Bruder Marias, pflanzte ihn um, so dass wir reichlich saftige Butterbirnen ernten konnten. An einem der untersten Äste hingte ich für Karl und Ueli die beliebte Schaukel auf. Gerne kletterten die grösser werdenden Buben hoch in den Wipfel hinauf.

Einmal konstruierten die beiden eine kunstvolle Seilbahn, die aus dem obersten Geäst des Baumes über das Gerüst der Stangenbohnen bis hinunter zum Bürofenster führte. Karl und Ueli hätten die grossen reifen Williams-Butterbirnen ernten sollen. Statt dessen bastelten sie „zur Vereinfachung ihrer Arbeit“ stundenlang an dieser komplizierten Seilbahn.

Schliesslich wurde auch eine der schönen Birnen geerntet, mit akrobatischer Kletterei hoch in den Baum hinauf zur „Bergstation“ der Bahn gebracht und in die Seilbahnkabine eingeladen. Mit elegantem Schwung raste sie dann bis zum Bohnengerüst hinunter, wo ihr von der Bockleiter aus weitergeholfen werden musste, so dass sie schliesslich die „Talstation“ am Bürofenster erreichte. Nach stundenlanger „Ingenieursarbeit“ waren am Abend tatsächlich zwei oder drei Birnen geerntet!

Leider kann ich mich nicht erinnern, weshalb dieser denkwürdige **Birnbaum gefällt** werden musste. Eines Tages setzte ich mit der Hilfe meines Vaters einen jungen aus dem Garten in Meilen stammenden Kirschbaum an seine Stelle.

Auf der „Hürnen“ in Meilen stand westlich des Einfamilienhauses ein grosser und nördlich, nahe bei der Haustüre, ein ganz junger **Kirschbaum**. Auf dem Grossen fand oft zur Zeit der Kirschenenernte das fröhliche Kirschenessen statt, bei dem die Jungmannschaft der beiden Familien Klenk und Altorfer jeweils mehr oder weniger vollzählig gleichzeitig auf dem Baum herumkletterte.

Der Junge, Selbstgezogene und selbst mit der aus Pfaffenhofen stammenden besonders fleischigen Sorte Gepfropfte wurde eines Tages nach Dietikon verfrachtet, wo er inzwischen zu einem Prachtexemplar herangewachsen ist. Jeden Frühling blüht er prächtig und sieht aus wie ein riesengrosser Blumenstrauss. In den letzten Jahren wurden jedoch nur ganz wenige der Blüten befruchtet, denn es war zur Blütezeit meist kalt, und es regnete, so dass keine Bienen unterwegs waren. Entsprechend gering war daher die Kirschenenernte.

Auf der Einladung zu meiner Geburtstagsfeier 1997 im Hotel Zürichberg hatte ich ausdrücklich vermerkt, man solle mir keine Geschenke bringen. Evi und Peter Manz jedoch übersahen offenbar diese Bemerkung und schenkten mir einen zweiten jungen Kirschbaum, der sich nun vor meinem Küchenfenster gut entwickelt. Dieses Jahr trug er zum ersten Mal eine einzige Kirsche.

Erinnerungen weckt auch die sehr schön blühende Pflanze „**Epilobium angustifolium**“, das weitverbreitete Weidenröschen, das vom Parkplatz der Talstation bei der Muottas-Muragl-Bahn her stammt. Vor vielen Jahren, am Ende einer schweizerischen Volkstanzwoche in St. Moritz, unternahm ich mit Maria einen Ausflug auf den Schafberg zur Segantinihütte. Vor der Rückfahrt zum Kurszentrum „Laudinella“ nahmen wir einige der davonfliegenden Samen mit. Wir säten sie zu Hause in Dietikon in unser Gebüsch, wo sich nun die hübsche Pflanze seit bald zwanzig Jahren wohl fühlt.

Einige ihrer Samen flogen auch über die Strasse und hinauf zur benachbarten Wiese. Dort wuchsen sie ungeniert im Gras und wurden mit diesem vom Landwirt, bevor sie blühten und bevor sie besonders auffielen, abgemäht. Eines Tages entdeckte ich ein Epilobium ganz nahe am Drahtzaun. Ich band es am Zaun fest und schrieb dazu: „Bitte diese Pflanze nicht abmähen!“

Mein Wunsch wurde tatsächlich erfüllt. Das Pflänzchen wurde etwa anderthalb Meter hoch und blühte wunderschön. Als ich eines Tages mit Herrn Dr. Bruno Maier hier vorbeikam, sahen wir wie ein kleiner Knabe, ein Erst- oder Zweitklässler, den prächtigen Blütenstand erblickte und abriss. Vielleicht wollte er damit seiner Mutter eine Freude machen. Dr. Maier redete dem Kleinen ins Gewissen und sagte: „In einem fremden Garten darf man doch keine Blume abreißen! Zerstör' sie nicht! Stelle sie wenigstens in eine Blumenvase!“

Ein anderes Epilobium taucht überall im Garten als gar nicht gern gesehenes Unkraut auf. Meist sind seine unscheinbaren, hellroten Blüten nicht recht geöffnet. Diese Pflanze könnte in keinem Blumenstrauss verwendet werden. Sie wird daher fleissig ausgerissen und auf den Komposthaufen geworfen.

Letzthin sah ich eine der kleinen Blüten genauer an und staunte. Die vier etwa drei bis sechs Millimeter langen, rotvioletten Kronblätter sind genau herzförmig und sehr hübsch. Diese Pflanze heisst **Epilobium parviflorum**, kleinblütiges Weidenröschen.

Es wäre noch viel Interessantes von meinem Garten zu erzählen. Die **Iberis**, deutsch „**Schleifenblume**“, blüht schneeweiss. Maria jedoch besass eine Sorte mit roten Blüten und gab Frau Mühlich vor etwa dreissig Jahren einige Exemplare. Aus Mühlichs Garten gelangte die rote Iberis auch zu Frau Märki-Frey nach Schlieren, zu einer meiner ehemaligen Schülerinnen, der Tochter von Pfarrer Frey, die ich gelegentlich auf der grossen Seniorenwanderung antreffe.

Frau Märki erzählte mir unterwegs von diesem „**Klenkblümchen**“, dessen richtigen Namen sie gern gewusst hätte, legte mir auch ein Exemplar ohne Laubblätter in meinen Briefkasten, das ich mit dem besten Willen nicht bestimmen konnte. Auch in meinem Garten fand ich nirgends diese eigenartige Blume, die sich bei Mühlichs und Märkis unter der Bezeichnung „Klenkblümchen“ noch heute ungehindert vermehrt.

Die Fachleute der Gärtnerei Leuenberger sagten mir, es handle sich um eine „Zuchtform“ der Schleifenblume, was ich Frau Mühlich und Frau Märki mitteilte. Da ich ja selber keine „Klenkblümchen“ mehr besass, gab mir Frau Mühlich wieder einige Exemplare, von denen eines ein Jahr lang überlebte. Diese Pflanze kommt nur als **Iberis umbellata** und **Iberis „Rosa Cardinal“** im Gartenbuch vor, nicht aber im Bestimmungsbuch für die „Wildpflanzen“.

Auch im Jahr 2001 führte das „*Orchester der ref. Kirchgemeinde Zürich-Albisrieden*“ unter der Leitung von Hansjörg Weltin in Bergdietikon und in Zürich-Albisrieden je ein **Sommerkonzert** durch. Wir spielten hübsche Tansätze aus dem 16. bis 20. Jahrhundert, d.h. Werke von P. Attaignant, T. Susato, G. Gastoldi, P. Peuerl, G. F. Händel, J. Haydn, Chr. W. Gluck, F. Mendelssohn, J. Lanner, A. Dvorak, A. Lloyd-Webber.

Am 6., 7. und 8. Juli 2001 wurde wieder einmal mit Riesenrad und grossem Feuerwerk das **Züri-Fest** durchgeführt. Auch der Volkstanzkreis Zürich beschloss, einige Schweizertänze beizutragen, und auch ich meldete mich zur Mitwirkung. Da der junge Tanzleiter Urs Utiger etwas besonders Schönes zeigen wollte, erfand er Aufzüge und Übergänge von einem Tanz zum andern, was zwei Extraproben in der französischen Kirche Zürich, beim Bahnhof Stadelhofen, erforderte.

Am Freitagabend um 23 Uhr, nach einer Vorprobe auf der Wiese unterhalb des Lindenhofs, traten wir mit unserm etwas grösseren Programm zum ersten Mal auf. Weitere Auftritte bestritten wir am Sonntag um 14 Uhr 45 und um 23 Uhr mit unsern abgekürzten Tanzprogramm. Am dazwischen liegenden Samstag, am 7.7.2001, fand das bereits beschriebene grosse Lamprechtfest statt.

Nach den Auftritten mehrerer ausländischer Volkstanzgruppen (Mexiko, Indien, etc.) stellte uns ein netter Herr jedesmal dem zahlreichen Publikum als **grösste einheimische Tanzgruppe** vor.

Er betonte, unsere Tänze seien echte Schweizertänze, und in unserer Gruppe seien die Mitglieder nicht alle ungefähr gleich alt, nein, bei uns tanze jede Generation, **Jung und Alt**, fröhlich miteinander.

Die jüngsten Mitglieder des Volkstanzkreises Zürich sind sechzehn Jahre alt, denn von diesem Alter an dürfen sie abends mit Vereinen in den Turnhallen der Stadt Zürich proben. Ganz besonders hob der Präsentator hervor, das Volkstanz habe bestimmt auch einen gesundheitlichen Wert, denn das älteste Aktivmitglied unseres Vereins sei 89 Jahre alt und auf der Bühne mittanzend anwesend. Er stellte mich als Mitbegünder des Vereins und als dieses älteste Mitglied persönlich vor, worauf ich mit einem **Riesenapplaus** geehrt wurde.

Unser Auftritt war ein grosser Erfolg. Unter den Zuschauern entdeckte ich mehrere bekannte Gesichter, ehemalige Kreismitglieder, Bekannte aus Sing- und Tanzwochen, auch Martin Hotz, Zug, den Erfinder des „Seppels“. Kaum waren wir aufgetreten, kam ganz plötzlich ein gewaltiger **Windstoss**.

Von einem alten Baum wurde ein grosser Ast heruntergerissen, der zum Glück niemanden verletzte. Gleichzeitig wurde unmittelbar neben mir ein Würstlistand aus dem Boden gerissen und umgekehrt. Auch der „Bratwurstgrill“ stürzte um, Glut und Würste rollten über den Boden. Die vielen anwesenden Festbesucher machten sich nützlich, zogen die in die Höhe stehenden Beine des „Würstlistandes“ herunter und halfen Stand und Grill wieder herzurichten. Den grossen, den Weg versperrenden Ast zogen wir zur Seite.

Da nun plötzlich auch noch der **Regen** einsetzte, begaben sich die meisten Festbesucher auf den Heimweg. Ich stieg hinunter zur Bahnhofstrasse, die in ihrer ganzen Breite dichtgedrängt voll Heimkehrer war, die sich alle Richtung Hauptbahnhof bewegten. Da im Zeitabstand von etwa zwei Minuten lange Züge bestehend aus Doppelstockwagen den Bahnhof in alle möglichen Richtungen verliessen, gelang es der Bundesbahn den ganz ausserordentlichen Andrang reibungslos zu bewältigen. Etwa um ein Uhr nachts war ich zu Hause.

Die Familien-Sing-, Tanz und Musizierwoche Leuenberg, 4. bis 11. August 2001.

Wahrscheinlich war ich einer der ersten Teilnehmer, die sich schon anfangs Jahr zur zweiten „Singwoche Leuenberg“ anmeldeten. Da ich aber bis zum Juli 2001 keinen Bericht und keine Rechnung bekam, wurde ich unsicher und fragte mich, ob ich vielleicht doch vergass, mich zu melden, ob vielleicht meine Meldung übersehen wurde, oder ob man mich vielleicht als „alten Knochen“ in der jugendlichen Woche gar nicht mehr sehen wolle.

Schliesslich telefonierte ich der Organisatorin Ruth Hauser, Hadlikon-Hinwil, um die Frage zu klären. **Meine Bass-Stimme** ist wirklich nicht mehr viel wert. Trotzdem freue ich mich jeweils auf die abwechslungsreichen Singstunden, besonders aber aufs Musizieren im Orchester und auf den Volkstanz. Ausserdem ist es auch immer sehr angenehm viele der lange Zeit nicht mehr gesehenen Bekannten mit ihren fröhlichen Kindern wieder einmal anzutreffen. Ausserdem besuche ich ja seit 1952 jedes Jahr die Singwoche, zuerst im „Lihn“, Kerenzberg, dann in Wildhaus und nun auf dem Leuenberg.

Ruth beruhigte mich und sagte, ihre Tochter, Ursi Hänni-Hauser in Uetikon am See, betreue neuerdings (als Nachfolgerin von Elsbeth Spörri, Gränichen) das „Singwochensekretariat“ und verschicke in den nächsten Tagen **die Rechnungen**.

Schon am folgenden oder übernächsten Tag traf meine Rechnung bei mir in Dietikon ein, und ich bezahlte am 16. Juli 2001 595 Franken. Bei meiner Ankunft erfuhr ich dann, man habe mich aus irgendwelchen Gründen „umplatzieren“ müssen. Ich bekam statt des vorgesehenen Zweierzimmers ein viel schöneres Einzigerzimmer mit eingebauter Dusche und WC. Da ich sehr „pflegeleicht“ bin, war ich sofort einverstanden und bezahlte nach der Woche den Mehrbetrag von 285 Franken.

Letztes Jahr erlebte ich den genau umgekehrten Fall. Vom bestellten Einzigerzimmer, das ich schon bezogen hatte, zog ich gleich am ersten Tag mit der Hilfe von Silvia Trautweiler in ein anderes Haus, da dort eine Frau mit ihrem Sohn das WC nicht ausserhalb ihres Zweierzimmers besuchen konnte. Ich bewohnte also allein ein Zweierzimmer ohne Dusche und ohne WC. Natürlich bekam ich nach der Kurswoche einen ansehnlichen Geldbetrag zurück.

Für die **Fahrt** von Dietikon auf der Autobahn und durch den Bölchentunnel nach Diegten und von dort aus über Land nach Hölstein und bis zum Kurszentrum Leuenberg benötigte ich mit dem Volvo anderthalb Stunden, d.h. von 12 Uhr 15 bis 13 Uhr 45.

In der **Eingangshalle** wurde ich wie alle andern nach und nach eintreffenden Teilnehmerinnen und Teilnehmer von Ruth Hauser, Silvia Trautweiler, Elsbeth Spörri, und verschiedenen der andern Kursleiterinnen und Kursleitern freundlich begrüsst. Auf einem Tisch lagen die „Namentäfel“ bereit und jemand half mir, meinen Zimmerschlüssel und mein schönes Zimmer zu finden.

Um 15 Uhr 30 versammelten sich alle zur offiziellen **Begrüssung** im Foyer, wo die vielen Gruppenleiterinnen und Gruppenleiter und die weitem an der Singwochenorganisation beteiligten Persönlichkeiten vorgestellt wurden. Diese **Begrüssungsvorstellung** ist jedes Jahr eine spannende Sache, denn sie wird durchs Leiterteam immer wieder originell und ganz neu gestaltet.

Vor Jahren setzten sich die Teilnehmer nach Alter in konzentrischen Kreisen, wie in Jahrringen eines riesigen Baumes, die ältesten Teilnehmer ganz innen. Einmal stellte man sich nach Herkunftsorten, einmal nach Arbeitsgruppen vor, und für dieses Jahr hatte das Team ein **Quodlibet** komponiert und passende Texte dazu erfunden. Man bestaunt immer wieder den Einfallsreichtum und das Können des Leiterteams.

Die fünf Lieder des Quodlibets wurden sogleich der Reihe nach erlernt, was mit den vielen begabten Sängerinnen und Sängern ohne Schwierigkeiten auf Anhieb gelang.

Das Lied auf blauem Papier lautete: *„Uf em Leueberg gaht's los, vieli chömed, chli und gross, singe wänds und tanze-n-au, zäme s'luschtig ha genau.“*

Das zweite Lied auf grünem Papier: *„Eusi Musikante, die stimmmed gli' d'Instrument; spieled dänn für alli hüt z'Nacht scho zum Tanz.“*

Das dritte Lied auf rotem Papier: *„Und bi eus bald Grosse, da weiss mer nie so rächt, was da gaht, öb mer gönd go schlafe oder no fäschte tüend.“*

Das vierte Lied auf gelbem Papier: *„Au scho die Chline, die tanzed und singed, sie üebed und spieled im Wald und im Huus.“*

Das fünfte Lied auf braunem Papier: *„Und wär nöd möcht tanze Tag und Nacht lueget eifach zue: dänkt so für sich: isch nüt für mich, ich bruche mini Rueh.“*

Diese fünf Lieder, die nur am ersten Nachmittag gesungen wurden, illustrieren die **Vielseitigkeit der Woche**, und die lustige Vorstellungs-Aktion zeigt auch, welche grosse und sorgfältige Vorbereitungs-Arbeit das Leiterteam für jede Kleinigkeit der Woche leistet. Die verschiedenen Kindergärtnerinnen betreuten anschliessend die Kleinen in andern Räumlichkeiten, während im Chor von den Erwachsenen noch bis zum Nachessen Lieder aus dem Singprogramm gesungen und anschliessend von den Volkstänzerinnen und Volkstänzern die ersten Tänze aus dem Tanzprogramm eingeübt wurden.

Um 20 Uhr 30, als die Kleinsten ins Bett gebracht waren, trafen sich die Erwachsenen wieder im Foyer, an dessen grosser, weisser Wand nun das etwa drei Meter hohe **Bild eines prächtigen, grünen Baumes** prangte. Dieses Riesengemälde, das uns noch die ganze Woche erfreuen sollte, hatten die Kleinsten mit der Hilfe der Kindergärtnerinnen in ihrer ersten Malstunde vor dem Nachessen hergestellt.

Die nach und nach im Foyer eintreffenden Kursteilnehmerinnen und Kursteilnehmer bekamen von Ruth Hauser an der Eingangstüre ein apfelförmiges Stück Papier in richtiger Grösse, wobei Ruth, die ja alle Teilnehmenden am allerbesten kennt, gut darauf achtete, dass jeder die richtige Apfelfarbe bekam.

Man erriet nach und nach das „**Wochenthema Apfel**“. Die Lieder und Musikstücke befassten sich so viel als möglich mit dem Apfel und dem Apfelbaum. Auch die von allen Mitwirkenden angesteckten „Namentäfelchen“ waren mit verschiedenen, lustigen Apfelbildern verziert, und das Kinderprogramm behandelte den Kampf gegen die Maden in den Äpfeln des Baumes im Schlossgarten.

Die sehr verschiedenen Wochenthemen früherer Jahre waren z.B. „Wald“, „Märchen“, „Reisen“, „Jahreszeiten“, „Zirkus“, etc.

Als an diesem ersten Abend der zweiten Leuenberg-Singwoche, am „**Vorstellungsabend**“, die Erwachsenen vollständig im Foyer versammelt waren, wurde nach einigen einleitenden Worten und Liedern der Reihe nach von jedem Teilnehme erzählt, wie er dazu kam, an dieser musischen Woche teilzunehmen.

Frau „X“ kannte Hausers in Hinwil und war von Ruth, Eugen, Ursi oder Barbara auf die Woche aufmerksam gemacht worden. Da diese Frau schon seit Jahren die Singwochen besucht, klebte sie den mit ihrem Namen versehenen Apfel an den „Hauser-Ast“ im grünen Apfelbaum.

Herr „Y“ war von Spörris, Gränichen, eingeladen worden. Da er zum ersten Mal an der Familiensingwoche teilnahm, klebte er alle Äpfel seiner Familie aussen an den „Spörri-Ast“.

Fräulein „Z“ kannte Trautweilers, Niedergösgen, und begeisterte Teilnehmer früherer Wochen. Ihr Apfel mit ihrem Namen wurde in der Nähe des „Trautweiler-Asts“ angeklebt.

Andere Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren durch Renate und Andreas Wirth, durch andere Leiterinnen und Leiter des Wochen-Teams oder durch die Berichte und Erzählungen früherer Kursteilnehmer zur Teilnahme angeregt worden.

Als ich mit meinem dunkelroten Apfel aufgerufen wurde, kam ich in grosse Verlegenheit, denn als ich sagen sollte, wer mich im Jahr 1952 einlud, da kam mir der Name der Kindergärtnerin nicht rechtzeitig in den Sinn. Sohn Karl besuchte bei ihr in Dietikon den Kindergarten, sie war Mitglied des Volkstanzkreises Zürich und leitete seit einigen Jahren das Volkstanz in den Frühlings-Singwochen Theo Schmidts im „Lihn“, Kerenzberg.

Doch ich fasste mich rasch und sagte: „*Meine Vorgängerin, die Volkstanzleiterin der „Lihnsingwochen“, suchte 1952 im Volkstanzkreis Zürich einen Nachfolger. Ich sprang gerne ein und besuchte seither jedes Jahr die Singwoche, jahrzehntelang als Tanzleiter auf dem Kerenzerberg, später in Wildhaus. Nun bin ich nur noch gewöhnlicher Teilnehmer. 2001 ist also **meine Fünzigste Familien-Sing-, Tanz- und Musizierwoche.** 1956 gründete ich auch noch die „Schweizerische Volkstanzwoche“ auf dem Kerenzerberg, die heute in St. Moritz durchgeführt wird.*“

Für diese Mitteilung erntete ich grossen Applaus. Meinen dunkelroten Apfel durfte ich ganz unten beim Stamm des Wunderbaums anbringen. Immer wieder forschte ich in meinem Hirn nach dem total verschwundenen Namen der Kindergärtnerin. Und siehe da, nach vier Tagen, am Mittwoch endlich, tauchte er plötzlich wieder auf. Sie hiess **Lilli Niederer**, war vor einem halben Jahrhundert im Tanzkreis sehr aktiv, gründete auch und leitete eine Zeitlang eine „Untergruppe“, den B-Kreis. In Dietikon wirkte sie als beliebte Kindergärtnerin. Da sie leicht lispelte, wurde ihre „reizende Sprechweise“ von den Schülerinnen und Schülern ihres Kindergartens, auch von unserm Sohn Karl, angenommen. Später zog sie nach St. Gallen, wo ich sie aus den Augen verlor.

Es war sehr spannend, von den Kursteilnehmern zu erfahren, wie sie beinahe alle durch persönliche Kontakte zur Musik, zum Singen, zum Tanzen und schliesslich zum Besuch der „Familien--Sing-, Tanz- und Musizierwoche“ ermuntert wurden. Je weniger Singwochen ein Teilnehmer besucht hatte, umso heller war sein Apfel, und um so weiter vom Stamm entfernt wurde dieser angeheftet. Nur ganz Vereinzelte besuchten die Woche zum ersten Mal.

Im Sommer 2001 fand die „Singwoche“ erst **zum zweiten Mal auf dem „Leuenberg“** statt; vorher war sie **zwanzigmal in Wildhaus** durchgeführt worden. Nur ganz wenige ältere Teilnehmer die dunkelrote Äpfel ganz in der Nähe des Stamms angebracht hatten, besuchten schon Singwochen im „Lihn“, bevor das „**Hauser-Trautweiler-Spörri-Team**“ existierte. Sehr viele mehr oder weniger hellrote Äpfel prangten schliesslich in der Nähe der drei Hauptäste.

Eine weitere Gruppe bestand aus Personen, die erst in Wildhaus zur Singwoche stiessen. Je nach der Dauer des Mitmachens wurden **vier Gruppen** von Teilnehmern unterschieden, und zwischen der Vorstellung dieser einzelnen Gruppen wurde jeweils ein passendes Lied angestimmt. Am Schluss des abwechslungsreichen ersten Abends fixierten die wenigen Neulinge ihre gelbgrünen Äpfel ganz aussen im Geäst des Wunderbaums, und man hatte auf lustige Weise alle erwachsenen Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Woche kennengelernt.

An diesem ersten Abend, gleich nach dem offiziellen Abschluss, legte ich mich in meinem Luxuszimmer zur Ruhe, während die Musikanten noch ein Weilchen spielten und viele Teilnehmer in der Cafeteria das Wiedersehen feierten. Es war etwa 22 Uhr 15, und ich hatte das Gefühl schon ausserordentlich viel erlebt zu haben, vermisste zwar den besinnlichen Text zum Abschluss des Tages, den in früheren Singwochen vor allem Silvia Trautweiler gestaltet hatte.

Obwohl ich schon längere Zeit aufgestanden war, begann der Sonntag, 5.8.01, mit angenehmer **Weckmusik**, die für die ganze Woche von Urs Utiger organisiert wurde. Die „Ad hoc-Gruppen“, die etwas vorzutragen hatten, schrieben sich in die Liste ein, die in der Eingangshalle angeschlagen war. Beim Wecken zogen sie mit ihrem Programm von Haus zu Haus und ernteten stets den verdienten Applaus.

Schon am ersten Tag, am Sonntag, 5.8.2001, wurde nach dem „Normalstundenplan“ vorgegangen:

Tagesablauf	Erwachsene	Jugendliche	Kinder
8.00	Frühstück		
9.00	Chorsingen	Jugendtanzen	Singen Tanzen Spielen, Basteln
10.20			
10.40	Tanzen in zwei Stärkeklassen	Jugendchor	
12.00			
12.15	Mittagessen		
15.00	Instrumentalgruppen, Blockflötengruppen		
16.20			
16.30	Chorsingen	Jugendtanzen	Singen Tanzen Spielen, Basteln
17.10			
17.20	Tanzen in zwei Stärkeklassen	Jugendchor	
18.00			
18.15	Nachessen		
20.15	Abendprogramm		Nachtruhe

Für jede Altersgruppe wird den ganzen Tag bestens gesorgt. Da einige Leute nur singen und musizieren, nicht aber tanzen, befindet sich die Volkstanzlektion am Schluss der Halbtage, so dass sich deren „Freistunde“ oder „Zusatzpause“ vor den Hauptmahlzeiten befindet, und wer kein Instrument spielt, genießt eine etwas längere Mittagspause. Es entstehen also keine unangenehmen „Zwischenstunden“. Seit ich Singwochen besuche, d.h. seit 1952, belegte ich immer alle drei Fächer: Singen, Musizieren und Tanzen.

Die Musikanten konnten ausprobieren, welche der sechs Gruppen für sie die Geeignetste war. Mich hatte Ruth Hauser von Anfang an der **Salonmusik** zugeteilt. Von dieser Gruppe werde ich noch ausführlicher berichten, zuerst aber hier noch die Tabelle der übrigen Möglichkeiten:

Instrumentalgruppen für Erwachsene:

A	Salonmusik, alle Instrumente (auch Blockflöten), mittel bis schwierig	Ueli Trautweiler
B	Von Barock bis Pop, alle Instrumente (auch Blockflöten), einfach bis mittel	Eugen Hauser
C	Blockflöten, mittel bis schwierig	Silvia Trautweiler
D	Blockflöten, einfach bis mittel	Elsbeth Spörri
E	Volksmusik (CH und international), mittel bis schwierig	Barbara Giger-Hauser
F	Volksmusik (CH und international) einfach	Ursi Hänni-Hauser

Instrumentalgruppen für Kinder und Jugendliche

(Jugendliche ab 12 Jahren, welche ein Instrument gut spielen, können sich bei der Auswahl für Erwachsene anmelden)

Das „Kaffi Leuenberg“ bot während den Pausen Gelegenheit zum gemütlichen Schwatz und stand uns auch abends für verschiedene Aktivitäten zur Verfügung. Im Abendprogramm für Erwachsene und Jugendliche fanden nebst Workshops auch Vorführungen des in der Woche Erlernten Platz. An den „speziellen Abenden“, z.B. Kinderabend und Schlussabend, trugen wir festliche Kleidung oder die Tracht.

Ueli Trautweiler verteilte in der ersten Zusammenkunft der etwa zwölf Leute, die sich mit **Salonmusik** befassen wollten, die Musiknoten. Es war ein grosses Potpourri aus der Operette **Maske in Blau** von Heinz Hentschke (Text: Günther Schwemm, Musik: Fred Raymond). Mir gab er „Violine 1 Direktion“. Ausser den vier Violinen mit verschiedenen Stimmen befanden sich in unserer Gruppe noch etwa vier Bläser, Block- und Querflöten, ein Gitarrist, eine sehr begabte Harmonikaspielerin, und ein Schlagzeuger.

Unser Dirigent meinte, er wolle dieses Jahr mit uns Laienspielern statt verschiedener kleinerer Stücke ein zusammenhängendes **grösseres Werk** in Angriff nehmen, doch ach, als wir die Noten näher betrachteten, da graute uns! Auf meinen Blättern z.B. waren meist mehrere Stimmen so eng ineinander hineingedruckt, dass ich im raschen Spieltempo nicht in der Lage war, die Noten zu erkennen, die ich spielen sollte und vielleicht, wenn ich Glück hatte, auch spielen konnte.

Den andern Spielern der Gruppe erging es genau gleich, und als wir musizierten, wurde aus der „Maske in Blau“ eine grauenhafte „Maske in Grau“, bestehend aus vielen Misstönen. Einige erwogen daher den Austritt aus der Gruppe der Salonmusiker, doch Ueli meinte, wenn man das Stück etwas besser kenne, dann sei es gar nicht so unheimlich schwierig.

Am Ende der ersten Probe bat ich Ueli um einige „blutte“, d.h. **unbeschriebene Notenblätter** aus seinem Notenblock, und am Sonntagabend, nach dem offiziellen Tagesabschluss, schrieb ich bis weit über Mitternacht hinaus die Noten meiner Melodie aus dem so katastrophal gedruckten Werk heraus. Nun war die Sache leserlich, und es bestand die Hoffnung bis zum Schlussabend etwas Rechtes zustande zu bringen.

Auch andere „Salonmusiker“ folgten meinem Beispiel und schrieben sich ihre Noten von Hand heraus. Und, welche Freude, in den wenigen Tagen bis zur Vorführung gelangen uns die gefälligen Tänze, der Foxtrott „Die Juliska aus Budapest“, das Lied „In dir hab ich mein Glück gefunden“, der Tango „Am Rio Negro“ und der Walzer „Tempo flott“ samt der Ein- und den eleganten Überleitungen, so dass unsere Musik viel Freude machte, obwohl sie nicht bis ins letzte Detail ausgearbeitet war.

Jeder Tag brachte uns ein anderes **Abendprogramm**. Es begann jeweils um 20 Uhr 15 und verlief immer wieder ganz anders. Am Montag hielt Paul Mangold, lic.phil., Sissach, einen aufschlussreichen **Diavortrag** über Brauchtum und Sagen im Kanton Baselland, am Dienstag und Mittwoch konnte jeder Teilnehmer den ihm zusagenden „**Workshop**“ auswählen, am Donnerstag wurde der **Kinderabend**, am Freitag der Schlussabend, d.h. das öffentliche **Konzert mit Tanz** durchgeführt.

Mit **Paul Mangold** besuchte uns gleich die halbe „Oberbaselbieter Ländlerkapelle“, in der er ja selbst mitwirkt, und die von seinem Bruder **Urs**, dem Clarinettisten, geleitet wird. Diese Volksmusikkapelle zählt zu den allerbesten in der Schweiz. Sie spielt seit Jahren nicht nur am Zürcher Volkstanzball und an den sogenannten „Offenen Volkstanzabenden“ in Zürich, sondern auch da und dort bei allen möglichen Veranstaltungen, insbesondere der Trachtenvereinigungen. Auch hier im Leuenberg, am Vortragsabend erfreute sie uns mit ihrer fröhlichen Musik.

Durch den Diavortrag lernten wir das obere und das hintere Baselbiet bestens kennen. Paul Mangold berichtete von geisternden und spukenden Mönchen, von den Nünichlinglern, von den Ärdwybli und allerlei Ähnlichem.

Zu diesem Vortrag waren auch Interessenten aus der näheren und weiteren Umgebung des Leuenbergs bei freiem Eintritt eingeladen, und es erschienen auch mehrere, denn diese Veranstaltung war offensichtlich, wie auch das „Schlusskonzert mit Tanz“ vom Freitag in der Lokalpresse der Gegend und in Basel ausgeschrieben worden.

Die Angebote der **Workshops** vom Dienstag- und Mittwochabend waren sehr vielseitig, und man hatte die „Qual der Wahl“ zwischen singen, musizieren und tanzen. Wer singen wollte hatte die Wahl zwischen ganz verschiedenen Richtungen, z.B. Madrigale, Gospel, Jugendchor, Volkslieder und anderes.

Ebensoviele Möglichkeiten bestanden beim Musizieren. Eugen Hauser z.B. leitete eine Gruppe, die nicht nur alte Bündnertänze wie „Storta da Crusch“ sondern auch noch andere alte Tänze spielte. Dabei kamen seltene Instrumente, wie z.B. das Krummhorn zum Einsatz.

Silvia Trautweiler und Elsbeth Spörri betreuten mit grösseren Werken eine Gruppe von Holzbläsern und Streichern, wobei sich alle Arten von Blockflöten, von der allerkleinsten bis zum meterhohen Bass beteiligten. Das unvorbereitete „Spielen ab Blatt“ machte grossen Spass, weil Silvia Notenmaterial vorlegen konnte, das die Spielgruppe ohne grosse Verstösse auf Anhieb meisterte. In dieser Gruppe wirkte auch ich mit.

Renate und Andreas Wirth, Barbara Giger-Hauser, Urs Utiger und Rolf Susmann befassten sich mit den Tanzenden, wobei Barbara das Tanzen in gemächlicherem Tempo, Urs das Internationale Tanzen, Rolf den Volkstanz für Jugendliche, vor allem sogenannte Blocktänze, anboten.

Am zweiten Workshop-Abend tanzte ich in der Gruppe von Urs Utiger ausländische Volkstänze wie z.B. Fairfield Fancy (Am), Od lo ahafti dai (Isr), Jingle bells - Variationen (E), Tea and Rice (Am), Rippling Rapids (Am), Levy Jackson Rag (E), Rakefet (Isr), und Ähnliches, das mir schon aus dem Volkstanzkreis Zürich bestens bekannt war.

Ich hätte natürlich auch gerne in vielen der andern Workshop-Gruppen mitgewirkt. Was dort alles geboten wurde, kann ich leider nicht schildern, weil ich ja nicht dabei war.

Traditionsgemäss war der **Mittwochnachmittag frei**. Jeder konnte ausruhen oder unternehmen was er wollte. Die Vormittagslektionen wurden ausnahmsweise so verkürzt, dass vor dem Mittagessen auch noch eine Musik- und Orchesterprobe möglich war.

Eine Gruppe besichtigte den Basler Münsterschatz, eine andere Strick- und Stickvorlagen aus dem 19ten Jahrhundert die in einem Museum der Gegend gezeigt wurden oder gar das Musikmuseum Basel. Familien mit Kindern bevorzugten die Schwimmbäder in Liestal und Waldenburg oder eine Wanderung durch den Wald, wozu sich glücklicherweise das sonnige Wetter eignete.

Das Abendessen fand an diesem Mittwochabend als „**Grillplausch**“ im Freien statt. Jedermann konnte sich, auch vegetarisch, und am langen Tisch mit Leckerbissen und Salaten aller Art bedienen.

In der „**Stubete**“ nach Grill hatten die Arbeitsgruppen Gelegenheit, dem „Plenum“ einige von ihren einstudierten Musikstücken vorzuführen. Verschiedene der Blockflötengruppen traten auf, Urs tanzte mit der zweiten Volkstanzgruppe für Erwachsene, Rolf mit den Jugendlichen, und dazwischen wurde bis spät in die Nacht gemeinsam (auch Hambo) getanzt .

Am nun folgenden Donnerstag wurde nach „Normalstundenplan“ vorgegangen. Für die Mittagspause jedoch wurde den Eltern geraten, die Kinder im Zimmer ausruhen zu lassen, da für sie der lange „**Kinderabend**“ bevorstand. Für die Kinder ab vier Jahren standen je nach deren bisheriger Entwicklung vier verschiedene Gruppen zur Auswahl.

K	Kinder- und Jugendorchester (ohne Blockflöten)	Urs Joss
L	Blockflöten für Jugendliche und junge Erwachsene	Fredi Fluri
M	Blockflöten für Kinder (mind. 1 Jahr Unterricht resp. 5 Töne)	Ruth Hauser
N	Musik und Spass (für Kinder ohne Instrument)	Paula Schären

Am Kinderabend waren natürlich die Allerkleinsten nicht dabei. Ich versuchte herauszufinden, wie viele Mitwirkende das Kinder- und Jugendorchester von **Urs Joss** zählte. Da es in einer Ecke, leicht versteckt hinter einem zweiten von der Kindergruppe für diesen Festabend gebastelten Apfelbaum spielte, konnte ich leider nur schätzen und kam dabei auf etwa zwanzig bis dreissig. Ganz vorne im Kinderorchester sasssen einige kleine „Streicher“ aus den untersten Klassen der Primarschule, die schon recht gut und rein geigen konnten. In den hinteren Reihen spielten im festlichen Eröffnungstück auch Flöten, Celli und Gitarren.

Es ist offensichtlich, dass sich die kleinen Künstler in einer solchen Singwoche gegenseitig nacheifern und gewaltig zum Musizieren anregen.

Nach einem Kinderbuch, in dem es sich um einen **Apfelbaum** im Hof des Königsschlusses handelte, hatten die Kindergruppen in den letzten Tagen fleissig gemalt, gebastelt, gesungen, getanzt und Theaterszenen geprobt. Eine ganze mit Spiessen bewaffnete Kinderarmee rückte vor gegen die Armee der Obstschädlinge, gegen die Maden und Würmer in den königlichen Äpfeln. Der König mit der Krone trat selber auf. Das Schloss mit dem Hof prangte als riesiges Gemälde aus Kinderhand an der Wand im Hintergrund. Tänze folgten auf Lieder und Theaterszenen bis zum glücklichen Ende des Apfelbaum-Dramas.

Die glücklichen Sieger bekamen schliesslich einen ganzen Sack voll Gold. Ihre „Superidee“ im Kampf gegen die Schädlinge hatte tatsächlich bestens gewirkt! Die erwachsenen Zuschauer waren ein dankbares Publikum, das mit grossem Applaus die Einzel- und Gruppenleistungen belohnte und dabei aus dem Staunen nicht herauskam, aus dem Staunen über die köstlichen Einfälle der Kindergärtnerinnen und Gruppenleiter, denen es gelang mit Liedern, Tänzen und Theaterszenen aus einer kleinen Kindergeschichte eine abendfüllende Aufführung zu gestalten.

Anschliessend, in der Cafeteria, hatten an diesem Abend die Kinder den Vortritt. Sie bekamen einen Spezialdessert, und die Singwochen-Tanzmusik spielte speziell für die Jüngsten geeignete Tänze. Viele Erwachsene trugen an diesem Kinderabend, um die Bedeutung des Fests zu unterstreichen, die Tracht oder festliche Kleidung. Bis Mitternacht durften die kleinen Akteure allein und mit den Erwachsenen tanzen, wobei sie eine grosse natürliche Freude ausstrahlten und allfällige anfängliche Hemmungen ganz selbstverständlich ablegten.

Um auch ganzen Familien mit mehreren Kindern die Teilnahme an dieser recht teuren musischen Woche zu ermöglichen, besteht seit einigen Jahren der **Unterstützungsverein**. Die Mitglieder dieses Vereins bezahlen jährlich mindestens fünfzig Franken, und es konnten auch Sponsoren für die schöne und nützliche Sache gefunden werden, so z. B. die „Gemeinnützige Gesellschaft“. Die Präsidentin dieses Vereins ist **Annemarie Bosshardt**, Adlerstr. 2a, Winterthur.

Schon am folgenden Tag, am Freitag, 10. August 2001, folgte der absolute **Höhepunkt der Woche**. Die Singwochenteilnehmerinnen und Teilnehmer erlebten das nächste grosse Fest, das schon mit den letzten Unterlagen zur Einladung angekündigt worden war.

Die „**Sissecher Holzmusig**“ und die „**Familien-Sing-, Tanz und Musizierwoche**“ luden gemeinsam ins **Studienzentrum Leuenberg**, Hölstein (BL) ein zu einem „**Konzert mit Tanz**“. Auf dem feuerroten „Flyer“ war unten zu lesen: „*Wir freuen uns auf Ihren Besuch. Eintritt frei, Kollekte zur Deckung der Unkosten*“.

Schon im Verlauf des Nachmittags trafen die ersten Konzertbesucher ein, meist Angehörige, die mitfeiern und einmal Übernachten wollten, aber auch Eltern von Kindern und Jugendlichen, die allein da waren und nun zur Heimreise am Samstag mit dem Auto abgeholt wurden.

Bernhard Spörri, der in früheren Singwochen stets als einer der Hauptleiter mitarbeitete, fehlte krankheitshalber dieses Jahr, tauchte aber zum Schlussabend auf und wurde herzlich begrüsst. Leider reiste er schon vor Mitternacht wieder heim nach Gränichen, wodurch er einige Höhepunkte des Fests verpasste, vor allem die Salonmusik und die Französische Quadrille.

An unserm **Abschlusskonzert mit Tanz** wurden die wichtigsten während der Woche eingeübten Werke aufgeführt, d.h. vom grossen **Chor** aus dem eigens für die Woche durch Ueli Trautweiler hergestellten 51-seitigen Chorheft von Gioachino Rossini „Il Carnevale di Venezia“ und „Ubi caritas et amor ...“ von Audrey Snyder (Text anonymous, 10th century). Die vielen nicht am Schlussabend aufgeführten Stücke und Lieder aus dem Heft, insbesondere auch Johann Pachhelbels „Canon in D“, das Baselbieterlied und anderes konnte schon während der Woche bei einer passenden Gelegenheit gesungen werden.

Zwischen den einzelnen Gesängen wurde von den verschiedenen Flötengruppen vorgespielt, von den Tanzkursen Passendes getanzt, und die „Sissecher Holzmusig“ spielte, so dass ein abwechslungsreiches Programm entstand. Die wichtigsten Tänze der Gruppe, in der ich mitwirkte waren: „Der Baselbieter Chriesipfäffer“, „Marianne“ (das ist eine amerikanische Quadrille), „Die Fiescherpolka im Walliserchäller“. Auch die Gruppen von Urs und Rolf führten zur allgemeinen Freude ihre wichtigsten Tänze vor. Dazwischen konnten aber auch die „auswärtigen“ Konzertbesucher immer wieder mittanzen.

Als absoluten **Höhepunkt** zeigten wir in drei Gruppen nach Mitternacht die „**Französische Quadrille**“. Es ist dies eine **Verballhornung der Française** aus Offenbachs Operette „Pariser Leben“. In diesem Werk kommt ein Engländer im Sommer nach Paris, um das elegante Leben der Weltstadt kennen zu lernen. Die noble Gesellschaft ist aber gar nicht in der Stadt, so dass sich das Dienstpersonal als Herrschaft aufspielt und den Fremden auf komische Art und Weise ins „Pariser Leben“ einführt! Die verschiedenen Touren der feierlichen und festlichen Française z.B. werden in anderer Aufstellung, in anderem Tempo und verziert mit lustigen Mätzchen getanzt.

Ich erspare mir die **Schilderung des Abschieds aus der Woche** und der Heimreise am Samstagvormittag, hoffe aber mit meinem Text gezeigt zu haben, wie **schön, erholsam und erlebnisreich** die Woche ist für Personen, die gerne singen, tanzen oder musizieren. In allen fünfzig musischen Wochen, die ich schon erlebte, wirkte ich stets in allen drei Disziplinen mit. Einzelne Teilnehmerinnen und Teilnehmer beteiligen sich nicht überall und geniessen um so mehr das Zuschauen..

Karl Klenk. September 2001.

Karl Klenk, Holzmatt 15
8953 Dietikon - ZH

Dietikon, 24.9.2001

An die Lehrerkrankenkasse
Sehr geehrte Damen und Herren.

Herzlichen Dank für den schönen **Geschäftsbericht 2000** und für die beiliegenden Briefe.

Ich begreife, dass ich nun zwei Versicherungen angehöre:

1. der Lehrerkrankenkasse für die obligatorische Grundversicherung,
2. der Patientenschutz-Versicherung für die Zusatzversicherungen.

Meine Zusatzversicherung für die Zahnpflege kündigte ich vor längerer Zeit und bin damit gut gefahren.

Ich wäre froh und dankbar, wenn Sie einmal mit fachmännischem Blick nachschauen könnten, welchen weiteren Zusatzversicherungen ich noch angeschlossen bin. Da ich nächstens **90 Jahre alt** werde und prinzipiell nie krank werde, frage ich mich, ob ich wirklich für den kurzen Rest meines Lebens noch Zusatzversicherungen benötige. Ich bezahlte seit den Dreissigerjahren (etwa seit 1934) regelmässig die Prämien und dachte dabei, es sei dies hauptsächlich aus Solidarität mit den Leuten, denen es nicht so gut geht wie mir.

Nur einmal, 1979, musste die Krankenkasse für mich einen grösseren Betrag aufbringen. Ich hatte im Aktivdienst zu wenig getrunken und daher einen Nierenstein bekommen.

Nun, was raten Sie mir, was würden Sie, persönlich, nicht einfach im Interesse der Kasse, an meiner Stelle tun?

Mit recht freundlichen Grüssen.

K. Klenk
Karl Klenk.

Nicht weit entfernt vom Bahnhof in Zürich-Örlikon traf ich am 12. Aug. 2001 Erika Von der Mühl mit Leuten ihrer Volkstanzgruppe. Auch sie war auf dem Weg zu den Zürcher Messehallen, wo die **Schweizerische Trachtenvereinigung** mit einem vielseitigen Programm ihr Bestehen seit 75 Jahren feierte.

Dieser Grossanlass war in ganz ungewohntem, neuem Geist ausgeschrieben als „**Tanz- und Familiensonntag**“ für Singen, Tanzen, Musizieren, Improvisationstheater und Werken mit Gratiseintritt für Jahrgang 1985 und jüngere. Personen aus der ganzen Schweiz wurden erwartet. Der Einladungstext lautete: *Alle sind herzlich willkommen. Nehmt Geschwister, Freundinnen und Freunde, Schulkolleginnen und Kollegen, Verwandte sowie Nachbarn mit!* (Ganz wichtig und neu für die Trachtenvereinigung ist vor allem die ausdrückliche Bemerkung:) **Auch ohne Tracht willkommen. Wir freuen uns auf viele Teilnehmer und Zuschauer!**

Als unvergessliches Familienvergnügen sollte dieser Festtag in die Geschichte der Schweizerischen Trachtenvereinigung eingehen.

Auf der Vorschau war ein Sing- und Tanzkindergarten mit einer „Gumpiburg“ für die 5 bis 6 Jahre alten Kinder angezeigt, ausserdem Kindertänze für die 7 bis 12 Jahre alten Schülerinnen und Schüler. Das Angebot für alle umfasste Basteln, Werken, Instrumente kennen lernen, Musizieren, Singen, Familientänze, internationale (d.h. ausländische) Tänze sowie Kontratänze.

Jede Stunde konnte beliebig von Disziplin zu Disziplin, d.h. von Halle zu Halle, gewechselt werden. Auch war es möglich, sich jederzeit nach Lust und Laune in den Restaurants der Messehallen oder mit einem mitgebrachten Lunch zu verpflegen. Mir genügte als Mittagessen ein Apfel aus dem Garten und drei Stücklein Knäckebrot. Die Anmeldungen wurden möglichst gruppenweise bis 31. Mai 2001 gewünscht.

Hauptorganisator war offensichtlich **Werner Vogel**, der gesamtschweizerische Volkstanzleiter. Schon Monate vor dem Anlass war ich von **Vreni und Hans-Jörg Huber**, den kantonalzürcherischen Volkstanzleitern, gebeten worden, am „Familienfest“ vom 12. August in Zürich zwischen 14 und 15 Uhr Kontratänze zu instruieren, und am Tanzabend der Dietiker Trachtengruppe versprach mir Werner Vogel, der auch in die Reithalle nach Dietikon gekommen war, eine Gratiseintrittskarte in die Zürcher Messehallen.

Ich hatte mir vorgenommen, die beiden Kontratänze aus dem Programm des Volkstanzballs 2002 und je nach der ausserdem noch zur Verfügung stehenden Zeit weitere zu zeigen. Zur Sicherheit bereitete ich fünf Tänze vor, den Allereinfachsten, d.h. „**Allemande Suisse**“ und dazu noch „**L' Eveillée**“, „**La Strassbourgeoise**“, „**La Petite Laitière**“ und als Beispiel eines komplizierten Kontratanzes noch „**La Danemark**“.

Kurze Zeit vor dem Familiensonntag, d.h. schon vor der Singwoche auf dem Leuenberg, traf bei mir ein Brief von **Renate Wirth** bei mir ein, und ich erfuhr, dass auch sie den Auftrag bekommen hatte, am geplanten Grossanlass Kontratänze zu unterrichten, und zwar von 11 bis 12 Uhr. Ihr Programm lautete: „**La Voluptueuse**“, „**L'Allonge**“, „**La Triomphante**“, „**Les Plaisirs Allemands**“ und „**La Silvie**“. Renate wollte verhindern, dass wir die genau gleichen Tänze unterrichten.

Ich schickte Renate sofort meine Tanzliste mit der Begründung der Auswahl, und in der Singwoche stellten wir fest, dass wir ganz unabhängig von einander verschiedene Tänze ausgewählt hatten. In Örlikon fanden unsere Lektionen zum Glück oben in der Halle Nummer 7 statt, wo die Akustik sehr gut war im Gegensatz zu den untern Hallen, wo man meist wegen des starken Widerhalls kein Wort verstand.

Hier unten fand mit feierlicher **Alphornmusik** die Eröffnung statt. Während der interessanten Begrüssungsreden allerhöchster Regierungsvertreter und Werner Vogels verstand man aber leider beinahe nichts, denn der Widerhall war viel zu stark. Sehr zu bedauern waren die Tanzleiterinnen und Tanzleiter, die später im Verlauf des Tages hier unterrichten mussten. Ich besuchte hier Urs Utiger, als er „Fairfield Fancy“, „Tea and Rice“ und weitere „internationale Tänze“ unterrichtete.

Die **Schlussveranstaltung** hätte nach ursprünglichem Festplan wieder unten in der grossen stark dröhnenden Halle stattfinden sollen. Doch zum Glück kamen die Organisatoren rechtzeitig zur Einsicht, dass dies sinnlos wäre, und so wurde überall verkündet, der Festabschluss finde im obersten Saal Nr.7 statt, wo im Lauf des Tages Lieder gesungen, feierliche Kontratänze und mit sehr vielen Kindern getanzt worden war.

An diesem Fest wurde ich von mehreren Bekannten aus Sing- und Tanzwochen begrüsst, insbesondere auch von Frau und Herrn **Dr. Bättig**. Er hatte sich in der Fiesch-Woche 2000 um mich gekümmert, als es mir dort durch eine sehr unangenehme Magenverstimmung so schwindlig wurde, dass ich beinahe die ganze Woche mit Fieber im „Bett“ (auf der Pritsche) verbringen musste.

Ich entdeckte bei dieser Gelegenheit einen wichtigen Grundsatz für die Gesundheit im Alter: **„Iss möglichst nie ohne deutlichen Hunger; trink aber häufig Wasser ohne Durst zu verspüren“**.

Was mich besonders freute, das war die Begrüssung durch einen ehemaligen Schüler, der behauptete, bis auf einen einzigen Satz habe er alles von meinem Sekundarschulunterricht wieder vergessen. Als ich ihn fragte, was denn das für ein besonderer Satz sei, da erklärte er mir, es sei ein Ausspruch, der ihn in seinem bisherigen Leben stets begleite. Zu ihm habe ich einst nebenbei gesagt: **„Wämmer scho öppis mached, dänn mached mers grad rächt!“** Ich jedoch hatte diesen Ausspruch total vergessen.

Herr Bohnenblust, der SVP Stadtpräsident Dietikons, hatte offenbar mehrmals versucht, telefonisch Kontakt mit mir aufzunehmen. Dies teilte mir Jean Stauber im Ortsmuseum mit und gab mir den Rat, mich unverzüglich bei der Stadtkanzlei zu melden, denn ich sei von dort aus schwer zu erreichen.

Ich wünsche keinen **Telefonbeantworter**, denn ich möchte nicht immer wieder zurückrufen müssen! Dem erfolglosen Anrufer mute ich einen zweiten Anruf in der Mittagszeit zu, und meine Angehörigen wissen, dass ich vormittags im Ortsmuseum zu erreichen bin. Um möglichst häufig auch im Garten und beim Einkaufen in der Stadt meine Ruhe zu haben, verzichte ich auch gerne auf ein „**Handy**“. Gymnasiast Fritz Witpennig, der mir in vielen Dingen ein Vorbild war, verriet mir 1930 den Wahlspruch eines alten Römers, der ungefähr so lautete: **„Bene vixit qui bene latuit!“** (*Gut hat gelebt, wer gut verborgen gelebt hat!*).

Der Herr Stadtpräsident vereinbarte mit mir auf Freitag, den 17. 8. 2001, 17 Uhr, eine **Besprechung im Stadthaus**, ohne mir das Thema der Zusammenkunft zu verraten. Da ich aber vermutete, er wolle etwas über die Ortschronik im Museum oder über mich erfahren, nahm ich für alle Fälle einen Datensatz und einige Texte mit, die ich für meine Enkelinnen und Enkel verfasst hatte.

Als wir im Präsidentenbüro einander gegenüber sass, verkündete ich zur Einleitung, wie viel hundertmal ich in der Zeit vom 1.1.1999 bis zum 17.8.2001 den Namen Bohnenblust und den des Stadtschreibers Furger in den Computer des Ortsmuseums eintippen musste. Der Herr Stadtpräsident interessierte sich sehr für den Aufbau der Datensätze und für **meine Arbeit als Ortschronist**, doch dann kam er zur Sache und verkündete, der Bürgergemeinderat habe beschlossen, mich zum **Ehrenbürger der Stadt Dietikon** zu erküren!

Ich war sprachlos. Als ich mich nach einigen Augenblicken etwas beruhigt hatte, sagte ich: *„Mit mir haben Sie wahrscheinlich den Falschen erwischt! Es gibt doch gewiss Leute in Dietikon, die mehr für die Gemeinde geleistet haben als ich!“*

Der Herr Stadtpräsident fragte mich, ob ich mich denn nicht freue, und ich entgegnete: *„Doch, doch, sehr sogar! Die Ehre ist nur allzugross für mich. Ich bin wirklich überwältigt und dankbar für die Anerkennung der Arbeit, die ich von 1934 bis heute, mehr als ein halbes Jahrhundert lang, in unserer Sekundarschule für die Jugend der Gemeinde leistete. Doch was ich unternahm, das war immer nur das Notwendige und Selbstverständliche.“*

Nun zog der Herr Stadtpräsident ein Blatt hervor, auf dem mein Einsatz für die Berufsberatung, für die Entstehung der Musikschule Dietikon und noch vieles mehr aufgeführt war. Da einiges auf diesem Schreiben ungenau dargestellt war, einiges gar nicht stimmte, durfte ich das Schriftstück zur Berichtigung mit nach Hause nehmen.

Als ich die für mich spektakuläre Angelegenheit in der Familie zur Sprache brachte, da erinnerte mich Sohn Karl an die Tatsache, dass ich ja schon seit 1979 **Ehrenbürger der Stadt Verona** bin, einer Stadt in der Nähe von Madison, Wisconsin, USA. Als wir dort vor 22 Jahren, wahrscheinlich in einer High School, einer Universität oder in einem Stadthaus schweizerische Volkslieder gesungen und unsere Volkstänze vorgeführt hatten, da bekam jedes Mitglied unserer Gruppe ein vervielfältigtes Blatt, auf das wir selber unsere Namen als „HONORARY CITIZEN OF THE CITY OF VERONA“ eintragen konnten. Diese Massen-Ehrenbürgerschaft hatte ich seit vielen Jahren total vergessen.

Wenn Verona mit jedem dort auftretenden Verein gleich verfährt, wie mit uns, dann hat diese Stadt in wenigen Jahren hundert oder gar tausend und mehr „Ehrenbürger“.

In Dietikon jedoch wird nur **ganz selten** jemand zum Ehrenbürger gewählt, und die Wenigen, die unsere Stadt schon besass, sind alle gestorben, so dass ich nach dem 16. November 2001 der Einzige sein werde.

Ehrenbürger Dietikons waren vor mir **Karl Heid** (Postchef und Erforscher der Lokalgeschichte), **Dekan Camenzind** (Katholischer Würdenträger), **Hans Frei** (ein ehemaliger Schüler von mir, Sozialdemokrat, der sehr beliebter Stadtpräsident wurde) und **Robert Müller** (langjähriger Gemeindegutsverwalter, hoher Offizier und Leiter von mehr als hundert grossen Seniorenwanderungen).

Am 3. Oktober 2001 wurde im Stadtratssaal der genaue Ablauf der Zeremonie besprochen. Die verschiedenen **Vorbereitungsarbeiten** wurden auf mehrere Personen verteilt und ich vertrat dabei den Volkstanzkreis Zürich. Wenn dann am 16. November 2001 das Fest stattgefunden hat, werde ich den Verlauf im Einzelnen beschreiben.

Offenbar wurde schon am 4. Oktober 2001, morgens 7 oder 8 Uhr, in den **Lokalnachrichten von Radio DRS 1** meine Ernennung zum Ehrenbürger erwähnt. Das hörte zufällig auch Frau Scheiwiller, die Frau von „Dr. Solarius“, der immer das Neueste aus Dietikon auf der Internetseite der Stadt bekanntgibt.

Anton Scheiwiller, ausgerüstet mit der modernsten Digitalkamera, stand schon um 11 Uhr 30 vor meiner Haustüre. Er wollte auf der Stelle Bilder von mir aufnehmen, am liebsten im Ortsmuseum, am Computer. Statt mein Mittagessen zuzubereiten, wanderte ich mit „Dr. Solarius“ zum zweiten Mal an diesem denkwürdigen Tag ins Ortsmuseum, wo wir uns bis 12 Uhr 30 bestens unterhielten.

Am 5. Oktober 2001 wurde meine Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Dietikon vollends publik, denn die Stadtkanzlei veröffentlichte im „**Limmattaler Tagblatt**“ einen kurzen Artikel mit farbigem Portrait von mir. Mehrere Personen, die ich an diesem Vormittag antraf, hatten, da ja der „Limmattaler“ schon früh morgens erscheint, den Artikel bemerkt. Sie alle gratulierten mir mit Wortschwall und Händedruck.

Der Artikel lautete: *Dietikon. Karl Klenk ist Ehrenbürger. Öffentliche Ehrung mit Apéro im November. Der Stadtrat hat den 89-jährigen Karl Klenk zum Ehrenbürger von Dietikon ernannt. „Damit wird im Jahr der Freiwilligenarbeit einem Menschen die Ehre erwiesen, der sich zeitlebens beispielhaft und uneigennützig für das Gemeinwohl einsetzte und immer noch einsetzt“, begründet der Stadtrat. Als Lehrer habe sich Klenk weit über den Schulstoff hinaus für die Jugend engagiert.*

Klenk war Sekundarlehrer. Nach seiner Pensionierung Ende 1978 blieb er als Fachlehrer für Englisch und Stenografie bis 1984 im Schuldienst. Er war Gründungsmitglied des Gemeindestubenvereins, erster Präsident der Volkshochschule Dietikon und wirkte als Berufsberater. In der Heimatkundekommission führt er die Ortschronik. Klenk ist Autor von Neujahrsblättern. (It).

Öffentliche Ehrung mit Apéro: 16. November, 18 Uhr, im Stadthaus-Foyer.

Leider erfuhr ich bis heute nicht, wer im Bürgergemeinderat Dietikon zuerst auf den Gedanken kam, mich zum Ehrenbürger der Stadt zu wählen. Der Vorschlag könnte eventuell von Herrn **Dr. Bruno Maier** ausgegangen sein. Herr Stadtpräsident Bohnenblust kommt als Initiant nicht in Frage; er las meine Texte erst, als die Sache bereits beschlossen war. Ich frage mich ob und wann er mir meine Schriften wieder zurückgeben wird.

Bei der allerersten Aussprache über das Ehrenbürgerthema schlug ich vor, die Zeremonie auf meinen bevorstehenden **neunzigsten Geburtstag** zu verschieben. Doch dies war der Stadtbehörde gar nicht genehm. In meinem Alter weiss man nie, was passiert; ich könnte ja schon vor dem 19. Juli 2002 gestorben sein!

Die „Ehrenbürgersache“ wollte ich möglichst lange geheim halten, erwähnte sie in der ersten Freude nur im allerengsten Familienkreis. Im Verlauf der Vorbereitungen musste dann aber der „Volkstanzkreis Zürich“ orientiert werden, und am 4. Oktober 2001 liess die Stadtkanzlei die Katze vollends aus dem Sack.

Ich überlegte mir eine kurze Dankesrede, die man wahrscheinlich von mir erwartete und eine kleine Schluss-Bemerkung für meinen nächsten Weihnachtsrundbrief.

Wie Brauchtum sich ändert.

Seit vielen Jahren traf ich keinen „**Leichenzug**“ mehr an, und mir wurde plötzlich bewusst, dass sich das **Bestattungsbrauchtum** im Lauf der Jahre grundlegend veränderte. Im Jahr 1920 war ich ein achtjähriger Schüler. Unterwegs mit Mutter oder Vater traf ich recht oft weit entfernt von Kirche und Friedhof auf eine feierliche Prozession schwarz gekleideter Leute hinter einem Leichenwagen. Die Kirchenglocken begannen erst zu läuten, wenn der Zug sich seinem Ziel näherte.

Waren wir weit genug vom Zug entfernt, dann gelang es uns meist, mühelos, unbemerkt und leise in einer Nebenstrasse zu **verschwinden**. Wir warteten ganz ruhig, bis die mehr oder weniger lange Prozession vorbeigezogen war. Je bekannter und beliebter der Verstorbene, um so länger war die hinter dem schwarzen Wagen marschierende Menschenkolonne.

Es konnte aber auch passieren, dass wir um eine Hausecke bogen und uns ganz plötzlich einem Leichenzug gegenüber sahen. Meine Eltern belehrten mich, eine solche Beerdigung sei eine ernste und feierliche Angelegenheit. Mein Vater nahm seinen **Hut vom Kopf** und hielt ihn vor die Brust. Still und mit gesenktem Kopf warteten wir, bis der Zug vorbeigeschritten war.

Wenn ich als Schüler allein zu Fuss oder mit dem Fahrrad plötzlich auf einen Leichenzug stiess, folgte ich genau dem Beispiel meines Vaters, stellte mich still und unbeweglich an den Strassenrand.

Seit Jahrzehnten sah ich keinen Leichenwagen mehr. Ich muss also annehmen, dass die jungen Leute von heute keine Ahnung haben, wie in alten Zeiten beerdigt wurde.

Die Verwendung des Pestsargs erlebte ich zum Glück nicht mehr. Wenn in einer Gegend die Pest wütete, dann starben in kurzer Zeit so viele Leute, dass es nicht möglich war, für jeden Verstorbenen einen eigenen Sarg zu zimmern und ein eigenes Grab auszuheben. Der **Pestsarg** der Gemeinde wurde mehrmals verwendet. In Kirchen und Museen können solche Särge betrachtet werden, deren aufklappbarer Boden über dem Massengrab geöffnet wurde.

Zur Beerdigung meiner Mutter wurde ich aus dem Lehrer-Skikurs in den Flumserbergen nach Meilen zurückgerufen. Es war damals noch üblich, dass die **Männer aus den benachbarten Häusern** die eingesargte Person vors Haus hinaustrugen. Hier wurde, wenn der Leichenwagen noch nicht vorgefahren war, der Sarg auf zwei „Tabouretti“ gestellt. War der Sarg mit einem Fensterchen versehen, dann konnten die Kondolierenden in Reihe nach den Verstorbenen noch einmal sehen.

Schliesslich traf der schwarze mit einem oder mit zwei Pferden bespannte **Leichenwagen** ein. Auch die Pferde waren schwarz wie die meisten Trauernden eingekleidet. Der Sarg wurde nun endgültig verschlossen und aufgeladen. Die allernächsten Verwandten marschierten direkt hinter dem Wagen.

Als mein Vater 1964 starb, erlebte ich bereits ein anderes Vorgehen. Ein **schwarzes Auto** holte den Verstorbenen ab und brachte ihn direkt zur Kremation nach Zürich. Die Urne mit der Asche musste ich selbst im Stadthaus Zürich abholen und dem Friedhofgärtner von Meilen bringen. Nach der Trauerfeier in der Kirche, besuchten die Verwandten das Urnengrab auf dem etwas von der Kirche entfernten Friedhof.

Die Berufsmusikerin Inge Baer-Grau des Volkstanzkreises Zürich starb in hohem Alter in Bremen und wurde dort bestattet. Etwas später fand in einer Kirche von Dübendorf eine riesige **Gedenkfeier mit Musik und Ansprachen** statt. Die neue Zeit war nun eingezogen.

Die Beerdigung meiner Grossmutter Klenk-Stuber, die meiner Mutter (M. Klenk-Feuchter, 18.83 bis 1948) und die meines Vaters (C. Klenk 1882 bis 1964) beschrieb ich schon früher ausführlich.

Im Sarg am Strassenrand sah ich vor vielen Jahren u.a. Primarlehrer und Blattlausforscher **Mettler** und die Nähschullehrerin **Luisoni**, an deren Lippen sich unschöne Schaumblasen gebildet hatten. Als ich dieses hässliche und abschreckende Leichengesicht gesehen hatte, nahm ich mir vor, wenn möglich keine Verstorbenen mehr zu betrachten. Ich wollte sie lieber so im Gedächtnis behalten, wie sie als lebende Menschen ausgesehen hatten.

Meine liebe und stets zufriedene **Ehefrau Maria** strahlte so lange sie lebte Glück und Freude aus. Als ich sie Ende September 1990 mit meinem Sohn Karl aufgebahrt und blumengeschmückt im Keller des Limmattalspitals als Leiche erblickte, da erschrak ich, denn ihr Gesicht war so, wie ich es vorher nie gesehen hatte, ernst, geradezu trotzig, ja zornig.

Ganz anders erlebte unsere Familie in Heilbronn bei ihrer Beerdigung den **Anblick der zweiten Ehefrau meines Vaters**. Ursprünglich wollte niemand von uns allen die im Kühlhaus Aufgebahrte betrachten. Wir wurden aber von ihren Angehörigen immer wieder dazu aufgefordert, und zwar mit dem Hinweis, sie sehe zwischen all den Blumen sehr schön, jung und glücklich aus, was tatsächlich auch stimmte.

Seit die Leichenzüge aus den Städten und Agglomerationen gänzlich verschwunden sind, werden die **Transporte** Schwerkranker zum Spital und die der Leichen zur Kirche, zum Friedhof und zum Krematorium **mit Motorfahrzeugen** besorgt, die meist gar nicht als „Leichenwagen“ erkannt werden können.

Als seinerzeit meines Vaters Leiche vom Wohnhaus auf der Hürnen in Meilen mit einem Auto abgeholt wurde, da meinte jemand, ich müsse doch nun mit meinem VW-Käfer hinten nach fahren, was ich aber wohlweislich unterliess. In meinem Seelenzustand wäre es ein unvernünftiges und halbsbrecherisches Unterfangen gewesen, im hektischen und oft recht unübersichtlichen Stadtverkehr auch noch auf ein vorausfahrenden Auto zu achten.

Nun aber weiter zu einem weniger makabren Kapitel!

Am Samstag und Sonntag 25. / 26. August 2001 musizierte ich mit dem Orchesterverein Zürich-Albisrieden in der **Propstei Wislikofen**. Dieses **Orchesterwochenende** wird seit vielen Jahren immer Ende August hier durchgeführt. Notenmaterial aus der Wunderkiste probierten wir aus, und wir übten Schuberts „Deutsche Messe“ und weitere Stücke für den Gottesdienst am Sonntagmorgen.

In diesem katholischen **Gottesdienst** wirken wir jeweils mit zum Dank für die Möglichkeit, hier ungestört anderthalb Tage lang proben zu können. Die Besucher des Gottesdienst bleiben beim „Ausgangsspiel“ des Orchesters auf ihren Bänken sitzen und danken uns jeweils für unsere Mitwirkung mit grossem Applaus am Ende des allerletzten Musikstücks.

Im Gegensatz zu den meisten Orchestermitgliedern, die in der Propstei übernachten und dem Verein damit Kosten verursachen, fahre ich jeweils in etwa 35 Minuten über Baden zurück nach Dietikon, bin aber am Sonntagmorgen schon um 7 Uhr zum Frühstück und zur Vorprobe mit dem Kirchenchor wieder in Wislikofen. Dieses Jahr konnte ich in der **Samstagnacht in Dietikon** sogar noch Fallobst zu Apfelkompott verarbeiten. Das festliche Mittagessen wurde dieses Jahr bei schönstem Wetter im Freien serviert.

Eine teure A-Saite für die Violine!

Von Zeit zu Zeit bricht eine der immer teurer werdenden Saiten, meist in der Nähe der Wirbel, im Wirbelkasten. Das ist normal. Bricht sie näher bei der Schnecke, dann kann sie vielleicht geknüpft werden. Das gelingt nur mit einem „**Weberknopf**“. Auf einer so geknüpften Saite konnte ich um 1990 mehrere Jahre lang weiter musizieren.

Bricht die Saite aber nahe beim Sattel, dann kann sie nicht mehr geknüpft werden, denn der Knopf käme ja aufs Griffbrett zu liegen! Die A-Saite meiner Violine brach am frühen **Mittwochnachmittag, 22. August 2001**, an einer ungünstigen Stelle, und an diesem gleichen Abend musste ich doch in der Orchesterprobe mitwirken. Ein Geiger führt für solche Zwischenfälle stets in seinem Violinkasten einen vollständigen Saitensatz, bestehend aus G-, D-, A- und E-Saite mit sich.

Ich spannte also schnell meine **Ersatz-A-Saite** auf und stimmte die Violine jede halbe Stunde nach, denn neue Saiten dehnen sich, ihr Ton sinkt einige Tage lang, weshalb Violinsolisten stets vier längere Zeit eingespielte Saiten mit sich führen.

Vor etwa dreissig Jahren besuchte ich mit Ehefrau Maria in der Tonhalle Zürich ein Abonnementskonzert. Mitten in einem fröhlichen „Allegro“ zerbarst mit scharfem **Knall** dem Violinsolisten eine seiner Saiten. Er riss das nicht mehr spielbare Instrument herunter, blickte einen kurzen Moment lang verduzt darauf und das ganze Orchester verstummte augenblicklich.

Rasch entschlossen fasste sich der Solist, entfernte die kaputte Saite von seinem Instrument und schleuderte sie zu Boden. Mit geradezu phantastischer Behendigkeit zog er eine schon bespielte, d.h. gedehnte, Saite aus seiner Rocktasche und spannte sie vor allen Augen so schnell auf, dass jedermann im Saal, der Dirigent, das ganze Orchester und das Publikum, seine vorführungsreife „Theaterleistung“ fassungslos bestaunte.

Als ob nichts geschehen wäre, ergriff der Violinsolist seinen Geigenbogen, den er während der von allen Anwesenden bewunderten Vorführung auf den Flügel neben sich gelegt hatte, nickte dem Dirigenten kurz zu und begann sein „Allegro“ von vorn.

Am Abend in der Orchesterprobe, als ich auf meiner neu montierten Saite spielte, da fiel mir auf, das die Töne gar nicht recht „ansprachen und komisch ungewohnt **näselnd** klangen. Ich hoffte aber, dies bessere mit der Zeit.

Um zwecks Beschaffung einer neuen **Reserve-A-Saite** nicht extra von Dietikon nach Zürich reisen zu müssen, gab ich dem in Zürich wohnenden neben mir spielenden Orchestermitglied **Silvia Seglias** mein kleines Saitenröhrchen und zwanzig Franken mit der Bitte, mir gelegentlich im Vorbeiweg im Musikhaus Hug am Limmatquai eine Violin-A-Saite, Marke „Prastro-Gold“ mit Knopf zu kaufen. Ich bat Silvia ausdrücklich, sich Zeit zu lassen, die Saite nur dann zu kaufen, wenn sie ohnehin beim Musik-Hug vorbeikomme.

Am folgenden Tag, d.h. spät am **Donnerstagabend**, als ich unsere Stücke üben wollte, da war meine neu aufgespannte Saite natürlich wieder gewaltig verstimmt. Ich musste sie mindestens einen Ton höher stimmen! Dabei - **oh grosser Schreck** - krachte sie „unknüpftbar“ entzwei.

Der Schreck war deshalb so gross, weil ja am Samstag und Sonntag das Orchesterwochenende in der Propstei Wislikofen bevorstand. Da mir Silvia mit grösster Wahrscheinlichkeit dorthin keine A-Saite bringen würde, musste ich also am Freitagmorgen selber mit der Bahn nach Zürich reisen.

An diesem denkwürdigen Tag besorgte ich zuerst meine Arbeit im Ortsmuseum, reiste anschliessend mit dem **Zehnuhrzug** nach Zürich und wanderte aus gesundheitlichen Gründen mit zügigen Schritten vom Hauptbahnhof auf dem nächsten Weg zur Musikalienhandlung und nach dem Kauf wieder zurück.

Schweissgebadet traf ich zur Mittagszeit zu Hause ein, denn es herrschte bereits sehr heisses Wetter. Noch vor der Zubereitung meines Mittagessens versuchte ich, die neue A-Saite aufzuziehen, was mir aber trotz vieler Versuche nicht gelang. Der Knopf sprang immer wieder aus dem Saitenhalter.

Ich hatte erfahren, dass **die Form der Saitenhalter** bei neuen Violinen etwas anders ist, als bei den alten, und ich schrieb meine Schwierigkeiten dieser Tatsache zu. Schliesslich, um 14 Uhr, telefonierte ich dem Geigenbauer der Firma Hug. Als ich ihn um Rat fragte, da sagte er, er kenne das Problem, ich solle doch mit meinem Instrument im Atelier vorbeikommen, er besitze die benötigten Instrumente mit denen er den Knopf an die richtige Stelle bringen könne.

Ich musste also, da ich ja am Samstag und Sonntag in Wislikofen spielen wollte, wohl oder übel **an diesen Freitag ein zweites Mal mit der Bahn nach Zürich** reisen. Der Tag war unterdessen noch bedeutend heisser geworden. Zu Fuss unterwegs zwischen Hauptbahnhof Zürich und Musikaliengeschäft Hug fragte ich mich, weshalb wohl meine neue Reserve-A-Saite in der Mittwochprobe so komisch geklungen hatte und schon am zweiten Tag in Brüche gegangen war, so dass ich am folgenden Vormittag eine neue hatte kaufen müssen. Ich hatte sie doch nie über den **Telefonsummtton „A“** hinaufgestimmt. Schliesslich musste ich vermuten, dass sie aus irgend einem unbekanntem Grund falsch als „A“ angeschrieben, in Wirklichkeit aber eine D-Saite gewesen war.

Ich hatte nun bereits mehrere Gründe, mich zu ärgern. Doch **Ärger ändert nichts an einer Sachlage**. Innert weniger Tage waren zwei teure Saiten kaputt und ich versäumte viel Zeit mit zwei Reisen nach Zürich, wo ich doch bei diesem trockenen Wetter im Garten unbedingt meine Kartoffeln ausgraben sollte!

Da man sich aus gesundheitlichen Gründen eher freuen statt ärgern sollte, stellte ich die folgenden Überlegungen an. Viermal zu Fuss die Strecke zwischen zu Hause und dem Bahnhof Dietikon und in Zürich zwischen Hauptbahnhof und der Firma Hug, das ergibt eine ganz respektable und **nützliche Wanderung**. Ich reiste daher auch nicht bis zum Bahnhof Stadelhofen, von dem aus es ein wenig näher bis zu Hug gewesen wäre.

Aus Bequemlichkeit hatte ich mein sechs Tageskarten enthaltendes **Bahnabonnement** benützt, so dass ich die zweite Fahrt nach Zürich nicht mehr extra bezahlen musste. Das Abo konnte erfreulicherweise einmal gut ausgenützt werden. Meist benötige ich es nur für einen dreistündigen Aufenthalt in der Stadt und könnte doch 24 Stunden lang hin und her fahren und auch beinahe das ganze Tramnetz benützen!

Das Atelier des Geigenbauers befindet sich im sechsten Stock mit herrlicher Aussicht über die Dächer der Nachbarhäuser, bis zum See und bis zu den fernen Bergen. Auch hier bot sich mir im **Treppensteigen** eine willkommene Trainingsmöglichkeit, denn ich benütze möglichst nie den Lift, wenn auch eine Treppe zur Verfügung steht.

Ich fragte den Geigenbauer, ob ich meine Saite mit Knopf gegen eine solche mit **Schlinge** tauschen könnte. Er meinte, das sei gar nicht nötig. Im Nu hatte er als Fachmann mit seinen Instrumenten meine mitgebrachte A-Saite gratis montiert, womit diese Geschichte beendet ist. Die neue A-Saite kostete mich viel Zeit und alles in allem rund siebzig Franken!

Der islamische Religionsführer **Osama Bin Laden**, dessen blinde Anhänger vorwiegend Analphabeten sind, und dem zum Glück nicht alle Islamisten folgen, täuscht sich, wenn er uns und die Amerikaner als „die Ungläubigen“ bezeichnet, wo doch in Amerika an jeder wichtigen Strassenkreuzung mindestens eine Kirche steht, so wie bei uns eine Wirtschaft oder ein Gasthaus!

Die Zeitungsberichte vom **11. September 2001 - Terrorangriff auf das World-Trade-Center in New York** - warf ich nicht zum Altpapier, denn dieser Angriff veränderte die Welt. Die Folgen sind unabsehbar.

Am Samstag, 1.9.2001, holten mich Annemarie Locher und eine „Lilli“ aus Winterthur mit ihrem Auto an der Holzmatt in Dietikon ab. Wir erreichten die **Kantonsschule Aarau**, wo das ASV-Tanzleitertreffen stattfinden sollte, viel zu früh. Nach und nach trafen die etwa fünfzig Teilnehmerinnen und Teilnehmer in der Turnhalle ein, wo die etwas weniger bekannten Tänze des bevorstehenden Frühlingstreffens (**Zürich - 2002 - Universität Irchel**) vermittelt wurden.

Urs Utiger instruierte die israelischen und die andern ausländischen Tänze, Silvia Lamprecht befasste sich mit dem Eggwalzer. Sie wählte die Variante mit der „Achterfigur“ und ich zeigte die „Tschechische Polonaise“, den Deutschen Vierpaartanz „Maiké“ und den Kontratanz „La Petite Laitière“. Statt mit dem „Haupttharst“ zum Nachtessen einzukehren, liess ich mich von Trudi Moser in der Turnhalle einschliessen, ass einen Apfel mit einem Brötchen und erlaubte mir einen erquickenden Schlaf auf den Sprungmatten des Geräteraums. Um 23 Uhr war ich wieder zu Hause.

Nochmals zurück zum **11. September 2001**. Für mich begann dieser denkwürdige Tag ganz „normal“. Schon früh morgens, nach der Eingabe der Aktualitäten Dietikons in den Computer des Ortsmuseums, beschrieb ich ausführlich den Verlauf der „Familien-Sing-, Musik- und Volkstanzwoche 2001“.

Am Nachmittag hackte ich bis kurz vor 17 Uhr in meinem Garten die letzten Kartoffeln aus. Ich wollte zuerst einen Augenblick lang ausruhen und schaltete ahnungslos den Radio ein. Da hörte ich, was etwa drei Stunden vorher in New York und Washington geschehen war. Ich eilte sofort zum Fernsehapparat und sah, dass der südliche Turm des **World-Trade-Centers** im obern Drittel mit starker Rauchentwicklung brannte.

Ein grosses Flugzeug beschrieb von Westen kommend einen scharfen Bogen nach links und durchschlug den nördlichen Turm etwa auf der Höhe des Grossbrands im andern Turm. Auch dieses maximal mit Treibstoff vollgetankte Flugzeug blieb im Gebäude stecken und erzeugte einen gewaltigen Brand. Als ich diesen unglaublichen Vorgang in der Schweiz am Fernsehapparat sah, war in New York wegen der sechs Stunden betragenden Zeitverschiebung etwa ein Uhr mittags.

Diese beiden Terroranschläge passierten im Zeitabstand von etwa zwanzig Minuten mitten im Vormittag, als etwa 10 000 Menschen in den betroffenen Gebäuden an der Arbeit waren. Das grosse Gewicht der obersten Stockwerke drückte die untern zusammen und begrub die vielen Unschuldigen in Schutt und Asche.

Ungefähr zur gleichen Zeit krachte ein drittes ebenfalls von Selbstmord-Terroristen gesteuertes Flugzeug ins **Pentagon** von Washington, ein viertes hätte wahrscheinlich das **Kapitol** treffen sollen.

Als am **11. September 2001** der unverständliche **Terroranschlag** auf Amerika geschehen war, erfuhr dies die Welt dank der modernen Technik sofort. Auch ich sah am Fernsehapparat das Unheil schon nach wenigen Stunden, und es wurde immer wieder vorgeführt.

Alle möglichen Staatsoberhäupter äusserten sich dazu, so auch der schweizerische **Bundespräsident Leuenberger**. Er sagte, er finde *„keine Worte für diese politische und menschliche Katastrophe von apokalyptischem Ausmass“*. Wie andere europäische Staatsmänner äusserte er Mitgefühl und Mitleid und versprach Solidarität und Hilfe.

Als Moritz Leuenberger noch SP-Regierungsrat des Kantons Zürich war, beteiligte er sich einst an einer Podiumsdiskussion in Dietikon. Es fiel mir auf, dass er dabei nie absolute und extreme Ansichten vertrat, wie oft andere Sozialisten und Grüne. Er vertrat stets den versöhnlichen, realisierbaren und typisch schweizerischen Kompromiss.

Bis Mitternacht verfolgte ich die Berichterstattungen und Kommentare am Fernsehapparat. Das geplante Programm konnte nicht gesendet werden. Das aktuelle Geschehen verdrängte alles Andere. In ähnlicher Weise wie Leuenberger äusserten sich der englische Premierminister **Blair**, **Schröder**, der deutsche und **Putin**, der russische Staatspräsident. Man vernahm auch die nur wenig abweichenden Ansichten Frankreichs und Italiens.

Man fragte sich, wer ein Interesse haben könnte, die USA zu treffen. Die erste Vermutung war, dies könnten vielleicht die Palästinenser sein, weil Amerika Israel unterstützt, doch auch der offizielle Palästinenserführer **Arafat** lehnte glaubwürdig den Terror ab, durch den der Friede, die liberale demokratische Gesellschaft und die Toleranz einen Rückschlag erleiden.

Wer stets gegen Amerika und die westliche Welt aufhetzt und den Terrorismus unterstützt, das sind die **„Taliban“ mit ihrem kompromisslosen Anführer Ben Laden in Afghanistan**. Ich erinnere mich an die Zeit um 1930. Ich war einige Monate lang in Genf zur sprachlichen Weiterbildung. Herr **Professor Birmelé** sagte damals einen Satz, den ich bis heute nicht vergass: *„L'absolutisme c'est la guerre!“* In Deutschland und in Italien war der absolutistische, kompromisslose Nationalsozialismus im Anzug, der neben sich keine andere Meinung zuliess. Und Birmelé behielt recht.

In der Universität Zürich vertrat **Professor Grisebach** auf allen und nicht nur auf der politischen Ebene die gleiche Ansicht. Er behandelte anschaulich und gründlich eine Philosophie und eine Pädagogik nach der andern und lehnte sie ab, sobald sie behauptete, sie sei die einzig richtige. Zu einer friedlicheren Welt führt mit der Zeit nur der versöhnliche, demokratische Pluralismus.

Die Amerikaner reagierten schon am 11. September 2001 auf den Terroranschlag. Ihr gegenwärtiger **Präsident Busch** sagte am Fernsehen: *„Wir werden zurückschlagen, aber nicht wie die Terroristen unschuldige Mütter und Kinder treffen. Wir werden die Terroristen in ihren Höhlen aufstöbern und vernichten, und auch alle, die Terroristen beherbergen und schützen.“*

Schon früh erkannte ich, dass die Erziehung sehr wichtig ist. Kinder und Jugendliche lassen sich bekanntlich leicht begeistern, es fragt sich nur wozu. Wenn sie in erster Linie gelernt haben, selbst zu denken, dann ist die Verführung zu Gewalt und Terror schwierig. Vor Jahren sah ich aber eine TV-Sendung aus einem Flüchtlingslager. In der Lagerschule wurden schon die Aller kleinsten gelehrt zu hassen: *„Die und die sind unsere Feinde, die müssen wir bekämpfen, verjagen, umbringen!“*

Meine Eltern ermöglichten mir, wahrscheinlich nach dem Vorbild der Familie Vontobel, die Matura an der damaligen Oberrealschule, die heute mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium heisst, und nach der Ausbildung zum Primarlehrer sah ich meinen Weg nicht in Richtung ETH, was eigentlich die Fortsetzung meiner mathematischen Ausbildung gewesen wäre. Mich lockten als Ausgleich Sprachen, Kunstgeschichte, Philosophie und Psychologie.

Um „für alle Fälle“ über eine abgeschlossene Berufsausbildung zu verfügen, erwarb ich an der **Universität Zürich** zu allererst im Minimum der Zeit den Fähigkeitsausweis und das Wählbarkeitszeugnis als **Primarlehrer**, gedachte aber, später im „phil.I-Bereich“ weiter zu studieren.

Wer **Sekundarlehrer** werden wollte, musste nach den damals geltenden Gesetzen zuerst auf der Primarschulstufe zwei Jahre lang mit Erfolg unterrichtet haben. Ums Jahr 1930 herrschte aber im Kanton Zürich grosser Mangel an ausgebildeten Sekundarlehrern, weshalb die Erziehungsdirektion ausnahmsweise einigen Studenten erlaubte, ohne die beiden Praxisjahre das Sekundarlehrerstudium aufzunehmen.

Ich ergriff die günstige Gelegenheit, und, wie Kollege Dennler, erwarb ich, wieder in der kürzest möglichen Zeit den Fähigkeitsausweis und das Wählbarkeitszeugnis als Sekundarlehrer. Durch die einmaligen Umstände waren wir zwei eine Zeitlang die beiden jüngsten Sekundarlehrer im Kanton Zürich.

Da ich von der Erziehungsdirektion bevorzugt behandelt worden war, musste ich den Wunsch Erziehungsdirektor Wettsteins erfüllen und mitten im Schuljahr die Klasse Carl Schatzmanns in Dietikon übernehmen. **Schatzmann** war aus gesundheitlichen Gründen seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen.

Ich beabsichtigte, nur vorübergehend in Dietikon zu arbeiten, dann aber vor allem bei Professor Theophil Spoerri weiter zu studieren. Als ich mich für einige Zeit bei ihm abmeldete, da sagte er, was ich damals gar nicht glaubte: **„Wenn Sie in die Praxis gehen, dann sind Sie für die Wissenschaft verloren!“**, und er sollte Recht behalten.

In Dietikon blieb ich bis heute hängen, denn ich sah immer wieder neue Aufgaben, die dringend gelöst werden mussten. Von meinen Sekundarschülern konnte kaum einer **schwimmen**, was für mich als „Seebueb“ ein unmöglicher Zustand war.

Kein Sekundarlehrer und kein Sekundarschüler beherrschte das **Ski fahren!** Mit Primarlehrer Robert Leuthold, der wie ich SAC-Mitglied war, unternahm ich gelegentlich Skitouren, und als ich vernahm, dass Schulklassen aus dem Zürcher Oberland Skilager in der Hütte des Skiclubs Dietikon in den Flumserbergen durchführten, da fragte ich sogleich die Sekundarschulpflege Dietikon-Urdorf an, ob es nicht möglich wäre, auch für Kinder unserer Schule in dieser Unterkunft gesundheitsfördernde Winterlager in sonniger Höhenluft durchzuführen.

Sämtliche Herren der Pflege unterstützten sofort diesen Plan. Die Herren Hug, Strohmeier, Köng, Weidmann, Abt, Meier und Stotz erklärten, wenn ich ein solches **Skilager** organisieren und durchführen könne, dann hätte ich die volle Unterstützung der Behörde. Der Skiclub stellte uns gerne die Hütte zur Verfügung, meine Ehefrau Maria Klenk und meine Schwägerin Trudi Baumberger waren bereit, als Hilfsleiter im Lager mitzuwirken.

Ohne lange zu zögern überwandten wir alle Schwierigkeiten. Das allererste Skilager der Schule Dietikon fand mitten im zweiten Weltkrieg statt. Viele **Lebensmittel** waren damals rationiert. Von den fürs Lager angemeldeten etwa zwanzig Schülerinnen und Schülern musste ich daher alle möglichen Rationierungsmarken und Mahlzeitencoupons einsammeln und diese dann im Rationierungsbüro der Gemeinde in „Grossbezüglercoupons“ umwandeln lassen.

Da die Sekundarschulpflege verlangte, alle Lebensmittel seien in Dietikon einzukaufen, ergab sich für **Maria und Trudi**, obwohl sie in derlei Dingen absolut keine Erfahrung hatten, das Problem, alle Mahlzeiten und Menüs voraus zu bestimmen, die Menge und Art der benötigten Lebensmittel zu berechnen und einzukaufen.

Mit viel **Humor** und grossem **Elan** verpackten wir alles in Kisten, die wir in die Flumserberge schickten. Für die Schüler, die keine eigene Skiausrüstung besaßen, beschaffte die Sekundarschule zur leihweisen Abgabe eine Anzahl Eschenskis mit einfacher Bindung für normale Bergschuhe. Stahlkanten waren damals noch nicht bekannt und auch nicht benötigt. Wir benützten Seehundfelle oder dicke Schnüre, mit denen wir für den Aufstieg im Tiefschnee nach SAC-Anleitung ein solides Geflecht um unsere Skis anfertigten. Skilifteinrichtungen waren noch keine bekannt. Wir übten im unberührten Gelände den anstrengenden Stemmbogen und den eleganten Telemark, sowie die Drehsprünge.

Es wäre verlockend, für die heutige Dietiker Jugend die Entstehung und Weiterentwicklung der **Ski- und Eislaulager** mit allen Erlebnissen im Zusammenhang ausführlich zu beschreiben!

Als „Seebueb“ brachte ich für die Sommerzeit den Schwimmunterricht, als SAC-Mitglied für den Winter die Skilager nach Dietikon. In der damaligen Kriegszeit wurde schon in der Schule grosser Wert auf **körperliche Ertüchtigung** gelegt. Die Behörden erlaubten nicht nur einmal im Jahr eine Schulreise, sie ermunterten ausserdem die Lehrkräfte, **jeden Monat eine Wanderung** in der Nähe des Wohnorts auszuführen.

Das liess ich mir nicht zweimal sagen! Mit meinen verschiedenen Sekundarschulklassen erwanderte ich alle Winkel der Gegend zwischen Zürich und Baden, zwischen Bremgarten und Dielsdorf. Ütliberg, Hasenberg, Altberg und Lägern wurden uns mit der Zeit bestens bekannt.

In der Kriegszeit weilten auch viele Landwirte im Aktivdienst, so dass wir einst auf dem Heimweg in der Gegend der heutigen Station Glanzenberg einen alten Mann antrafen, der einsam auf seinem grossen Acker Kartoffeln aufsammelte. Er hatte nur eine einzige Reihe ausgepflügt. Wir waren rund dreissig Schülerinnen und Schüler und fragten ihn, ob wir ihm mit unsern sechzig Händen helfen dürften.

Hoherfreut pflügte er noch einige weitere Kartoffelreihen aus, und im Nu waren nach der Anleitung des alten Landwirts mehrere Säcke prall mit Kartoffeln gefüllt. Wir freuten uns über die Tatsache, dass wir dem alten Mann im Vorbeiweg die Arbeit mehrerer Tage abnehmen konnten, und das Aufsatzthema am folgenden Tag lautete: „**Was für eines ist zu viel, ist für zwei ein Kinderspiel!**“

Sämtliche Wegweiser waren im Krieg verschwunden, und das Militär hatte auch die Gelben der Wanderwege abmontiert. Leider hatte niemand aufgeschrieben, wohin sie gebracht worden waren. Als Mitglied der „**Zürcher Arbeitsgemeinschaft für Wanderwege**“ übernahm ich den Auftrag, in allen Gemeinden des Limmattals nachzuforschen, wo sie aufbewahrt sein könnten.

Vielerorts waren die zuständigen Persönlichkeiten froh, wenn wir die Wegweiser gleich mitnahmen, um sie in einer kommenden Friedenszeit wieder aufzuhängen. Leider kannte niemand die genauen ehemaligen Standorte. In meinem Kellerabteil an der Bahnhofstrasse Nummer 12, Dietikon, häuften sich die gelben Wegweiser, so dass kaum noch etwas anderes Platz hatte.

Vor dem Krieg hatte **Turnlehrer Ott**, Baden, die Wanderrouten seines Einzugsgebiets ausgedacht und auch am Hasenberg und im Limmattal bis hinauf gegen Zürich vorbildlich markiert. Nach Kriegsende weigerte er sich, die ganze Riesenarbeit noch einmal in Angriff zu nehmen.

Es war meist nicht möglich, anhand der **Zeit- und Zielangaben** auf den Wegweisern ganz genau herauszufinden, an welchem Baum, an welcher Hausecke Herr Ott sie vor dem Krieg angebracht hatte. Mit einer Leiter und mit rostfreien Nägeln unternahmen wir nach Kriegsende unsere Ausmärsche auf Otts Routen und hängten viele Wegweiser wieder auf.

Immer häufiger musste ich über die Arbeitsgemeinschaft auch neue Wegweiser bestellen. Schon als Sekundarschüler hatten meine Schwester und ich in Meilen, d.h. am Pfannenstiel, dem schweizerischen **Wanderweg-Pionier, Sekundarlehrer Ess**, bei der Montage von Wegweisern geholfen. Ess plante vor allem Durchgangsrouten vom Genfer- bis zum Bodensee. Zur Besprechung von Wanderproblemen trat er sich auch einmal mit mir, und wir nwarderten von Baden durch den „Teufelskeller“ zum Egelsee und hinunter nach Dietikon.

Die Ehrfurcht meiner Schüler vor diesen gelben Wegweisern wuchs gewaltig, als sie erfuhren, wie teuer die Sache war. Jedes Zeichen, jede Zahl und jeder Buchstabe kostete schon damals neunzig Rappen. Schliesslich war ich erleichtert, als ich die Wanderwegarbeit einem tüchtigen Nachfolger übergeben konnte.

Die monatlichen Ausmärsche waren oft mit irgend einer nützlichen Tätigkeit verbunden. Sehr gut erinnere ich mich an den Morgen anfangs Mai 1945, als der Frieden nach dem Weltkrieg (1939 bis 1945) auch in Dietikon eingeläutet wurde. Während der **Maikäferplage** war ich mit freiwilligen Schülerinnen und Schülern meiner Klasse schon um fünf Uhr morgens ausgerückt, um an verschiedenen Waldrändern die noch erstarrten Käfer einzusammeln.

Die Knaben kletterten auf die jungen von den Schädlingen bevorzugten Eichen und schüttelten die dicht mit schlafenden Käfern behangenen Äste, die Mädchen legten grosse Tücher aus und spannten Schirme auf. Kesselweise gaben wir unsere noch lebende Beute in der Sammelstelle ab und bekamen einen netten Betrag in die Klassenkasse.

Einige Schüler glaubten das Gerücht, aus den Käfern werde Kaffee-Ersatz hergestellt. Wir erfuhren aber von der Firma Geistlich in Schlieren, man verarbeite die Schädlinge zu Dünger, müsse aber wegen dem dabei entstehenden Gestank die Verarbeitung von Schlieren weg verlegen.

In der Gegend des ehemaligen Städtchens Glanzenberg sammelten wir Maikäfer, als plötzlich von allen umliegenden Gemeinden her das feierliche **Geläute der Kirchenglocken** zu uns drang. Es dauerte eine geraume Zeit, bis wir endlich verstanden, was dies bedeutete. Auf dem Rückweg vom Maikäfersammeln befragten wir Passanten. Alle bestätigten uns, dass nun endgültig und hoffentlich für immer Frieden sei.

Auch in Zürich trugen damals sehr viele junge Leute einen schwarzen Knopf mit gelbem Kreuz. Sie alle waren Mitglieder der Vereinigung „**Nie wieder Krieg**“.

Damals betätigte sich im Lehrerverein Zürich eine „**Arbeitsgruppe für demokratische Erziehung**“, deren Mitglied ich war, und in der ich regelmässig interessante Persönlichkeiten kennen lernen konnte. Der extreme Nationalismus des Hitlertums hatte zum Zweiten Weltkrieg geführt, und wir waren überzeugt, dass die **Erziehung zu Toleranz, Demokratie und Schutz der Minderheiten** von allergrösster Wichtigkeit ist.

In der Universität hatte ich spannende Philosophievorlesungen, Diskussionen und Seminare Professor Grisebachs besucht, der in allen Lebensgebieten, vor allem aber in Wissenschaft, Theologie, Politik und Pädagogik jeden Absolutismus vehement ablehnte. In Vorträgen hörten wir aufschlussreiche Ausführungen über Erfahrungen in den Walddorf- und in den Rudolf-Steiner-Schulen.

Jedes Mitglied der „Arbeitsgruppe für demokratische Erziehung“ versuchte in seiner eigenen Schulklasse durch die sogenannte „**Selbstregierung**“ den schweizerisch-demokratischen Geist zu fördern. Solchen Klassengeist hatte ich selber als Sekundarschüler in Meilen erlebt, wo uns Sekundarlehrer **Weber** oft über irgend eine Frage abstimmen liess.

Die Schule hatte sich natürlich genau an den **Lehrplan** zu halten, und die Schüler im Sekundarschulalter sahen auch ein, dass sie über dessen Vorschriften nicht selber entscheiden konnten. Aber es gab gewisse Freiheiten. Im Geschichtsunterricht der dritten Sekundarschulklasse z.B. konnte die Lehrkraft auswählen zwischen „Altertum“ und „Staatsbürgerkunde“.

Es lag nahe, die beiden Themen den Schülerinnen und Schülern vorzulegen und mit ihnen deren Sinn zu besprechen.. **Hans Frei**, der später Stadtpräsident von Dietikon wurde, war begeistert vom Diskutieren. Er verstand es, seine Kameradinnen und Kameraden zu überzeugen, und die Abstimmung in der Klasse ergab ein deutliches Mehr für die Staatsbürgerkunde.

Da das **Diskutieren** auch aus sprachlichen Gründen wichtig ist, benützte ich dazu jeweils die fünfte Deutschstunde der Woche. Dabei kam es oft zu spannenden und hitzhigen Auseinandersetzungen. Den Anlass dazu gaben meist Vorfälle im Schulbetrieb. Ich musste dabei als Diskussionsleiter immer wieder dafür sorgen, dass nicht nur immer die zwei oder drei gleichen Schüler der Klasse redeten.

Als einst in irgend einer andern Klasse vorwitzige Mädchen einige dumme Buben veranlasst hatten, für sie in der Epa ganz bestimmte modische Sonnenbrillen zu stehlen, da gab dies viel zu reden, denn die Kerle hatten tatsächlich die gewünschten Brillen entwendet, wurden aber glücklicherweise dabei ertappt. Wer sollte da und wie stark bestraft werden? Wir hatten zwar in diesem Fall die Strafen nicht festzusetzen. Der Klassenlehrer und die Epa verlangten von den Dieben eine Zeitlang unangenehme Reinigungsarbeiten im Verkaufsgeschäft, die sie in ihrer Freizeit ausführen mussten.

Wenn in unserer eigenen Klasse irgend ein Verstoss zu bestrafen war, dann entstanden regelmässig **emotionsgeladene Auseinandersetzungen**. Ankläger und Verteidiger gerieten mit ihren mehr oder weniger haltbaren Argumenten unerbittlich aneinander. Schliesslich wurde mit Mehrheitsbeschluss die Strafe festgesetzt.

Es fiel mir auf, dass die von den Schülern für ihre fehlbaren Kameraden selbst festgesetzten Strafen meist unverhältnismässig streng waren. Viel zu hohe **Geldbussen zugunsten der Klassenkasse** wurden verlangt, so dass ich am Schluss doch noch korrigierend eingreifen musste.

Zwanzig Rappen Busse z.B. für „hinterlassene Unordnung am Arbeitsplatz“ bedeuten für jede Schülerin und für jeden Schüler etwas Anderes, je nach der Höhe des Taschengeldes, das er von seinen Eltern bekommt und je nach den Möglichkeiten, die er hat, welches zu verdienen. Bussen sind also meist irgendwie ungerecht. Das „Bussenthema“ wurde daher gründlich diskutiert.

Sympathischer wurden mit der Zeit die „**Wiedergutmachungs-Strafen**“, die gelegentlich möglich waren. Wer Unordnung hinterlassen hatte, musste z.B. Reinigungs- oder Aufräumarbeiten besorgen. Ganze Gerichtsverfahren mit Anklage und Verteidigung wurden durchgeführt. Einmal wurde sogar ausführlich pro und contra Todesstrafe in Amerika diskutiert.

Die Klasse bekam nach und nach die **Struktur** eines Vereins oder eines Staats mit Klassensprecherin oder Klassensprecher, d.h. mit Vertretung nach aussen, mit Protokollführerin oder Protokollführer, Kassenführerin oder Kassenführer, etc. Sogar an Kontrollorgane wurde gedacht. Wahlen und Abstimmungen mussten daher in grosser Zahl durchgeführt werden, und Beschlossenes wurde oft bald wieder umgestossen.

Meist arbeitete in der **Samstags-Deutschstunde**, in der „Diskussions- und Selbstregierungsstunde“, die ganze Klasse eifrig mit, waren doch in der damaligen Kriegs- und Nachkriegszeit die Themen „Demokratie“, „Toleranz“, „Schutz der Minderheiten“ und „Frieden statt Krieg“ ganz besonders aktuell.

Mehr und mehr sah ich ein, dass **Erziehung und Ausbildung der Jugend** von allergrösster Wichtigkeit ist. Ländern mit vielen Analphabeten geht es in der Regel sehr schlecht. In diesen sogenannten „Entwicklungsländern“ lernen grosse Menschenmassen nie selbständig denken. Sie geraten leicht unter den Einfluss eines „Führers“, einer unkontrollierbaren und unkontrollierten Regierung, eines Alleinherrschers, was immer wieder zu Aufständen, Revolutionen, Terror und Kriegen führt.

Da mich die **Nützlichkeit meines Sekundarlehrerberufs** von Jahr zu Jahr mehr überzeugte, gab ich mit der Zeit den Traum des Literatur- und Kunstgeschichte-Studiums auf.

Ich hatte mir zwar vorgenommen, neben der Berufsarbeit regelmässig weiterhin Vorlesungen an der Universität zu besuchen, kam aber wegen beständigem „Zeitmangel“ nicht dazu. Nach einem Vortrag im Verkehrsverein Dietikon, liess ich mich zur Gründung und Organisation der „**Volkshochschule Dietikon**“ überreden.

Die Volkshochschul-Organisation konnte Spezialisten und namhafte Gelehrte bewegen, Kurse in Dietikon durchzuführen, und die stets genügende Anzahl teilnehmender Zuhörer ermöglichte die von mir vorgeschlagenen Kurse. Alle waren während der Kriegsverdunkelung froh, zur Weiterbildung nicht nach Zürich reisen zu müssen.

Der erste Kurs befasste sich mit der **Geologie** des Limmattals. Bald folgten Rechtsfragen und **politische Themen**. Da durch Hitler die **Rassenfrage** hochgespielt wurde, sollte in der Volkshochschule wissenschaftlich abgeklärt werden, was die Menschenrassen voneinander unterscheidet. Es konnten aber nur körperliche nicht aber geistige Unterschiede festgestellt werden.

Da war ausführlich die Rede von Haarquerschnitten und Schädelformen. Der Dozent liess grosse Kisten voll menschlicher **Schädel** nach Dietikon bringen, die er auf dem Tisch des Vortragsraums ausstellte und einzeln genau erklärte. Es konnte aber nichts gefunden werden, das Hitler recht gegeben hätte.

Am 3. September 2001 traf ein Brief mit dem aufgedruckten Absender „Peter A. **Aeppli Dr. med. dent.**, Dietikon“ bei mir ein. Da ich seit Jahren im Zeitabstand von sechs Monaten zur Zahnkontrolle und Zahnreinigung eingeladen werde, wartete ich seit März 2001 auf die fällige Vorladung. Da sie aber dieses Jahr nicht eintraf, dachte ich, Dr. Aeppli wolle, da es ja meist nichts an meinem Gebiss zu flicken gab, zum Jahresrhythmus übergehen.

Als ich den Brief öffnete, sah ich sogleich, dass ich nicht zur Kontrolle eingeladen wurde. Ein mir unbekannter Zahnarzt, **Dr. med. dent. R. Gunjic**, schreibt, er habe nach dem Tod von Dr. Aeppli die Praxis übernommen! Sogleich suchte ich den neuen Zahnarzt auf, denn ich konnte nicht begreifen, dass der junge Dr. Aeppli tot sein soll! Dr. Gunjic erklärte mir, sein Vorgänger sei nach einer Herzoperation nach Brasilien gereist und dort gestorben.

Ich meldete mich zur längst fälligen professionellen Zahnreinigung und wurde schon am Samstag, 8. September 2001, um 11 Uhr 45 in der Praxis untersucht. **Alles ist hier nun ganz anders.** Statt der drei oder vier Gehilfinnen gibt es hier nur noch eine einzige. Der Arzt nahm sofort selber eine „oberflächliche“ Zahnsteinentfernung vor und flickte mir eine raue Stelle, auf die ich ihn aufmerksam gemacht hatte. Bei der Verabschiedung sagte er, ich solle in einem Jahr wieder kommen oder vorher, wenn Probleme auftauchen.

Als ich nach einem Monat immer noch keine Rechnung erhalten hatte, versuchte ich zu telefonieren, doch ich musste hören, der Anschluss sei vorübergehend unterbrochen. Am 15. Oktober wollte ich persönlich nach dem Verbleib der Rechnung fragen, doch die Praxis war abgeschlossen. Erst am 2. November 2001 erfuhr ich, der Computer habe versagt, es werde alles verzögert, die Rechnung so bald als möglich ausgestellt.

Das Jahr 2001 wurde zum „**Jahr der Freiwilligenarbeit**“ erklärt, was auch den „**Seniorenrat der Stadt Dietikon**“ mit der von ihm organisierten freiwilligen Altersarbeit beschäftigte. Anfangs Jahr hatte die Gemeinde allen Haushaltungen eine Broschüre zugestellt, in der alle Angebote für Seniorinnen und Senioren aufgelistet sind, wie z.B. Turnen, Schwimmen, Wandern, Velofahren, Nachbarschaftshilfe und vieles mehr.

Heinz **Zeller**, Jean-Pierre **Teuscher** und Herr **Tonini** vom Seniorenrat kamen auf die Idee, einen Film „Freiwillige Altersarbeit in Dietikon“ herstellen zu lassen, um die vielseitigen Angebote noch besser in der Bevölkerung bekannt zu machen. Auch in „meiner“ Senioren-Volkstanzgruppe erschienen in verschiedenen Tanzproben Hobby-Filmer, von denen eine Frau **Anne-Kathrin Walker** aus Zürich am meisten Glück und die besten Ideen hatte.

Ihr Film wurde am 4. September 2001 dem Seniorenrat und den direkt beteiligten Gruppenleiterinnen und Gruppenleitern (zur Beurteilung) und am 31. Oktober 2001 im Parlamentssaal des Stadthauses Dietikon der Öffentlichkeit vorgeführt, und zwar im Anschluss an einen anschaulichen und aufschlussreichen Vortrag der ehemaligen Zürcher Stadträtin **Frau Dr. Emilie Lieberherr**.

In schönen Bildern sieht man die Wandergruppen unterwegs, die Turnenden, die Schwimmenden, den Pensionierten, der Frau Mühlich die anstrengende Gartenarbeit abnimmt, den betagten Automobilisten, der freiwillig notwendige Fahrten mit Betagten ausführt, die Betreuerin des Magazins mit den „Krankemobilien“ (Krücken, Rollstühle etc.) in ihrem Reich, und ganz am Schluss als Höhepunkt „meine“ Volkstanzgruppe in fröhlicher Aktion.

SLKK

V E R S I C H E R U N G E N

SLKK Versicherungen
Hotzestrasse 53, Postfach
8042 Zürich
Telefon +41 (0)1 368 70 30
Fax +41 (0)1 368 70 47
info@slkk.ch

A-Post

Herr
Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon

Zürich, 04. Oktober 2001 / mb
Versicherten-Nr. 2.004.031

Austritt Abteilungen

Sehr geehrter Herr Klenk

In bezug auf Ihre Schreiben vom 24. September und 02. Oktober 2001 bestätigen wir Ihnen, dass die Versicherungsänderung **per 31. Dezember 2001** wunschgemäss vorgenommen wird.

Nachstehende Versicherungszweige werden **per 31.12.2001 beendet**:

Medico-plus Comlet
Spitalkostenzusatz
Spitalbehandlungskosten

Somit sind Sie ab 01. Januar 2002 bei unserer Kasse wie folgt versichert:

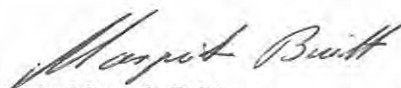
Obligatorische Krankenpflegeversicherung (AU mit Unfall)
Jahresfranchise Fr. 1'500.00

Der neue Versicherungsausweis wird Ihnen zu einem späteren Zeitpunkt mit separater Post zugestellt.

Für das uns entgegengebrachte Vertrauen danken wir bestens und verbleiben mit freundlichen Grüssen.

Mit freundlichen Grüssen

KRANKENKASSE SLKK



i.A. Margrit Britt
Sachbearbeiterin

Es ereignete sich in letzter Zeit so manches, das ich hier gerne ausführlich festgehalten hätte. Leider muss ich nun das Erlebte ganz kurz zusammenfassen, damit ich wieder einigermaßen „à jour“ bin und ein wenig Bewegungsfreiheit für das Festhalten von Erinnerungen „aus alten Zeiten“ gewinne!

Am **Betttag 2001**, d.h. am Sonntag, 16. September, spielte ich mit dem Orchesterverein Zürich-Albisrieden im Gottesdienst einige sehr schöne Musikstücke.

Der „**Unterstützungsverein**“, welcher auch den kinderreichen Familien die Teilnahme an den recht teuren „*Familien-, Sing-, Musik- und Volkstanzwochen*“ ermöglicht, besteht nun schon seit einigen Jahren. Die Mitglieder dieses Vereins bezahlen jährlich mindestens fünfzig Franken, und es konnten auch (zum Teil mit meiner Hilfe) Sponsoren für die schöne und nützliche Sache gefunden werden. Präsidentin dieses Vereins ist **Annemarie Bosshardt**, Adlerstr. 2a, Winterthur.

An den jeweiligen Jahresversammlungen dieses Vereins in Zürich, ergab sich bisher stets die angenehme Gelegenheit, das sympathische „Singwochen-Leiterteam“, zu dem ich ja selber auch jahrzehntelang gehörte, mehr oder weniger vollständig zu begrüßen. Meist waren ausser der Präsidentin mehrere Glieder der Familien Hauser, Spörri, Gerber, Schmid und Trautweiler auch Renate und Andreas Wirth, sowie andere Bekannte anwesend.

Weil dieses Jahr, am 21. September 2001, zufällig mehrere der massgeblichen Persönlichkeiten am Besuch der **Jahresversammlung** verhindert waren, konnten die Geschäfte rasch erledigt werden. Der anwesende Rolf Gerber-Grob (Rebacher 31, 8342 Wernetshausen) hatte in der zweiten „Leuenbergwoche“ während des Schlussabends, d.h. am „Konzert mit Tanz“, Aufnahmen gemacht und war in der Lage seine „**Amateur-CD**“ vorzuführen und zum Kauf anzubieten. Vom Kinder- bis zum Salonorchester sind alle Musikgruppen und Chöre mit Beispielen zu hören. Auch ich bestellte die hübsche CD, um sie verschiedenen Singwochen-Interessenten auszuleihen.

Endlich konnte ich mich wieder einmal an einer **Seniorenwanderung** beteiligen. Am 25. September 2001 versammelten sich rund sechzig Seniorinnen und Senioren schon um sechs Uhr morgens am Bahnhof Dietikon. Die geplante Wanderung führte ins Appenzellerland, rund um **Walzenhausen**. Über St.Gallen erreichten wir Rheineck und Walzenhausen, wo wir, wie auf jeder Wanderung, zuerst zum Frühstück einkehrten. Anschliessend begaben wir uns auf den **Witzweg**.

Im Vorbeiweg konnte ich in Eile einige der geschickt erzählten Appenzellerwitze lesen. Es fehlte aber leider die Zeit sie wörtlich genau aufzuschreiben.

Der kleine Sohn eines Arztes wird gefragt, wo sein Vater sei, worauf dieser erklärt, der sei momentan in der Klinik und mache Kaiserschnitten.

Ein Mann ist der Meinung, Frauen hätten es schön. Er sagt: „Sie können jeden Tag friedlich zu Hause sein und schlafen, während wir Männer bis Mitternacht in der Wirtschaft hocken müssen“.

Ein Vater besitzt ein Auto auf Abzahlung und jetzt stottert das Kind, weil er es manchmal mitfahren lässt!

Heiri muss in den Aktivdienst einrücken, und seine Frau ruft ihm nach: „Stand echli wiit füre, dä gseesch au öppis vo der Wält!“

„Feindesliebe“: Der Herr Pfarrer trifft auf seinem Weg zur Kirche, zwei Buben, die sich verprügeln. „Wisst ihr nicht, dass man seine Feinde lieben soll?“ fragt er sie mahnend. „Das ist gar nicht mein Feind“, entgegnet einer der Kerle, „er ist doch mein Bruder!“

Leider zweigte unsere Wanderroute bald vom Witzweg ab. Da wir aber gerade am Aufnotieren von Witzen sind, folgt hier noch ein letzter aus einer Betrachtung in der NZZ: „Kennen Sie den? - das fragt Doron Rabinovici und erzählt von einem Juden, der nach dem Krieg den „Ober“ in einem Kaffeehaus bittet: „Bringen Sie mir einen Tee und den „*Völkischen Beobachter*“.“ Darauf der Ober: „Aber, gnädiger Herr, ich habe Ihnen doch schon hundertmal gesagt, den „*Völkischen Beobachter*“ gibt es nicht mehr.“ - „Ich weiss“, meint der Jude: „Aber ich kann's nicht oft genug hören.“ “

Die recht anstrengende Wanderung führte über Weiden und durch Wälder mehrmals bergauf und bergab und endete schliesslich wieder in Walzenhausen. Unterwegs wusste ich meist gar nicht, in welche Himmelsrichtung wir uns bewegten, denn wir befanden uns stets in dichtem **Nebel**. An vielen Punkten wäre hier wahrscheinlich eine schöne Aussicht ins Rheintal und auf den Bodensee zu geniessen, den wir leider erst auf der Heimfahrt vom Zug aus durch den sich lichtenden Nebel kurz sehen konnten!

Früh am Morgen waren wir über St.Gallen, Rorschach und Staad nach Rheineck (in der Nähe von St.Margrethen) gereist, von wo eine steile, 1896 erbaute **Zahnradbahn**, durch mehrere Tunnel und über tiefe Tobel „halsbrecherisch“ hinauf nach Walzenhausen führt. Diese anstrengende Wanderung beendete ich mit einer Sauna und einem wohltuenden warmen Bad, verspürte aber trotzdem noch zwei Tage lang einen leichten Muskelkater.

Die brutalen **Terroranschläge** vom 11. September 2001 auf die beiden Wolkenkratzer von New York veränderten das Lebensgefühl. An die Stelle der „relativen Sicherheit“ trat eine geheime Angst vor weiteren Anschlägen in aller Welt. Und Amerika begann sofort den Krieg gegen den Terrorismus.

Vor gut zehn Jahren sah ich zufällig am Fernsehen eine Reportage aus einem **Flüchtlingslager** im „nahen Osten“. Unter anderem wurde auch eine Lagerschule gezeigt, in der die Lehrkräfte schon den kleinsten Kindern beibrachten, Israel zu hassen. Die Kleinen liessen sich begeistern von der Aufgabe, die Israeliten aus dem Land zu vertreiben, wenn möglich sogar zu töten.

Den zukünftigen Kämpfern für „Recht“ und „Freiheit“ wurde sogar das Paradies versprochen. Man weiss ja, dass sich Kinder leicht „für alles Gute“ begeistern lassen! Wenn sie selber nicht denken, können sie leicht zu allem Möglichen verführt werden. In den vielen „Entwicklungsländern“ leben Millionen von Analphabeten, die blind begeistert einem „Führer“, einem „Vorbild“, z.B. Osama Bin Laden gehorchen und, um ins „Paradies“ zu kommen, bedenkenlos ihr Leben opfern.

Sogar die „geschulten“ und „gebildeten“ Deutschen, die allzusehr **den blinden Gehorsam** als wahre Tugend hochhielten, gerieten vor einem halben Jahrhundert unter Hitler in den Teufelskreis des Absolutismus. Als der „Führer“ im Amt war und die Alleinherrschaft errungen hatte, gab's kein Zurück mehr. „**Absolutismus führt zu Krieg!**“ Das lernte ich 1931 von Professor Birmelé in Genf.

Als nebenamtlicher **Berufsberater für Knaben** besuchte ich viele Kurse, ganze Wochen in Walenstadt, Liestal und Montreux und Wochenendkurse in Zürich, Luzern und Zug. Die Vorträge und Diskussionen von Zug fanden im grossen Ratssaal statt. Von den leicht ansteigenden Sitzreihen aus sah man unten vor einem riesigen Kruzifix den Redner stehen und links hinaus durch die grossen Fenster erblickte man den friedlich im Sonnenschein daliegenden Zugersee.

Daran erinnere ich mich ganz deutlich, denn während eines Vortrags aquarellierte ich sowohl den Redner vor dem Kruzifix als auch die prächtige Aussicht auf den See und das jenseitige Ufer. Es entstanden zwei recht nette **kleine Aquarelle**, wie ich ja im Lauf der Jahre rund tausend Stück verfertigte. Ich verschenkte beinahe alle. Einige davon, meist Ferienerinnerungen, musste ich für etwa 20.- Franken das Stück verkaufen, weil die Organisatoren meiner Ausstellung zehn Prozent des Ertrags beanspruchten.

In dem mir bestens bekannten Parlamentssaal von Zug erschoss am 27. September 2001 ein **Amokläufer** elf Parlamentarier.

Der Orchesterverein Zürich-Albisrieden durfte sich am 30. September 2001 am Jubiläumsfest „**Fünzig Jahre Kirche Ginsterstrasse Zürich**“ beteiligen. Den Festgottesdienst eröffneten wir mit einem feierlich schmetternden Trompetenkonzert von Händel. Als die Kinder ihre Lieder gesungen hatten, zogen sie mit Kerzen in der Hand aus der Kirche hinaus. Sie wurden in der Nähe von Hilfskräften betreut. Der Festgottesdienst mit dem Thema „Licht und Glocken“ ging weiter mit Gospelchor, Predigt und dem von uns vorgetragenen Larghette aus Händels Oper Berenice. Er schloss ähnlich wie er begonnen hatte mit Orchester und Trompeter.

Ein Schreiner hatte aus Holz eine etwa meterhohe Glocke angefertigt, mit Inschrift versehen und schön vergoldet. Diese Glocke stand während des Festgottesdienstes vorn in der Kirche. Sie wurde im Lauf des Nachmittags in Erinnerung an den **Glockenaufzug** vor fünfzig Jahren von den Kindern aussen am Kirchturm hochgezogen.

Lotti Schürch, die wohlbekannte ehemalige Sekretärin der „Schweiz. Trachtenvereinigung“, die in der Nähe der Kirche Ginsterstrasse wohnt, nahm an der Feier teil und kam mit ins Festzelt, wo nach einem Apéritif ein feines Festessen serviert wurde. Im grossen Zelt unterhielten sich die vielen Gäste, so dass ein wildes Stimmengewirr entstand.

Zum Festanlass waren viele ehemalige Albisrieder Kirchenpfleger und Geistliche, aber auch allerlei Behördenmitglieder und andere Persönlichkeiten eingeladen worden, die der Reihe nach am Mikrofon das Wort ergriffen. Einige waren von weit hergereist, und es war sehr bedauerlich, dass ihre meist sehr interessanten und humorvollen **Ansprachen** meist im Lärm des Festzelts mehr oder weniger untergingen.

Mich hätte vor allem interessiert, was Pfr. Dr. Hans Walter Maurer zu sagen hatte. Er war viele Jahre lang ein begeisterter Teilnehmer in meinen Volkstanzwochen auf dem Kerenzerberg, verlegte die Woche schliesslich nach St. Moritz ins Kurszentrum „Laudinella“ und leitete später dort die Tanzwoche zusammen mit Renate Gretler. Leider verstand ich von seinen Ausführungen trotz Mikrofonverstärkung kaum ein Wort.

Es wäre besser gewesen, die Reden gedruckt denen zu geben, die sich dafür interessieren.

Aus alten Zeiten

Neunzigjährig erinnere ich mich oft an **alte Zeiten**. Irgend ein Gespräch, ein Text oder Erlebnis löst diese Erinnerungen aus. Vor achtzig Jahren, als wir noch „unbeschwerte“ Kinder waren, d.h. vor und nach 1920, da spielten wir mit unserm Ball oft stundenlang in Meilen auf der noch nicht geteerten Seestrasse „Völkerball“. Der Verkehr verhindert heute solche Freuden.

Mit den harten Absätzen unserer Schuhe drehten wir in der Mitte der Fahrbahn faustgrosse Löcher für unsere Spiele mit den farbenprächtigen, „**Chlüre**“ genannten, Ton- und Glaskügelchen. Höchst selten kam ein Fahrzeug oder sogar ein Auto vorbei.

Als mit den Jahren **der Verkehr** immer grösser wurde, und als die im Vergleich zu heute recht langsam verkehrenden **Automobile** häufiger den Staub aufwirbelten, da wurde eine klebrige braune Lauge aus der Gerberei Meilen auf die Strasse gespritzt. Wir Kinder rannten dem Spritzwagen nach, liessen unsere Beine und Füsse mit dem kühlen Nass besprühen und badeten anschliessend im See.

Das Aufkommen von Flugzeugen erlebte ich in Heilbronn. Zur Zeit des Ersten Weltkriegs war ein auftauchendes **Flugzeug** für uns Kinder eine grosse Sensation. Wer eines am Himmel entdeckte, rannte mit dem Ruf „Flieger! Flieger!“ auf die Strasse hinaus, um die andern staunenden Kinder herbeizurufen.

Unsere Mütter und Grossmütter, bei denen wir in der Kriegszeit wohnten, mussten wahrscheinlich hungern. Wir Kinder bemerkten dies kaum. Uns störte es lediglich, dass die Väter im Krieg und nicht zu Hause waren. Meine Mutter jubelte jeweils, wenn wieder einmal Milch gekauft werden konnte. Offenbar war damals in Deutschland vieles knapp und rationiert.

Auch Gummi war rar. Viele **Fahrräder** hatten keine Gummireifen mit Gummischläuchen. An deren Stelle waren dicht nebeneinander Spiralfedern angebracht, welche zu unerer Belustigung hoch im Bogen die kleinen Steinchen der Strasse in die Höhe schleuderten.

Der Druckerei Vontobel in Meilen, die sich „Lithographische Anstalt“ nannte, gelang es, **Qualitäts-Farbdrucke** herzustellen. Das war damals neu. Ein grosser Erfolg waren daher die naturgetreuen, farbigen Blumenpostkarten. Vor allem die schön plastisch abgebildeten Alpenblumen fanden in den schweizerischen Fremdenkurorten grosse Verbreitung. Äusserst genau wurden bis zu zwanzig Farbtöne übereinander auf die in stets genau gleicher Temperatur und in genau gleicher Luftfeuchtigkeit gehaltenen Halbkartonbogen gedruckt.

Die heute ganz selbstverständliche **Farbfotografie** existierte damals noch nicht. Der Alpenblumenfotograf Giger schickte seine „Schwarz-Weiss-Aufnahmen“ zusammen mit den in Schuhschachteln verpackten fotografierten Blumen in die Druckerei.

Da jedoch all seine vielen Aufnahmen meist nicht sofort auf die Drucksteine lithographiert werden konnten, mussten die genauen Farbtöne der einzelnen Blüten von meiner Schwester Martha mit Ölfarben auf Gigers Bildern und Negativen ganz genau festgehalten werden. Mit der Hilfe von **Marthas Kolorierungen** konnten die Lithographen auch noch nach mehreren Wochen, wenn die Blumen längst entsorgt waren, nachschauen, welche Farbnuancen die einzelnen Blumen auf den Bildern im Licht und im Schatten aufwiesen.

Erst viel später entwickelten sich der einfachere **Vierfarbendruck** und die **Farbfotografie**, und die „Schweizerische Trachtenvereinigung“ ergriff sofort die Gelegenheit, möglichst alle Schweizertrachten in Farbfotos festzuhalten.

Wenige Jahre nach der Erstellung dieser Trachten-Dokumentation kam ich auf naheliegenden Gedanken, in einer meiner Volkstanzwochen auf dem Kerenzberg den vielen ausländischen Teilnehmern die neuen Farbdias von den schönen Schweizertrachten vorzuführen. Von der Trachtenvereinigung bezog ich leihweise die benötigte Diaserie, musste aber leider feststellen, dass einige Farben verblasst waren, andere sich schon in wenigen Jahren ganz gewaltig verändert hatten.

Das **Telefon** war ums Jahr 1880 erfunden worden. Langsam und auf vielen Umwegen hatten Philipp **Reis** und Alexander Graham **Bell** schon seit 1850 experimentiert, bis schliesslich 1877 **Siemens** und **Halske** etwas in der Praxis Brauchbares hervorbrachten.

Vor 1920 besaßen erst die grösseren Firmen und die Amtstellen einen Telefonanschluss. Man sah aber bald ein, dass das Telefonieren um so nützlicher und praktischer ist, je mehr Leute angeschlossen sind. Heute kann beinahe jede Familie telefonisch erreicht werden, und viele Einzelpersonen tragen ein „Handi“ mit sich herum.

Erst im Alter von beinahe zwanzig Jahren telefonierte ich zum ersten Mal in meinem Leben, während heute schon die Kleinkinder hemmungslos Gespräche entgegennehmen! Gerne erzähle ich wieder einmal von meinem allerersten **Telefonerlebnis**.

Mit Kamerad Max Frei aus der Oberrealschule unternahm ich eine dreiwöchige **Wanderung durchs Bündnerland**. Wir besaßen je zwanzig Franken, die für die ganze Reise bis hinein in den Nationalpark ausreichen mussten. Wir übernachteten unter freiem Himmel oder für dreissig bis fünfzig Rappen in den Jugendherbergen. Von Wasser, Brot, Griessbrei und Schokolade ernährten wir uns denkbar billig.

Unsere Bahnreise führte nach Chur, von wo wir ein Stück weit dem Rhein nach hinauf wanderten und dann über sehr hohes Gebirge hinüber zur Lenzerheide. Etappenweise gelangten wir bis mitten hinein in den **Nationalpark**, wo wir einige Tage lang botanisierten. Anschliessend marschierten wir rund um den „Piz Quatter Vals“ herum und dann das ganze Engadin hinauf nach **Maloja**.

Es war geplant, von hier aus das Gebirge zu queren, um schliesslich **Juf im Avers** zu erreichen. Doch ach, es war wegen der Maul- und Klauenseuche verboten, das Averstal zu betreten, so dass wir uns in einem Zug hinunter nach Thusis schlepten. Dort trafen wir rechtschaffen müde ein und erfrischten uns im Waschtrog der Jugendherberge.

Von der Poststelle in Thusis aus musste ich die Post in Juf anrufen, denn meine Eltern hatten uns dorthin „postlagernd“ ein „Fresspäckli“ geschickt. Mit spürbarem Herzklopfen startete ich **mein allererstes Telefongespräch**. Ich hatte vorher noch kein einziges Mal telefoniert!

Die Sache war denkbar einfach: Ich musste nach Anweisung des Angestellten den Hörer abnehmen und die Kurbel drehen, welche aufreizende Klingeltöne erzeugte. Die freundliche Stimme eines Telefonfräuleins fragte mich, was ich wünsche. Noch nie im Leben hatte ich mit einem fremden Fräulein gesprochen, und nun sollte ich einer Person, die ich gar nicht sehen konnte, erklären, dass ich unbedingt mit dem Postangestellten in Juf sprechen müsse. Ich schwitzte vor Aufregung. Gerne wüsste ich, was ich damals voller Hemmungen „gaxte“.

Das Fräulein stellte flugs die Verbindung her, ich musste nur warten, bis fertig „gestöpselt“ war.

Dem Postangestellten in Juf erklärte ich dann, wir könnten wegen der Viehseuche das Paket nicht abholen, man möge die Esswaren einer Familie mit Kindern verteilen. Ich war gewaltig erleichtert als mein erstes Telefonat überstanden war.

In den folgenden Tagen wanderten wir gemütlich hinunter zum Rhein und hinüber ins Glarnerland nach Elm. In Schwanden bestiegen wir den Zug nach Rapperswil und Meilen, wo wenige Tage nach meiner Rückkehr eine ganze **Schuhschachtel voller Edelweiss** als Dank der Kinder von Juf bei uns eintraf.

Das Telefonieren entwickelte sich weiter. Ich unterrichtete schon einige Jahre in Dietikon, als auch unser Lehrerzimmer einen Telefonanschluss mit **Wahlscheibe** bekam. Das war ganz neu und ein grosser Fortschritt. Vom Telefonamt kam ein Angestellter in die Schule, um Lehrern und Schülern zu erklären, wie man nun mit der drehbaren Scheibe selber die gewünschten Nummern wählen kann.

Heute ist auch die Wahlscheibe schon wieder veraltet. Sie wurde sowohl bei den stationären Telefonapparaten, als auch bei den Handys durch **Tastaturen** ersetzt. In modernen Telefonapparaten lassen sich sogar mehrere häufig gebrauchte Telefonnummern speichern, so dass sie bequem mit einem einzigen Knopfdruck aufgerufen werden können.

Ich erlebte auch, wie der **Radio** langsam auftauchte und grosse Verbreitung fand. Schon als Schüler der sechsten Klasse durfte ich bei Fräulein Bunn in Männedorf Violinstunden besuchen. Dieses alte Fräulein war eine grosse Bastlerin, die sich selbst einen Radio mit Kopfhörern fabrizierte. Mit einer feinen Nadel konnte sie einen daumengrossen Kristall abtasten, bis eine Stelle gefunden war, von der aus Radiomusik und Radiosprecher gehört werden konnten.

Statt Violine zu spielen hörten wir gelegentlich schöne Musik, die ohne Leitung von Paris über Berg und Tal, ja sogar über den See bis zu uns nach Männedorf kam. Wir staunten ganz gewaltig über diese Tatsache! Obwohl ich wahrscheinlich ein ganz mittelmässiger **Geigenschüler** war, schrieb Fräulein Bunn meist die Zensur „Gut!“ in mein Aufgabenheftchen. Doch, was sie da schrieb, glaubte sie ziemlich sicher selber nicht. Sie beurteilte mich wahrscheinlich so gut, um den zahlenden Schüler nicht zu verlieren!

Im Meilen, an der Seestrasse 500, wohnten wir oben im Haus der Familie Spielmann. Herr Spielmann war Techniker oder Ingenieur, der in fremden Ländern, meist im fernen Asien, primitive Arbeitskräfte anleitete beim Aufbau von fünfzig Meter langen schweizerischen Maschinen zur Papierfabrikation.

Tochter **Lisi Spielmann** war verlobt, sang und jubelte den ganzen Tag. Ich höre heute noch deutlich, wie sie von ihrem „guten Mann“ schwärmte. Sie besass einen der ersten Radioapparate. Wenn sie, meist erst spät abends, schöne Radiomusik gefunden hatte, rief sie uns gelegentlich zu sich in die untere Wohnung, wo wir gemeinsam die technische Errungenschaft bestaunten und uns über die schöne Musik freuten.

Ich amtierte noch gar nicht lange Zeit in Dietikon, da wurde ich schon als Vertreter der Gemeinde nicht nur in die Spitalbaukommission, sondern auch in die Bezirksjugendkommission gewählt. An einer der Sitzungen berichtete eine Angestellte des Jugendsekretariats, die kurz vorher aus Amerika zurückgekommen war, sie habe in Übersee **das Fernsehen** kennen gelernt.

Von den Amerikanerinnen und Amerikanern wurde uns anschaulich erzählt, wie sie stundenlang vor einer viereckigen Kiste sitzen und in diese hineinstarren, weil sie darin Sängerinnen und Sänger in Aktion sehen können. Wir waren entsetzt. Alle Anwesenden hofften, diese nutzlose Erfindung komme nie nach Europa, man sah bei deren Gebrauch nur die grosse Zeitverschwendung!

Doch die Entwicklung war nicht aufzuhalten. Auf den Dächern von immer mehr Häusern erblickte man **Fernsehantennen**. Mit Bildern konnten wichtige Nachrichten anschaulich vermittelt werden, und es entstanden wertvolle Sendungen aus allen möglichen Wissensgebieten.

Weitere Fortschritte erfolgten mit **Kabelfernsehen** und **Farbfernsehen**. Aber auch Radio und Tonträger entwickelten sich weiter. Als wir einst Emil Spiegelberg in Burg AG besuchten, der mit Louise Witzig die schweizerischen Kontratanze rekonstruierte, da schwärmte er von seinem riesigen **Revox-Tonbandgerät**, das auf seinem Ofenbänklein stand, und mit dem er Volksmusik vom Radio übernehmen konnte.

Immer rascher folgten die Fortschritte aufeinander. Die riesigen **Tonbandspulen** mit gegen dreissig Zentimeter Durchmesser verschwanden, und die kleinen **Kassetten** mit den handlichen Kassettengeräten fanden in den Volkstanzgruppen weite Verbreitung.

Unaufhaltsam schritt die Entwicklung weiter. Die **CD**, die durch Laserstrahlen abtastbare „Compactdisc“ und bald auch die „**Minidisc**“ mit den benötigten Abspielgeräten erschienen auf dem Markt. Parallel dazu entwickelten sich der **Videorekorder**, der **Computer** mit Anschluss ans **Internet**, die **Digitalfotografie**, das praktische drahtlose Telefonieren mit dem **Handy**, die Telefonbeantworter und vieles mehr, lauter Dinge von denen wir vor fünfzig Jahren nicht einmal träumen konnten.

Wespen

Diese wohlbekannten Insekten schwärmten um die Speisen des Orchestervereins Zürich-Albisrieden, der am 25. und 26. August 2001 im Hof der Propstei Wislikofen bei schönstem Wetter speiste. Besonders auf die Süssigkeiten hatten sie es abgesehen.

Da zog das neben mir sitzende Orchestermittglied **Gewürznelken** aus seiner Tasche, streute sie auf den Tisch und behauptete, das halte die Wespen fern. Sie flogen wohl noch in der Nähe herum, setzten sich aber nicht nieder. Das wäre weiter auszuprobieren.

Im Band „Meine Frau und ich“ veröffentlichte **Felix Moeschlin** vor vielen Jahren eine lustige Wespengeschichte - sie heisst zwar „Das Hornissennest“ -, die ich gelegentlich, z.B. in Ski- und Eislaulagern den Schülerinnen und Schülern vorlas.

Eine **gedankenlose Dummheit** brachte mich an einem heissen Sommertag in grosse Schwierigkeit. Ich arbeitete in Shorts und ohne Hemd im Garten, und als ich mit einem Stecken in der Hand an einem Hitzespalt in der Wiese vorbeischnitt, da sah ich zwei Wespen in diesem Spalt verschwinden. Ohne etwas zu denken, stach ich im Vorbeigehen mit meinem Stock nach den Wespen.

Ich erschrak gewaltig, als nun explosionsartig ein grosser Wespenschwarm aus dem Erdspalt herausschoss und mich regelrecht überfiel. Meinen Stecken liess ich fallen und rannte so schnell als möglich ins Haus, wobei ich hastig mit beiden Händen die vielen Wespen von Beinen, Armen und Brust abstreifte.

Im Haus, sicher vor den Plagegeistern, pflegte ich sorgfältig die **neunzehn Streifschüsse**, die ich abbekommen hatte. Zum Glück hatte mich keine einzige der Wespen richtig gestochen. Es war jedenfalls kein einziger Stachel zu entfernen.

Eine tolle Überraschung im hohen Alter

(Die Stadt Dietikon ernennt mich zum Ehrenbürger!)

Wie beinahe jeden Vormittag seit Januar 1999, so sass ich auch am **17. August 2001** am Computer des Ortsmuseums von Dietikon und erstellte die aktuellen Datensätze der Ortschronik, als sich plötzlich das neue schnurlose Telefon mit ungewohntem Ruftön meldete. Das Mitglied **Jean Stauber** der „Heimatkundekommission Dietikon“ rief an und sagte mir, der Herr Stadtpräsident versuche seit Tagen ohne Erfolg, mich telefonisch zu erreichen. Er vermute, ich sei noch immer in den Sommerferien.

Da ich nun schon elf Jahre lang **allein in meinem Einfamilienhaus** an der Holzmattstrasse 15, Dietikon, wohne, oft unterwegs, im Garten oder im Keller bin, kann man mich tatsächlich telefonisch nur sehr schwer erreichen, am besten vielleicht über Mittag, wenn ich meine Mahlzeit zubereite, oder abends, wenn ich zufällig zu Hause und nicht bei einer Musikprobe oder einer andern Veranstaltung bin.

Einen Telefonbeantworter will ich nicht anschaffen, da ich nicht sonderlich darauf erpicht bin, alle Gespräche selbst zu starten. Der Anrufer soll doch sein Glück zu einer andern Zeit oder vormittags im Ortsmuseum noch einmal versuchen!

Jean Stauber riet mir, selber aktiv zu werden und die Stadtkanzlei anzurufen. Stadtschreiber **Thomas Furger** könne mir vielleicht sagen, welche Auskunft Präsident **Hans Bohnenblust** von mir bekommen möchte. Jean Sttaubers Rat befolgte ich sofort, und man verband mich sogleich mit dem Herrn Stadtpräsidenten, der zu mir nach Hause kommen wollte, denn sein Problem könne nicht am Telefon besprochen werden. Noch lieber wäre es ihm allerdings, wenn ich am Abend dieses 17. August 2001 um 17 Uhr zu ihm ins Stadthaus kommen könnte.

Den ganzen Tag über zerbrach ich mir den Kopf und fragte mich: „Was will man wohl von mir? Stimmt etwas mit meiner Steuerrechnung nicht? Will man mir vielleicht einen Untermieter oder einen Zuwanderer zur Betreuung zuteilen? Oder will man nur wissen, wie jeden Tag die Ortschronik erstellt wird? Im Ortsmuseum druckte ich als Beispiel einen Datensatz aus, um damit leichter erklären zu können, wie wir im Museum vorgehen. Planlos steckte ich auch einige meiner in letzter Zeit verfassten Aufsätze in meine Mappe und wanderte pünktlich zur vereinbarten Besprechung ins Stadthaus.

Mit einem Blatt Papier in der Hand erwartete mich der Herr Stadtpräsident in seinem Büro. Da er weiter nichts sagte, verkündete ich nach unserer Begrüssung, ich hätte seinen Namen seit Januar 1999 nun schon 278 Mal in den Computer des Ortsmuseums eingetippt und beinahe eben so oft den des Herrn Stadtschreibers Furger. Beim Durchblättern der Datensätze lässt sich leicht feststellen, dass der Stadtpräsident im Pontonierverein mitwirkt, und dass er laufend an zahllosen Aktionen, Preisverleihungen und andern Veranstaltungen beteiligt ist.

Der Herr Stadtpräsident interessierte sich offensichtlich für meine neuartige **Erstellung der Ortschronik im Museum**, so dass ich schliesslich glaubte, das genauere Kennenlernen unserer modernen Methode habe ihn veranlasst, mich ins Stadthaus kommen zu lassen!

Doch nach einiger Zeit liess er dann doch „die Katze aus dem Sack“ und erklärte, er müsse mir den Entscheid des Bürgergemeinderats mitteilen, der beschlossen habe, mich zum Ehrenbürger der Stadt Dietikon zu ernennen.

Ich war sprachlos und erschrak, als ob ich aus heiterem Himmel eine Ohrfeige bekommen hätte, sagte also ganz verduzt vorerst gar nichts dazu. Mit einer solchen Überraschung hatte ich wahrhaftig nicht gerechnet, konnte mir auch gar nicht vorstellen, weshalb die Behörde zu einem solchen Beschluss kam.

Schliesslich fragte mich der Herr Stadtpräsident, der mich die ganze Zeit mit lauerndem Blick angeschaut hatte: „Ja, freued Sie sich dänn nöd?“ - „Doch, doch, natürlich!“ gab ich stotternd zurück, „aber wahrschiinlich händ Sie mit mir **de Lätz vertwütscht!**“ d.h. den Falschen erwischt!

Ein kleines Geschenk der Stadt Dietikon zu meinem bevorstehenden neunzigsten **Geburtstag**, das könnte ich mir vorstellen, nicht aber eine so grosse Ehre wie die in unserer Stadt so selten erteilte Ehrenbürgerschaft, sagte ich schliesslich, auch müsste man das Fest, wenn es damit wirklich ernst gemeint sei, auf den 19. Juli 2002 verschieben.

Damit war der Herr Stadtpräsident aber gar nicht einverstanden. „Nein“, entgegnete er ganz bestimmt, „eine **Verschiebung** kommt nicht in Frage, das Ernennungsfest muss möglichst bald, auf alle Fälle noch in diesem Jahr im Stadthaus durchgeführt werden!“ Vielleicht dachte er an die Neuwahlen der Behördenmitglieder im kommenden Frühjahr. Dann wäre er vielleicht nicht mehr Stadtpräsident, und er wollte wahrscheinlich gerne selber die geplante Festlichkeit mit mir durchführen.

Auf seinem **A4-Briefbogen** waren bereits, offenbar durch die Stadtkanzlei und den Bürgerratsrat, einige Gründe zusammengestellt worden, die zu meiner Ernennung geführt hatten. Herr Bohnenblust las mir den offiziellen **Ernennungstext** vor, der Tatsachen wieder ans Licht zog, die ich längst vergessen hatte: Neuerungen in der Schule, wie z.B. die Einführung des Schwimmunterrichts, der Skilager, der Schulzahnpflege etc. Ausserdem wusste man, das ich Neujahrsblätter verfasst hatte, z.B. über die Entstehung der Musikschule Dietikon, und dass ich ein Volkstanzspezialist bin.

Insgeheim fragte ich mich, wer wohl dem Bürgerratsrat all diese **Tatsachen und Aktionen** hinterbracht haben könnte, wagte aber nicht, danach zu fragen. Am offiziellen Text jedoch hatte ich einiges zu kritisieren, da nicht alles stimmte, einiges übertrieben oder falsch gewichtet war. Zaghafte erhob ich daher Einspruch, worauf mir der Herr Stadtpräsident sein Blatt übergab mit der Bitte, den Text so bald als möglich richtig gestellt in die Stadtkanzlei zurückzubringen.

Da ich in meiner Mappe zufällig zweiunddreissig Seiten Text bei mir hatte, alles niedergeschriebene Erinnerungen für meine Enkelinnen und Enkel, Aufsätze zum Teil auch über Themen, die in unserer Besprechung angeschnitten worden waren, überreichte ich sie Herrn Bohnenblust, der sich lebhaft dafür interessierte und mir versprach, später alles wieder zurückzugeben.

Schon nach wenigen Tagen, d.h. am Montag, 20. August 2001, brachte ich den Text, den ich übers Wochenende korrigierte, hatte in die Stadtkanzlei zurück. Er lautet auf offiziellem Papier der Gemeinde:

STADT DIETIKON
 PROTOKOLL DES STADTRATES BÜRGERLICHE ABTEILUNG
 SITZUNG VOM 2. JULI 2001.

Ehrenbürgerrecht Karl Klenk.

Karl Klenk, geboren am 19. Juli 1912, trat im Jahre 1934 als Sekundarlehrer in den Dienst der Schule Dietikon. Auch nach seiner Pensionierung Ende Schuljahr 1977/78 blieb er als Fachlehrer für Englisch und Stenographie bis 1984 im Schuldienst.

Als Lehrer beschränkte sich Karl Klenk nicht nur auf den Schulstoff, sondern engagierte sich darüber hinaus in vielen Belangen für die Dietiker Jugend. Er ergriff unter anderem die Initiative für Skikurse, leitete mit seiner Frau zusammen sehr viele Ferienkolonien, gab erstmals Schwimmunterricht, setzte sich für den Bau eines Bades in

Dietikon ein und stand an vorderster Stelle für die Gründung der Musikschule. Er war Gründungsmitglied des Gemeindestubenvereins, 1. Präsident der Volkshochschule und wirkte neben der Schularbeit auch viele Jahre als Berufsberater. In der Heimatkundekommission arbeitete er von Anfang an mit Karl Heid zusammen und führt seit 1979 die Ortschronik. Diese bestand zu Anfang in einer chronologischen Sammlung von Zeitungsausschnitten über Geschehnisse in Dietikon, die später thematisch erfasst und gegliedert wurden. Im hohen Alter stellte er seine Arbeit auf EDV um und erfasst seit 1999 die Ereignisse des Bezirks Dietikon und der Region Limmattal mit Verweis auf die Quellen in einer Datenbank.

Zeugnis seiner umfangreichen Kenntnisse über die Dietiker Geschichte sind die von ihm allein oder als Mitautor verfassten Neujahrsblätter der Jahre 1981 (Guggenbühlwald und Gigeliboden), 1983 (150 Jahre Volksschule Dietikon), 1987 (Entstehung und Entwicklung der Jugend-Musikschule Dietikon) und 1995 (Dietikon nach dem Ersten Weltkrieg).

Über die Grenzen Dietikons hinaus ist er als Fachmann für Volkstanz bekannt. Unter anderem arbeitete er 10 Jahre in einer von der UNESCO angeregten Arbeitsgruppe, die in einem Inventar mehr als tausend schweizerische Volkstänze zusammenstellte und ebensolang war er Obmann der „Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise“ (ASV). Er förderte die freundschaftliche Zusammenarbeit dieser Arbeitsgemeinschaft mit der „Schweizerischen Trachtenvereinigung“ (STV), verhalf Dietikon, Würenlos sowie dem Skandinavischen Club zu ihren Volkstanzgruppen, gründete die jedes Jahr in St. Moritz stattfindende „Schweizerische Volkstanzwoche“ sowie die Senioren-Volkstanzgruppe Dietikon, die er im Alters- und Gesundheitszentrum (AGZ) auch heute noch leitet. Er unterrichtete im Lehrerseminar Küsnacht, gestaltete Ferienkurse für schweizerischen Volkstanz an Universitäten in England und Amerika. Seine Mitwirkung und seine Publikationen wurden in Fachkreisen sehr geschätzt, so dass er nun Ehrenpräsident der ASV, des Volkstanzkreises Zürich und der Nordischen Volkstanzgruppe ist.

Karl Klenk stand nie im politischen Rampenlicht. Er wirkte im Hintergrund und vermochte von dort aus sehr viel zu bewegen. Er ist im besten Sinn ein Beispiel für engagierten Einsatz im Dienste des Gesamtwohls, eine Tätigkeit, die es ganz besonders im Jahr der Freiwilligen zu anerkennen und zu ehren gilt. Er ist daher zum Ehrenbürger von Dietikon zu ernennen.

Bremgartnerstr. 22, 8953 Dietikon. Tel 01 / 744 35 35. Fax 01 / 741 50 16. PC 80-3060-8, E-MAIL stadt dietikon bluewin.ch, INTERNET www.dietikon.ch.

Am Schluss dieser ersten Besprechung vom 17. August 2001 schlug der Herr Stadtpräsident zur Auswahl die drei allerletzten Freitagabende des laufenden Amtsjahrs vor, die für die öffentliche Ehrenbürgerernennung in Frage kommen könnten. Das waren der 2., der 9. oder der 16. November 2001. Die Stadtkanzlei beauftragte er, das Fest zu organisieren; **Frau Herzig und Herr Stadtschreiber Thomas Furger**, bekamen die Aufgabe, alle Einzelheiten abzuklären und die Veranstaltung gemeinsam mit mir vorzubereiten.

Gar niemandem erzählte ich von dieser „Sache“, wartete nur ganz geduldig auf eine Einladung ins Stadthaus zur **Besprechung der Einzelheiten**. Erst nach der geplanten Sitzung wollte ich meinen Leuten in Steffisburg und Meilen von der „tollen Überraschung“ erzählen, die Orientierung der Öffentlichkeit aber ganz den Behörden und Medien überlassen.

Diese erste Besprechung fand am **19. September 2001**, um 14 Uhr „zu fünft“ im Stadthaus Dietikon statt.

Der Beschluss des Stadtrats (Bürgerliche Abteilung) lag vor:

1. **Karl Klenk, geboren 19. Juli 1912, Bürger von Dietikon und Meilen, Holzmattstrasse 15, 8953 Dietikon, wird in Anerkennung seiner Leistungen zum Ehrenbürger von Dietikon ernannt.**

2. **Der Stadtpräsident wird beauftragt, Karl Klenk diese Ehrung persönlich mitzuteilen.**

3. **Die Übergabe der Ehrenbürgerurkunde erfolgt anlässlich einer kleinen Feier. Die Stadtkanzlei wird mit der Organisation beauftragt.**

Mitteilung durch Protokollauszug an:

- **Karl Klenk, Holzmattstrasse 15, 8953 Dietikon.**
- **Stadtkanzlei.**
- **alle Mitglieder des Stadtrates.**

TF
0702klenk.doc



NAMENS DES STADTRATES
(Bürgerliche Abteilung)

Der Präsident:

Der Schreiber:

Hans Bohnenblust

Thomas Furger

versandt am:
21. AUG. 2001

Ich erfuh, dass das **Fest aus zwei Teilen** bestehen wird, aus einem „öffentlichen“ Apéro für jedermann im Foyer des Stadthauses und aus einem „geschlossenen“ mit etwa 50 geladenen Gästen zum Nachtessen im Gemeinderatssaal.

Herr Furger fragte mich ganz zögernd an, ob eventuell meine Senioren-**Volkstanzgruppe**, die jeden Montagnachmittag im Alters- und Gesundheitszentrum an der Oberdorfstrasse in Dietikon tanzt, zur Bereicherung des Anlasses ein Tänzchen im Foyer vorführen könnte. Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Die Seniorinnen und der einzige Senior in dieser Gruppe tanzen lediglich aus gesundheitlichen Gründen und zum Spass ohne die Tänze vorführungsreif auszuschleifen. Auch ergibt sich kein sehr erfreuliches Bild, denn diese Gruppe verfügt weder über eine passende Vorführungs Kleidung noch über ein ausgeglichenes Verhältnis der Geschlechter.“

Der **Volkstanzkreis Zürich**, in dem ich seit einem guten halben Jahrhundert mitwirke, könnte schon eher etwas Echtes vorführen, war meine Zwischenbemerkung zum Tanzproblem, wobei ich keinesfalls an eine Verwirklichung eines solchen Auftritts glaubte, denn die Mitglieder des Volkstanzkreises wohnen weit zerstreut in den Kantonen Zürich und Aargau, sind berufstätig und nicht beliebig verfügbar.

Der Herr Stadtschreiber jedoch ging sofort und mit Begeisterung auf den Gedanken ein, die Stadt, meinte er, könne uns vielleicht sogar einen „Handörgeler“ aufbieten, wogegen ich sofort protestierte. Wenn wir schon öffentlich auftreten, dann verfügen wir über eine passende „Life-Musik“, verwenden keine „Tonkonserven“ und stellen auch keinen fremden Musikanten an. Herr Furger wollte nun sofort im Namen der Stadt Dietikon mit dem Präsidenten des Zürcher Volkstanzkreises verhandeln.

Das sei nicht nötig, in der nächsten Volkstanzprobe könnte ich selber den Tanzkreis anfragen, was er von einem kurzen Auftritt in Dietikon hält und nach einer Woche der Stadtkanzlei das Ergebnis melden. Ich war sehr verwundert über die spontane Begeisterung der verschiedenen Kreismitglieder und des Kreisvorstands. Unser Präsident, **Johannes Schmid-Kunz**, organisierte sofort eine Vorführungsgruppe.

Johannes Schmid-Kunz ist seit der letzten GV des Volkstanzkreises Zürich im Frühjahr 2001 nicht nur unser Präsident, sondern auch einer unserer Volkstanzleiter. Ich hatte ihm vorgeschlagen, für den Auftritt in Dietikon das letztmögliche Datum, den 16.11.2001 zu wählen, damit genügend Zeit bleibt für die Anmeldung der Mitwirkenden und für die Auswahl der Tänze.

Meine Anregungen:

1. **Die Musikanten** bestimmen, was im Foyer des Stadthauses Dietikon und später im Parlamentssaal getanzt werden kann.

2. **Vier kleine Programme** von je drei oder vier Tänzen genügen, dazu eventuell etwas ganz Leichtes, das mit dem Publikum getanzt werden kann. Jedes Kreismitglied holt jemanden aus dem Publikum. Zusätzlich vielleicht an passender Stelle **etwas Musik** für die Gäste.

3. Das Publikum ist wahrscheinlich beim Apéro und den unvermeidlichen Ansprachen wild verteilt im Foyer. Daher kein Aufzug. Wir kommen in der Mitte des zum Tanzen vorgesehenen Raums zusammen und drängen die Leute durch die Bildung unseres Kreisen rund herum nach aussen an den Rand.

4. Falls die Zahl der anwesenden Tänzerinnen überwiegt könnte mit „Ora Surchomps“ begonnen werden, mit grossem Schlusskreis, damit niemand zwischen uns hereinfläuft, anschliessend „Hinggi“ und wie am Zürichfest mit kurzem Marschwalzer Übergang zu den Paartänzen.

5. Nur solche Tänze auswählen, die wir nicht speziell üben müssen, weil sie allen bestens bekannt sind, wie z.B. „Nagelschmied“, „Seppel“, „I der Mühli“, „Polka d'Echallens“, „Scardanaler Mazurka“, etc.

6. In den einzelnen Programmen darf auch je ein beliebter ausländischen Volkstanz vorkommen, z.B. „Tarantella“, „Svensk Maskerad“, „Hambo“, etc.

7. Wir tanzen nur Tänze, die allen Mitwirkenden bestens bekannt sind, ohne Aufzüge und in der Regel ohne Übergänge und ohne Wegtanz. Schade, dass wir „Giuvens“, „Föiftritt“, „Sünros“, „Schwedischen Webertanz“, „Daldans“, „Vengerka“ etc. nicht mehr beherrschen!

Johannes Schmid-Kunz konnte nach seinem Gutdünken die Tänze bestimmen, die Musikanten und die Tanzgruppe auswählen. Für die Festsetzung des Anlasses auf den 16. November 2001 sprach noch ein weiterer Grund: Trudi Wyler, die Schwester meiner 1990 verstorbenen Ehefrau Maria, gedachte am Sonntag, 18. November 2001, in Frauenfeld ihren siebzigsten Geburtstag zu feiern. Da sich auch mein Sohn Karl, der in Steffisburg wohnt, zu diesem Geburtstagsfest angemeldet hatte, lag es auf der Hand, das „benachbarte“ Datum zu wählen, so dass er nicht zweimal kurz hintereinander von Thun in die Ostschweiz reisen muss.

Am 26. 9. 2001 konnte ich Frau Herzig und Herrn Furger, d.h. der Stadtkanzlei, schriftlich melden:

*„Die Rücksprache mit dem Volkstanzkreis Zürich ergab, dass die Tänzerinnen und Tänzer, sowie die Musikanten **Freitag, den 16. November 2001**, für den geplanten Anlass im Stadthaus Dietikon bevorzugen.*

Falls Sie mir nichts Gegenteiliges berichten, nehme ich an, dass nun dieser Termin definitiv ist.

Ich bitte Sie höflich, mir gelegentlich mitzuteilen, wann und wo der genaue Ablauf des Abends vorbesprochen werden kann.

Mit freundlichen Grüssen
Karl Klenk“

Von nun an drehte sich die bevorstehende Verleihung der Ehrenbürgerschaft Tag und Nacht beinahe pausenlos in meinem Kopf herum.

Ich würde meiner **Freude** und meiner **Dankbarkeit** öffentlich Ausdruck verleihen müssen, voraussichtlich in einer **Ansprache** nach der des Herrn Stadtpräsidenten. Immer wieder neue Formulierungen kamen mir in den Sinn, und nachts träumte ich das verrückteste Zeug. Wahrscheinlich würde ich sogar zweimal reden müssen, einmal im Foyer und einmal im Gemeinderatssaal. Um Überlegungen anzustellen hatte ich reichlich Zeit, lagen doch **drei ganze Monate** zwischen dem 17. August und dem 16. November!

Am Gemeindefest „50 Jahre neue Kirche Zürich-Albisrieden“ hatte ich im Festzelt viele Ansprachen gehört und praktisch nichts verstanden, weil die etwa 500 Anwesenden ununterbrochen an ihren Tischen trotz wiederholter Mahnungen ruhig zu sein, pausenlos lautstark plauderten und diskutierten.

Ich nahm mir vor, falls nicht gut zugehört würde, im Foyer, wo jedermann eingeladen war, nur ganz kurz zu reden. Sollte aber wider Erwarten ruhig Interesse signalisiert werden, dann könnte ich etwas weiter ausholen.

Um eine gewisse Ordnung in die Sache zu bringen, vor allem, um eine vernünftige Reihenfolge der einzelnen **Gedanken** in meiner Rede festzulegen und um mein aufgeregtes Gehirn ein wenig zu beruhigen, schrieb ich mir die einzelnen Punkte auf. Ich nahm mir aber vor, völlig frei, ohne Papiere in der Hand zu reden und je nach Situation weiter oder weniger weit auszuholen.

1. Die „**tolle Überraschung**“ und Sprachlosigkeit vom 17.8.2001.

2. **Ich freue mich ganz gewaltig**, umsomehr, als Dietikon nur ganz selten einen Ehrenbürger ernennt. Dieser Titel ist daher ganz besonders wertvoll. (Eventuell Vergleich mit der Ehrenbürgerschaft von Verona, USA, - siehe unten!).

3. **Ich danke der Behörde**, dem Bürgergemeinderat, ganz herzlich für den Beschluss, mich zum Ehrenbürger zu ernennen. Es ist dies für mich, für meine Familie und für die Lehrerschaft eine ganz grosse Ehre.

4. Ich bin zwar überzeugt, dass nicht ich, sondern **verschiedene andere** vor mir diesen Ehrentitel verdient hätten. Es gibt in unserer Stadt bestimmt mehrere Persönlichkeiten, die viel Wertvolles und Wesentliches zur Weiterentwicklung unseres Gemeinwesens beitragen.

5. Als ich 1934 das erste Mal nach Dietikon kam, da wollte ich gar nicht hier bleiben, sondern nach etwa zwei Jahren an der Universität **weiterstudieren**. Bei meiner Abmeldung an der Uni, da sagte Professor Theophil Spörri zu mir: „Wenn Sie in die Praxis gehen, dann sind Sie für die Wissenschaft verloren“, was ich aber damals gar nicht glaubte.

6. An der damaligen Sekundarschule Dietikon-Urdorf sah ich aber laufend **ungelöste Probleme**. Was für mich als Kind in Meilen ganz selbstverständlich war, das fehlte hier in Dietikon.

7. Kein einziger Sekundarschüler konnte **Schwimmen**, also war doch Schwimm-Unterricht notwendig.

8. Oft kamen Kinder mit verbundenem Kopf zur Schule, weil sie Zahnweh hatten. Als ich einem Knaben riet, er solle doch seine angesteckten Zähne vom Zahnarzt flicken lassen, da entgegnete er, das habe bei ihm keinen Sinn, denn er bekomme zur Konfirmation ein Gebiss! Als ich Dr. Kraatz ersuchte, die Gebisse meiner Schulklasse anzusehen, da erklärte er, in Dietikon hätten alle Sekundarschüler **krankte Zähne**. Das sei schon mehrmals untersucht worden.

9. Ebenso: Monatliche Wanderungen, körperliche Ertüchtigung. (Kartoffeln, Wegweiser, Maikäfer). Instrumentalunterricht. Berufsberatung. Ferienkolonien, Winterski- und später Eiskunstlauflager. **Es wären vor allem die Herren der damaligen Sekundarschulpflege Dietikon-Urdorf zu ehren**, die meine Ideen sofort bereitwillig unterstützten.

Ich hatte jahrzehntelang nicht mehr an all diese „Errungenschaften“ gedacht und auch nicht an **Verona**. Als ich „meinen Leuten“ in Steffisburg und Meilen, als den Einzigen, die von mir orientiert wurden, mitteilte, meine Ernennung zum Ehrenbürger werde am Freitagabend, 16. November 2001, im Stadthaus von Dietikon öffentlich gefeiert, da machte mich Sohn Karl darauf aufmerksam, das ich ja auch schon „HONORAR ZITIEREN OF THE CITY OF VERONA“, d.h. Ehrenbürger der Stadt Verona im Staat Wisconsin, U.S.A. sei!

Diese Tatsache hatte ich ganz vergessen, suchte aber sofort bei meinen Erinnerungen an die beiden Reisen nach Amerika die betreffenden Notizen. Ich fand zwei vervielfältigte A4-Blätter mit hübsch verziertem Rand, eines für Maria, eines für mich. Der Text lautet:

A PROCLAMATION

WHEREAS, THE CITY OF VERONA HAS BEEN HONORED THROUGH THE PRESENCE OF THE SWISS HERITAGE DANCE ENSEMBLE, AND

WHEREAS, THESE FORMS OF CULTURAL EXCHANGE ENRICH OUR COMMUNITY AND ITS CITIZENS, AND

WHEREAS, WE WISH TO EXTEND OUR WARMEST WELCOME AND SINCEREST APPRECIATION TO EACH OF THE MEMBERS OF THIS GROUP,

THEREFORE, BE IT RESOLVED, THAT EACH OF THE MEMBERS OF THE SWISS HERITAGE DANCE ENSEMBLE IS HEREBY MADE AN **HONORARY CITIZEN OF THE CITY OF VERONA** AND WILL ALWAYS BE WELCOME HERE.

(Handschriftlicher Name des Empfängers)

RICHARD R BROWN, MAYOR
(handschriftliche Unterschrift)

SEAL

ATTEST:
BEVERLY J. BEYER, CLERK
(handschriftliche Unterschrift)

DATED THIS 16TH DAY OF OCTOBER, 1979

Die Erwähnung dieser echt amerikanischen „Massen-Ehrenbürgerschaft“ im Vergleich zur selten erteilten Ehrenbürgerschaft in Dietikon könnte den pointenähnlichen Abschluss einer meiner kleinen Ansprachen bilden.

Dietikon ernannte vor mir fünf Ehrenbürger, die alle bereits nicht mehr leben, so dass ich heute allein einziger Inhaber dieses Ehrentitels bin. Ich weiss nicht, in welcher Reihenfolge die fünf Ehrenbürger ernannt wurden. Es waren dies: **Hans Frei** (SP), der erste vollamtliche Stadtpräsident Dietikons, ein ehemaliger Schüler von mir, der schon in der Sekundarschule auffallend gerne und gut diskutierte, Gemeindepräsident **Lorenz Wiederkehr** (1897-1981), **Robert Müller**, Gemeindefinanzverwalter, der über 100 Senioren-Wanderungen durchführte, **Karl Heid**, Posthalter und Lokalhistoriker und Dekan **Camenzind**, katholischer Würdenträger.

Endlich traf die **Einladung zur Vorbesprechung des Festablaufs** bei mir ein. Sie fand am 3. Oktober 2001 im Stadthaus statt, und zwar mit Frau **Herzig**, Sekretärin des Stadtpräsidenten, Herrn **Furger**, Stadtschreiber, Herrn Guido **Solari**, Stadtschreiber-Stellvertreter und Frau Helen **Knecht**, Stadtkanzleiarbeiterin. Herr Furger brachte für alle ein drei Seiten umfassendes **Arbeitspapier** mit.

Nach diesem Plan sollte das Fest aus zwei Teilen bestehen, dem öffentlichen im **Foyer des Stadthauses** mit Apero für alle, Ansprache des Stadtpräsidenten, Übergabe der Ehrenbürgerurkunde, Vorführung und Musik des Volkstanzkreises. Dass auch ich und andere etwas sagen mussten, war gar nicht erwähnt aber bestimmt erwartet!

Für den zweiten, geschlossenen Teil war für etwa 50 Gäste ein Essen mit Musik, Ansprachen und Vorführungen des Volkstanzkreises im **Gemeinderatssaal** vorgesehen. Die mehrseitige Liste mit den **Vorbereitungsaufgaben** war in drei Kolonnen mit den Überschriften **Was**, **Wie** und **Wer** eingeteilt.

1. **Einladungen:** Die Gästeliste wurde erstellt. Sie umfasste den Stadtrat, die Vertreter des Gemeinderats, der Schulpflege, der Heimatkundekommission, die nächsten Angehörigen und einige Kollegen des neuen Ehrenbürgers. „Meine Leute“ durfte ich nicht selber einladen. Ich musste der Kanzlei die Adressen meiner beiden Söhne, meiner fünf Enkelinnen und Enkel, meiner Schwester und meiner Schwägerin melden, sowie die meines letzten Parallellehrers und meiner Kollegen, mit denen ich nach meiner Pensionierung noch Klassenlager leitete. Es war vorgesehen, die Tischordnung erst später zu erstellen, wenn die definitiven Anmeldungen vorlagen. In einem zweiten Versand sollten alsdann auch die Eintrittsausweise für den zweiten Teil und die Parkkarten zugestellt werden.

2. **Beflaggung:** Festbeflaggung des Stadthauses wurde beschlossen und der Verantwortliche bestimmt.

3. **Parkiermöglichkeiten** für Gäste im 1. Untergeschoss des Stadthauses, z.B. für die Leute des Volkstanzkreises, mussten von einem Verantwortlichen mit dem Polizeisekretariat abgeklärt werden, so dass rechtzeitig die Parkkarten verschickt werden konnten.

4. **Reden:** Für die Begrüssung durch den Herrn Stadtpräsidenten, Hans Bohnenblust und die Überreichung der Ehrenbürger-Urkunde, sowie für die Antwort des Geehrten und allfälliger weiterer Redner musste im Foyer ein Pult bereitgestellt werden.

5. **In gleicher Weise und Gründlichkeit** wurden durchberaten: Musik, Volkstanz, Getränke (Bürgerwein, Mineralwasser, Orangensaft), Aperogebäck, Apero ausschenken, Sicherheit, Foyer frei halten (Ab Mittag waren keine Trauungen mehr vorgesehen, die Reinigung wurde verschoben), Einrichten des Gemeinderatssaals (Tische, Stühle, Flaggen, Blumen), Platzzuweisung (Tischkärtchen), Conférencier, Menu (von der Sommerau, Service-Beginn etwa um 19 Uhr 30), Verpflegung des Volkstanzkreises, Unterhaltung (Musik, Einlagen des Volkstanzkreises. Auch die Stadtjodler hatten ihr Kommen angemeldet, sie erschienen aber aus mir unbekanntem Gründen dann doch nicht), Reden (Stadtpräsident H. Bohnenblust: Begrüssung der Gäste und Übergabe des „Bürgerweins“ und ev. weitere Redner nach Meldung), Erinnerungsgeschenk, Tischdekoration, Aufräumen durch den Hausdienst.

Der Beginn des öffentlichen Teils war auf 18 Uhr festgesetzt. Das teilte ich Johannes Schmid-Kunz, dem Tanzkreispräsidenten und den Tanzkreismitgliedern nach der Besprechung vom 3. Oktober in der nächstfolgenden Probe durch ein vielfältiges **Rundschreiben** mit. Für den Kreis war wichtig: Die **Zureise** zum Stadthaus Dietikon (Plan), die Grösse der **Tanzfläche** zwischen den beiden Säulen im Foyer und im Ratssaal zwischen den rundherum aufgestellten Tischen. Auch davon zeichnete ich einen Plan. In **Tracht** wurden etwa vier kurze **Tanzprogramme** erwartet, vorwiegend schweizerisch, aber auch „international“ und am Schluss im Foyer ein einfacher Tanz mit dem Publikum.

Auch Johannes verteilte in einer der nächsten Tanzproben ein vielfältiges **Rundschreiben**. Er schreibt am 5. November 2001: „Liebe VTKZ-Mitglieder. Besten Dank für eure Zusage zum Auftritt an der Ehrenbürgerfeier für Karl Klenk! **Wann?** Freitag 16. November 2001. **Wann genau?** Apéro: 18.00-19.30 Uhr. Nachtessen: 19.30-23.00 Uhr. **Wo?** Stadthaus Dietikon (siehe beiliegenden Plan). **Kleidung:** Tracht (Musik: schwarze Hosen und Bauernhemd).

Musik: Johannes Schmid-Kunz (Violine, Blockflöte), Barbara Giger-Hauser (Bass), Urs Tschan (Schwyzerörgeli).

Tanzgruppe: Helen Dubach / Urs Utiger, Kathrin Isler / Karl Klenk, Irene / Peter Sauter, Doris / Urs-Peter Gerber, Ruth Hess / Pierre Galley, Kathrin Röthlisberger / Gerard Suter, Annemarie Locher / Ernst Vetsch.

Tanzprogramm Apéro 1: Niederscheerli Schottisch, Svensk Maskerad, Bündner Siebenschritt (mit Publikum).

Tanzprogramm Apéro 2: Tarantella, Polka d'Echallens, Sternpolka (mit Publikum).

Tanzprogramm Saal 1: Breggschottisch, I der Mühli, Seppel.

Tanzprogramm Saal 2: Früeligswalzer, Määrtgässler, Nagelschmied.

Alle Vorführtänze werden am Montag, 12. November, in der regulären Vereinsprobe geübt; es wäre vorteilhaft, wenn die ganze Vorführgruppe anwesend wäre - besten Dank! Gruss Johannes."

Der 3. Oktober 2001 war ein Mittwoch. Am Freitag darauf gab die Kanzlei schon früh morgens um 06 Uhr 53 („am sibe vor sibni“) im **Lokalradio** die Tatsache bekannt, dass mich der Bürgergemeinderat zum Ehrenbürger ernenne und dass die öffentliche Ehrung am 16. November um 18 Uhr im Stadthaus-Foyer stattfinden werde.

Gleichzeitig, auch schon früh morgens konnte man im „Limmattaler Tagblatt“ den folgenden Artikel lesen:

Karl Klenk ist Ehrenbürger

Dietikon Öffentliche Ehrung mit Apéro im November

2.7.5.10.01.

Der Stadtrat hat den 89-jährigen Karl Klenk zum Ehrenbürger von Dietikon ernannt. «Damit wird im Jahr der Freiwilligenarbeit einem Menschen die Ehre erwiesen, der



Karl Klenk

sich zeitlebens beispielhaft und uneigennützig für das Gemeinwohl einsetzte und immer noch einsetzt», begründet der Stadtrat. Als Lehrer habe sich Klenk weit über den Schulstoff hinaus für die Jugend engagiert.

Klenk war Sekundarlehrer. Nach seiner Pensionierung Ende 1978 blieb er als Fachlehrer für Englisch und Stenografie bis 1984 im Schuldienst. Er war Gründungsmitglied des Gemeindestubenvereins, erster Präsident der Volkshochschule Dietikon und wirkte als Berufsberater. In der Heimatkundekommission führt er die Ortschronik. Klenk ist Autor von Neujahrsblättern. (lt)

Öffentliche Ehrung mit Apéro: 16. November, 18 Uhr, im Stadthaus-Foyer.

Weil das Bild farbig abgedruckt ist, wurde die Schwarz-Weiss-Kopie davon leider denkbar schlecht.

TA. 6.10.01.

Neuer Ehrenbürger

Dietikon. - Der Stadtrat hat den pensionierten Sekundarlehrer Karl Klenk zum Ehrenbürger ernannt. Er erweist damit im Jahr der Freiwilligenarbeit einem Menschen die Ehre, der sich zeit seines Lebens beispielhaft für das Gemeinwohl eingesetzt hat, wie er mitteilt. Klenk engagierte sich in vielen Bereichen für die Dietiker Jugend, führt seit 1979 die Ortschronik, verfasste mehrere Neujahrsblätter und gilt international als Fachmann für Volkstanz. Die offizielle Verleihung des Ehrenbürgerrechts findet am 16. November statt. (dh)

Ehrenbürger in Dietikon

Der Stadtrat Dietikon ernannte den pensionierten Sekundarlehrer Karl Klenk zum Ehrenbürger. Karl Klenk hat sich beispielhaft für das Gemeinwohl eingesetzt und engagierte sich in vielen Bereichen für die Dietiker Jugend, führte die Ortschronik, verfasste mehrere Neujahrsblätter und gilt als internationaler Fachmann für Volkstanz. Am 16. November findet die offizielle Verleihung des Ehrenbürgerrechts statt.

Nachrichten für das Limmattal 18.10.01

Wenig später druckten auch der „**Tages-Anzeiger**“ und die „**Nachrichten für das Limmattal**“ kurze Artikel, siehe oben, Seite 2119. Die Nachricht wurde offensichtlich gelesen, denn von nun an trafen viele telefonische und schriftliche Gratulationen bei mir ein. Auch **Rolf Stapfer**, der „Klassenchef“ der Sekundarschulklassen, die 1943 bis 1945 von mir unterrichtet wurde, berichtete vom bevorstehenden Ereignis allen seinen ehemaligen Schulkameradinnen und Kameraden, sogar auch nach Spanien und Amerika!

Als das Fest langsam näher rückte, überlegte ich auch, wie ich im „Extremfall“ meine **sieben Gäste** notfallmässig im Einfamilienhaus an der Holzmatzstrasse Nr.15 für eine Nacht **unterbringen** könnte. Ueli würde sicher die „Meilener“ um Mitternacht, nach dem Fest, im Auto nach Hause chauffieren.

Ich könnte mit den drei erwachsenen Enkeln in der Wohnstube auf dem Boden und auf dem Sofa (auf der „Chaiselongue“) schlafen, Mirjam und Karl wären im Schlafzimmer, Martha und Trudi je in einem der kleinen Zimmer im oberen Stock. Dort stünde sogar noch ein weiteres Bett zur Verfügung, so dass eventuell auch einer der drei Enkel statt im Wohnzimmer oben übernachten könnte!

Als sich aber meine Angehörigen bei der Stadtkanzlei angemeldet hatten, begann eine grosse Telefoniererei. Schwester **Martha** wollte unbedingt in ihrem eigenen Bett, d.h. in Kempton-Wetzikon, übernachten. Sie fragte Ueli an, ob er vielleicht über Wetzikon nach Meilen fahren könnte, wozu er sich sofort bereit erklärte.

Auch Schwägerin **Trudi** Wyler-Baumberger wollte in der gleichen Nacht wieder nach Hause, d.h. nach Frauenfeld, gebracht werden. Sie bat ihren Sohn **Hans**, der ganz in ihrer Nähe wohnt und der mein „Patenkind“ ist, sie am 16.11.2001 um 23 Uhr im Stadthaus Dietikon abzuholen. Diese Situation brachte mich dazu, in der Stadtkanzlei zaghaft anzufragen, ob Hans vielleicht auch von Anfang bis zum Schluss des Fests dabei sein dürfte. Er könnte dann Trudi im Auto nach Dietikon und der Feier wieder heim nach Frauenfeld bringen.

Da sich einer meiner Kollegen abgemeldet hatte, wurde meine Bitte sofort erfüllt, es änderte sich ja nichts an der Zahl der offiziellen Teilnehmer am Festessen.

Im Zusammenhang mit dieser bevorstehenden „Ehrenbürger-Aktion“ wurden viele der längst vergessenen **Ereignisse und Aktionen aus der Kriegs- und der Vorkriegszeit** wieder ans Tageslicht gezogen. Die fleissige Journalistin mit dem auffälligen Vornamen, Suleika **Baumgartner**, meldete sich bei mir. Sie wollte rechtzeitig ein Interview im Ortsmuseum veranstalten, so dass Ihre Arbeit am Tag des Fests, d.h. am 16.11.2001, als „Freitagsgespräch“ im „Limmattaler Tagblatt“ erscheinen konnte.

Das geplante Gespräch wurde am Montagvormittag, 12. November 2001, im Arbeitsraum des Ortsmuseums durchgeführt. Die Journalistin verstand es, mir allerlei Erinnerungen zu entlocken, die sie alle sofort notierte. Ich wartete gespannt auf die **Freitagsausgabe vom 16.11.2001 des Limmattaler Tagblatts**, um alsdann zu sehen, was alles sie davon veröffentlichen würde. Schon früh morgens vor sechs Uhr wird das Tagblatt ausgetragen, so dass jeder Zeitungsleser auf das gleichen Tags stattfindende „Ehrenbürgerfest“ hingewiesen wird.

Schon auf der allerersten Seite des Tagblatts begrüsst mich mein Konterfei mit einem ausführlichen Hinweis auf das „**Freitagsgespräch**“, das der Leser auf Seite 13 dieser Ausgabe finden kann. Ich betrachtete mein Bild genau und längere Zeit. „Ja, ja! Da siehst du deutlich, dass du in der Tat ein „altes Männlein“ bist!“ Mein Blick ist ausgesprochen nachdenklich, ja sogar wehmütig und ein bisschen traurig, was durch die farbige Gestaltung noch hervorgehoben wird. Die Schwarzweiss-Kopie davon gerät erfahrungsgemäss recht schlecht, siehe nächste Seite.



Karl Klenk *Einer seiner vielen Verdienste: die Mitarbeit im Ortsmuseum.* FOTO: SUL

«Immer nur das Notwendige gemacht»

Freitagsgespräch Karl Klenk – Sekundarlehrer, Volkstänzer, Geiger, Dietiker Chronist und neuer Ehrenbürger



Karl Klenk Der pensionierte Sekundarlehrer und Ortschronist wird Dietiker Ehrenbürger. FOTO: SUL

Engagement für Jugend und Gemeinschaft

Dietikon Ein Gespräch mit Ehrenbürger Karl Klenk

Heute Abend wird dem 89-jährigen Karl Klenk im Rahmen einer öffentlichen Feier das Ehrenbürgerrecht der Stadt Dietikon verliehen. Klenk kam 1934 von Meilen nach Dietikon und war während eines halben Jahrhunderts Sekundarlehrer in der Bezirkshauptstadt. Auch nach seiner Pensionierung ist er aktiv geblieben. So leitet der passionierte Volkstänzer noch immer eine Seniorengruppe, spielt in zwei Orchestern Geige und kümmert sich um die Ortschronik. Im heutigen Freitagsgespräch wundert er sich darüber, dass gerade er diese Auszeichnung erhalten soll. Es gebe doch andere Leute, die viel mehr für Dietikon getan hätten als er.

Klenk war immerhin mitschuldig daran, dass in Dietikon Schwimmunterricht und Skilager eingeführt wurden, er gab den Anstoss für eine Musikschule und die Schulzahnklinik, wirkte als Berufsberater und Eiskunstlauflehrer und hat die Dietiker Trachtengruppe wiederbelebt. (sul) **Seite 13**

SULEIKA BAUMGARTNER

Treffpunkt ist das Dietiker Ortsmuseum. Es befindet sich im Strohmeierhaus an der Schöneeggstrasse 20, welches die Stadt 1979 erworben hat. Dort sitzt Klaus Klenk regelmässig schon am frühen Morgen am Computer. Seit zwei Jahren erfasst er die Dokumente von und über Dietikon am PC. Stichwörter helfen, das Gesuchte wieder zu finden – die Zeitungsausschnitte selbst werden nicht mehr archiviert. «Schauen wir doch einmal, wie viele Artikel von Ihnen ich in meinem Archiv habe», sagt der Dietiker Chronist zur Begrüssung und flugs sitzt er schon am Bildschirm.

Aber eigentlich ist Klaus Klenk in erster Linie Lehrer, die Arbeiten für die Ortschronik und das Neujahrsblatt kamen erst später hinzu. Generationen von Dietikerinnen und Dietikern hat der heute 89-Jährige unter anderem gutes Deutsch und Französisch beigebracht – so auch einem Redaktor dieser Zeitung. Nicht dass er jemals habe Lehrer werden wollen, wie Klenk beteuert. Aber wie bei vielem anderen, kam er dazu, weil er angefragt wurde oder einfach nicht Nein sagen konnte.

Was brachte Sie vor 65 Jahren dazu, nach Dietikon zu ziehen?

Karl Klenk: Ich bin in Meilen geboren und aufgewachsen. Ich absolvierte die Primarlehrerausbildung und wollte an der Universität Zürich Romanistik und Kunstgeschichte bei Theophil Spörri studieren. Anfang der 30er-Jahre herrschte Lehrermangel und in Dietikon wurde ein Sekundarlehrer gesucht. Als ich Spörri davon erzählte, sagte er nur: «wenn Sie in die Praxis gehen, sind Sie für die Wissenschaft verloren.»

Er bekam Recht.

Klenk: Natürlich. Während 50 Jahren (von 1934 bis 1984) habe ich am Schulhaus Zentral unterrichtet.

Und dafür werden Sie nun Ehrenbürger der Stadt Dietikon?

Klenk: Ich weiss überhaupt nicht, weshalb! Andere haben viel mehr geleistet für Dietikon. Ich habe doch nie etwas Besonderes gemacht, sondern nur immer das Notwendige, das, was Notwendet. Auch ist es nicht mein Verdienst, wenn die Schulpflege meine Ideen aufgenommen und verwirklicht hat. Ausserdem konnte ich immer auf die Unterstützung meiner Ehefrau zählen.

So oder so, Klenk hat so manches initiiert: die Musikschule, die Skilager, die Schulzahnklinik – um nur einige zu nennen. Klenk hat auch einiges erlebt. Davon weiss er lebhaft zu erzählen. Geschichte um Geschichte, Anekdote um Anekdote. Neben den Ereignissen – etwa der Zweite Weltkrieg und der Aktivdienst im Hochgebirge oder die «Landi» – sind da auch die vielen Menschen, denen er begegnet ist. An Gespräche mag er sich erinnern, in allen Einzelheiten, und erzählen tut er gerne. Er illustriert seine Erinnerungen mit Gesten und wenn nötig, setzt er seinen ganzen Körper ein. Selbstredend, wenn es um Volkstanz geht. Statt lange zu erklären, macht er gleich vor, wies geht.

Klenk ist ein ausgewiesener Kenner der schweizerischen und internationalen Volkstanzszene. Noch heute schwärmt er vom Auftritt, den er 1939 zusammen mit anderen Mitgliedern des Volkstanzkreises Zürich in Stockholm hatte. Es sei ein Versuch Schwedens gewesen, den Krieg zu verhindern.

Was bedeutet Ihnen der Volkstanz?

Klenk: Ich habe nie an der Wichtigkeit des Volkstanzes gezweifelt. Es verbindet Jung und Alt und durch das regelmässige Üben entsteht eine Gemeinschaft. Die internationalen Tänze sind zudem völkerverbindend.

Wie oft tanzen Sie selber?

Klenk: Ich tanze, seit ich 18 Jahre alt bin. Noch heute mindestens einmal die Woche – jeden Montag leite ich die Seniorengruppe.

Weshalb tanzen Sie?

Klenk: Weil es gesund ist und ich so in Bewegung bleibe.

Sie sind offensichtlich ein Bewegungsmensch.

Klenk: Wenn ich die Wahl habe zwischen Treppe und Lift, nehme ich immer die Treppe. Ich bin der Meinung, dass man Sport und Musik in der Erziehung nicht vernachlässigen sollte. Das habe ich auch bei meinen zwei Söhnen so gehalten. Sie sind beide auch schon über 50 – und ich fünffacher Grossvater.

Um auf die Musik zurückzukommen: Sie spielen Geige?

Klenk: Ja. Wissen Sie: Musik und Tanz gehören zusammen. Wenn ich manchmal so höre, wie auf Instrumenten Tänze gespielt werden, wird mir schnell klar, dass der Interpret keine Ahnung vom Tanz hat. Beim Volkstanz wiederum gibt es alles: hohe Kunst und fertiger Kitsch. Ich mag es, wenn der Rahmen etwas edler ist. Beispielsweise beim jährlichen Volkstanzball: Ich kommandiere dann jeweils die «Française», einen höfischen Tanz mit vielen Figuren.

Das Ehrenbürgerrecht erhält Karl Klenk unter anderem für sein Engagement für die Jugend. Wie der «Seebub» von den ersten Schwimmstunden erzählt – «In Dietikon konnten die Sekschüler nicht einmal schwimmen!» – und von den Ausflügen ins Terrassenschwimmbad nach Wettingen, spürt man noch heute seine Begeisterung und seinen Elan.

Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Karl Klenk: öffentliche Ehrung mit Apéro, heute Freitag, 18 Uhr, Stadthaus-Foyer.

Leider heisse ich in der Einleitung zum Interview zweimal fälschlicherweise „Klaus“ statt „Karl“. Eine Zeitung kommt eben ohne Druckfehlerteufel nicht aus.

Am Tag des grossen Fests, vormittags, kaum hatte ich das „Freitagsgespräch“ durchgelesen, meldete sich das Telefon im Büro. Schwiegertochter Mirjam rief aus Steffisburg an, um mich aufs klassische **Wunschkonzert** von 13 Uhr im Radio DRS2 aufmerksam zu machen. Sie habe für mich ein Musikstück angemeldet, und wenn sie Glück habe, dann werde es gesendet. Ich solle auf jeden Fall zuhören.

Mit Spannung erwartete ich das klassische Radio-Konzert, in dem tatsächlich zwischen einigen andern Stücken auch eines für mich gesendet wurde. Die Ansagerin verkündete tatsächlich, **Mirjam Klenk**, Steffisburg, wünsche für ihren Schwiegervater Karl Klenk, der an diesem Freitag in Dietikon zum Ehrenbürger ernannt werde, das bekannte Menuett von **Luigi Boccherini**. Das erinnere mich bestimmt an die Tatsache, dass ich vor einem halben Jahrhundert mit der Violine dieses hübsche Menuett jeweils meinen beiden Söhnen zum Einschlafen gespielt habe. Und in der Tat, die Musik erklang, vorgetragen von einem grossem Orchester.

An diesem gleichen Freitag erschien auch noch ein grosses Inserat des Stadtrats im „Limmattaler Tagblatt“:

AMTLICHE BEKANNTMACHUNGEN

Einladung

Öffentliche Verleihung des Ehrenbürgerrechts an

Karl Klenk

Freitag, 16. November 2001, 18.00 bis ca. 19.00 Uhr
im Foyer des Stadthauses,
Bremgartnerstrasse 22, Dietikon

Ansprachen: Stadtpräsident Hans Bohnenblut
und Ehrenbürger Karl Klenk

Volkstanzvorführung Volkstanzkreis Zürich

Apéro für alle Anwesenden

Alle Dietikerinnen und Dietiker sind herzlich eingeladen, an der
Feier teilzunehmen!

Der Stadtrat

Nicht im Fernsehen, wohl aber im **Radio** und mehrmals in der **Presse** wurde auf die Ernennung eines Ehrenbürgers aufmerksam gemacht und zum Fest im Stadthaus von Dietikon eingeladen. Ausserdem erschienen vor und nach der Veranstaltung viele Seiten **im Internet!** Zwei Seiten mit Farbfoto auf „dietikon.ch“ berichten ganz offiziell „Allgemeine Informationen“, „Büro für Geschichte eingerichtet“ und nach dem Beitrag über mich „Wiederaufbau der Stadthalle“. Die war ja vor einiger Zeit abgebrannt.

Der Eintrag neben meiner Foto lautet: *„Karl Klenk wird Ehrenbürger der Stadt Dietikon. Öffentliche Ehrung mit Apéro am 16. November 2001, 18 Uhr, im Stadthaus-Foyer. Der Stadtrat hat Karl Klenk zum Ehrenbürger von Dietikon ernannt. Damit wird im Jahr der Freiwilligenarbeit einem Menschen die Ehre erwiesen, der sich Zeit seines Lebens beispielhaft und uneigennützig für das Gemeinwohl einsetzte und immer noch einsetzt, ohne für sich persönlich daraus einen Vorteil zu versprechen.“*

Karl Klenk, geboren am 19. Juli 1912, trat im Jahre 1934 als Sekundarlehrer in den Dienst der Schule Dietikon. Auch nach seiner Pensionierung Ende Schuljahr 1977 / 78 blieb er als Fachlehrer für Englisch und Stenographie bis 1984 im Schuldienst. Als Lehrer beschränkte sich Karl Klenk nicht nur auf den Schulstoff, sondern engagierte sich darüber hinaus in vielen Belangen für die Dietiker Jugend. Er war Gründungsmitglied des Gemeindestubenvereins, 1. Präsident der Volkshochschule Dietikon und wirkte neben der Schularbeit auch viele Jahre als Berufsberater.

In der Heimatkundekommission führt er seit 1979 die Ortschronik. Diese bestand zu Anfang in einer chronologischen Sammlung von Zeitungsausschnitten über Geschehnisse in Dietikon, die später thematisch erfasst und gegliedert wurden. Im hohen Alter stellte er seine Arbeit auf EDV um und erfasst seit 1999 die Ereignisse des Bezirks Dietikon und der Region Limmattal mit Verweis auf die Quellen in einer Datenbank. Zeugnis seiner umfangreichen Kenntnisse über die Dietiker Geschichte sind die von ihm allein oder als Mitautor verfassten Neujahrsblätter der Jahre 1981 (Guggenbühlwald und Gigeliboden), 1983 (150 Jahre Volksschule Dietikon), 1987 (Entstehung und Entwicklung der Jugend-Musikschule Dietikon) und 1995 (Dietikon nach dem ersten Weltkrieg).“

Gleichzeitig publizierte Anton Scheiwiller, der sich auch „Dr. Solarius“ nennt, auf seinen Internetseiten „dietikon-online.ch“ mehrere farbige Bilder von mir. Seine Texte lauten: *„Ehrenbürger der Stadt Dietikon. Am 16. November ernennt die Stadt Dietikon Karl Klenk zum neuen Ehrenbürger. Karl Klenk war von 1934 - 1984 amtierender Sekundarlehrer in Dietikon. Er erteilte vorwiegend Sprachen, wie Deutsch, Französisch und Englisch.“* Auf dieser Seite sind noch Querverbindungen angegeben, wie z.B. „Volkstanz Schweiz“, „Gesund und selbständig im Alter mit Musik und Tanz“, „www.folkmusic.ch“ und „Zusammenfassung Geschichte Dietikon“.

Unter einer grossen Farbfoto, die mich am Computer zeigt, schreibt Scheiwiller auf einer zweiten Internetseite: *„Dietikon hatte bis heute 5 Ehrenbürger. Hans Frei, ehemaliger Stadtpräsident von Dietikon. (NB, Hans Frei, Schüler von mir, liebte schon in der Sekundarschule das Diskutieren). Lorenz Wiederkehr, Gemeindepräsident von Dietikon (1897 - 1981). Robert Müller, der über 100 Senioren-Wanderungen durchführte. Karl Heid, Posthalter und Lokalhistoriker. Dekan Camenzind, katholischer Würdenträger.“*

Auf einer dritten „Scheiwiller-Internet-Seite mit drei Farbfotos“ steht: *„Karl Klenk, geboren am 19. Juli 1912, war von 1934 - 1984 Sekundarlehrer in Dietikon. Zu seinen Lieblingsfächern gehörten Geschichte, Geographie und Turnen. Die Einführung des Schwimmunterrichts in Dietikon kam auf seine Initiative zustande und er war auch der Erste, der in den Flumserbergen ein Skilager für die Jugend organisierte. Musikunterricht zu erteilen machte ihm auch sehr grosse Freude. So zu sagen als Vorläufer der heutigen Musikschule habe er in seiner ersten Musikstunde 3 Geigern Unterricht erteilt, erinnert sich Herr Klenk.“*

Für Dietikon ist er heute ein wichtiger Chronist, hat er doch seit 4.1.99 in der Pressechronik im Ortsmuseum 4098 Datensätze am PC erfasst. Daneben ist er mit dem Volkstanz noch sehr verbunden, war er doch lange Jahre Leiter des Volkstanzkreises Zürich, wo er noch heute Ehrenmitglied ist. (NB. Nicht „Leiter“, sondern „Präsident“!). Mit der Ernennung von Karl Klenk ehrt die Stadt Dietikon eine Persönlichkeit, die es mehr als verdient hat. der heute 89 jährige führt seinen Haushalt immer noch selbständig. Die offizielle Feier findet am 16. November, 18 Uhr, im Stadthaus-Foyer statt. (Von diesen Feierlichkeiten wird eine Bildreportage auf Dietikon-Online erscheinen)“

Vor dem nun mit Riesenschritten nahenden Fest erschienen also ausser den verschiedenen bebilderten Zeitungsartikeln auch fünf Internetseiten mit Farbaufnahmen.

Am **Freitagnachmittag, 16. November 2001**, war das Wetter sonnig, aber immer noch eisig kalt.. Wenn der Schulabwart über genügend Phantasie, Verständnis für die Jugend und Erfahrungen verfügte über die Erstellung einer Eisbahn, dann hätte er in den letzten Nächten einen der Pausenplätze in eine Eisfeld verwandelt, wo sich nun die Kinder tummeln könnten!

Da es so kalt war trug ich zwei Paar lange Unterhosen, denn mit einem Paar hätte ich den ganzen Tag gefroren. Ich musste nun meine Wehntalertracht mit den Kniehosen anziehen. Die weissen Kniesocken zog ich über die Unterhosen und bemerkte nicht, dass die Falten in der Unterwäsche durch die weisses Strümpfe hindurch aussahen wie dicke Krampfadern!

Auf dem Weg zum Stadthaus fragte ich mich, was mich wohl im Foyer erwarten würde. Schon von Ferne sah ich, dass mich **viele Besucher** erwarteten. Meine Leute aus Steffisburg waren um 18 Uhr noch nicht eingetroffen, auch noch keiner der Musikanten war da! Von vielen Festbesuchern wurde ich sogleich umringt, freudig begrüsst und beglückwünscht. Alle plauderten angeregt mit ihren Gläsern in der Hand. Es war ein buntes Bild, denn die Leute der Trachtengruppe und die des Volkstanzkreises trugen ihre Festkleidung.

Meine Schwester **Martha Altorfer-Klenk** war mit der Bahn hergereist und daher pünktlich zur Stelle. Auch meine Leute aus Meilen waren schon da. Beinahe vollzählig präsentierte sich „meine“ **Senioren-Volkstanzgruppe** mit mehreren auswärtigen Teilnehmerinnen aus Zürich, vom rechtsufrigen Limmattal und von Bremgarten. Lilli Schwarz, Hausen bei Brugg, hatte sogar Erika Vonder Mühl, die Tanzleiterin der Region Brugg, mitgebracht.

Der ehemalige Primarlehrer Peter **Müdespacher**, Leiter der Volkshochschule Dietikon, Jean-Pierre **Teuscher**, der frühere und Gaudenz **Buchli**, der jetzige vollamtliche Schulpräsident und viele Behördenmitglieder und Bekannte, die ich gar nicht alle aufzählen kann, begrüsst und beglückwünschten mich.

Obwohl nach 18 Uhr immer noch weitere, verspätete Besucher „eintrudelten“, eröffnete pünktlich Herr Stadtschreiber **Furger** das Fest mit seiner **Begrüssung**. Er bat das Publikum, aus der Saalmitte etwas zurückzuweichen, damit dort der Tanzkreis auftreten könne.

Offenbar war inzwischen auch **Johannes Schmid-Kunz** mit seiner Violine in der Hand im Foyer eingetroffen und hatte an massgeblicher Stelle mitgeteilt, er könne gut auch ganz alleine musizieren, solange die übrigen Musikanten noch im **27 Kilometer** langen **Verkehrsstau** in beiden Richtungen auf der A1 hilflos und „wie auf Nadeln“ festsitzen.

Virtuos und ganz allein spielte Johannes zuerst den *Niederscheerli Schottisch*, dann die *Svensk Maskerad*. Zu diesen hübschen einfachen Tänzen wurde ich im Vorbeiweg von **Käthi Isler-Jud** abgeholt. Unsere Life-Musik wurde immer besser, denn nach und nach trafen auch die übrigen Musikanten ein. Damit war das Fest offiziell eröffnet.



Fotos von Aurelia Bleiker-
Thomas.



Nun trat der Herr **Stadtpräsident Hans Bohnenblust** ans Rednerpult und verlas die vorbesprochene und von ihm noch weiter ausgeschmückte **Laudatio**. Eine grosse, künstlerisch gestaltete und wie ein Bild eingerahmte **Urkunde** wurde mir überreicht.

Anschliessend musste ich meiner Freude Ausdruck verleihen und mich gebührend für die **grosse Ehre** bedanken. Zum Abschluss meiner x-mal im Kopf herumgewälzten Ansprache erzählte ich die lustige Tatsache von meiner vergessenen Ehrenbürgerschaft in Verona, Wisconsin U.S.A.

Nach mir trat **Klaus Guhl**, der neue Präsident der Heimatkundekommission, ans Rednerpult, und **Silvie Keller**, die Rechnungsführerin des Verkehrsvereins Dietikon, zu dem ja auch die Heimatkundekommission gehört, machte sich im Hintergrund zu schaffen. Guhl hob vor allem meine Tätigkeit am Computer des Ortsmuseums hervor. Offensichtlich bewundern viele Leute diese Tatsache.

Als Guhl geschlossen hatte, kam er hinter seinem Pult hervor und gratulierte mir. Silvie Keller überreichte mir einen riesigen **Blumenstrauss**. Bereits war eine betagte, mir **unbekannte Frau** ans Pult getreten und verkündete, sie habe 1934 mein Eintreffen in Dietikon als Sekundarschülerin erlebt. Offenbar war es ihr gelungen, noch eine Anzahl ihrer damaligen Klassenkameradinnen und Kameraden zusammenzutrommeln. Als sie dies sagte, wurde ich von etwa acht alten Frauen und Männern umringt, die alle wissen wollten, ob ich mich noch an sie erinnern könne.

Nun, die **Erinnerung an ehemalige Schüler** ist schwierig. Das Erinnerungsbild eines Lehrers besteht aus Kindergesichtern und aus Schulereignissen. Wenn dann ehemalige Zöglinge, die der Lehrer zwanzig oder gar sechzig Jahre nie mehr gesehen hat, plötzlich vor ihm auftauchen, dann stehen da ganz andere Menschen. Sie kennen wohl ihren ehemaligen Lehrer, er jedoch, der sich an viele hundert oder gar tausend Leute erinnern sollte, erkennt sie leider meist nicht mehr wieder!

Wenn ich durch Dietikon spaziere, begrüssen mich auf Schritt und Tritt die Passanten mit meinem Namen, und ich gerate dadurch in **Verlegenheit**, denn ich weiss meist mit dem besten Willen nicht, wer mich da so freundlich begrüsst. Wenn ich zufällig nicht in Eile bin, frage ich dann jeweils: „Und wer sind denn Sie?“ Dann stellt sich meist heraus, dass vor vielen Jahren diese Person selbst, eine Tochter, ein Sohn, eine Schwester oder ein Bruder von ihr bei mir die normale Sekundarschule, ein Freifach oder die Gewerbeschule besuchte. An der Berufsschule unterrichtete ich jahrelang Englisch, Deutsch für Fremdsprachige und Schweizermundart. Erschwerend kommt noch dazu, dass die Mädchen später meist mit einem ganz andern Familiennamen auftreten!

Meinen Ehemaligen am Ehrenbürgerfest musste ich leider erklären, eine Lehrkraft erinnere sich nur an **die auffallend guten und an die äusserst schwierigen Schüler**, woraus sie den Schluss zogen, sie gehörten wohl zum normalen Mittelfeld. Nicht vergessen wurden von mir: **Marlis Metzler** (Beste Zeugnisnoten in allen Fächern, dazu grosser Fleiss und Musikbegabung), **Hans Frei** (Später Stadtpräsident und Ehrenbürger von Dietikon, diskutierte gern und gut), **Elisabeth Grob** (Sieht und erledigt „ungheisse“ notwendige Arbeiten und bringt überdurchschnittliche Leistungen), **Hans Gstrein** (Jetzt Dr. iur. Rechtsanwalt, hatte grosses Interesse an Geschichte und Staatskunde). Vom andern Extrem, d.h. von den „Querköpfen“ und Unbelehrbaren will ich hier nicht reden!

Während ich mich noch mit diesen Ehemaligen unterhielt, die mir auch Blumen brachten, trat **Peter Müdespacher** ans Rednerpult und unterbrach uns. Er erzählte, dass ich während der Kriegszeit, als die ganze Schweiz verdunkelt werden musste, die ersten Volkshochschulkurse nach Dietikon brachte, um den Leuten in der vollkommenen Dunkelheit die beschwerliche Reise nach Zürich zu ersparen. Es gelang mir damals, jeden Winter einen oder zwei interessante Kurse ins Dietiker Zentralschulhaus zu bringen. Nach mir und bis heute organisiert Müdespacher die Volkshochschulkurse in Dietikon.



Mit Kathrin Isler-Jud

Barbara Giger-Hauser
kam mit Bass von
Teeufen-Appenzell

Johannes-Schmid-Kunz
Violine + Blockflöte
von Bubikon-ZH

Mrs Tschau, Schwyzet-
örgeli von
Reinach bei Basel



Colette Schaffner verschmähte das Rednerpult. Sie steuerte mit einem hübschen Blumenarrangement direkt auf mich zu und bedankte sich im Namen der Seniorenvolkstanzgruppe Dietikon für meine unermüdliche Tanzleiterertätigkeit im Alters- und Gesundheitszentrum Dietikon.

Zum **Abschluss des öffentlichen ersten Teils** tanzten wir eine zweite Gruppe von Volkstänzen. Zuerst die „*Tarantella*“, anschliessend die „*Polka d'Echallens*“. Zur dann folgenden „*Sternpolka*“ wurde „lawinenartig“ auch das Publikum beigezogen. Ich wählte zuerst die in Tracht dastehende Aurelia, die Tochter des verstorbenen Professors Thomas, dann gesellte sich Erika Vonder Mühl zu mir. Beim dritten Durchspiel erntete ich zuerst einen „Korb“, dann aber versuchte Enkelin Daniela Klenk mit mir den Schottischschritt.

Dieses allgemeine Tanzen gefiel offensichtlich dem Publikum. Der Herr Schulpräsident, der Stadtschreiber und viele andere bekannte Persönlichkeiten tanzten mit heiterem Gesichtsausdruck die Sternpolka! Als letzten Tanz im Foyer wählte Johannes den „*Bündner Siebenschnitt*“.

Erst am nächsten Tag erfuhr ich durch die Radionachrichten die genaue Ursache des Staus auf der A1. An zwei Stellen im und in der Gegend des Gubristtunnels waren Lastwagen verunfallt. Unser Programm konnte aber dank Johannes Schmid trotzdem ganz planmässig begonnen werden. **Urs Tschan**, der Bursche mit dem Schwyzerörgeli, war mir schon am „Zürifäscht“ (6. bis 8. Juli 2001) als von Basel kommend vorgestellt worden, und **Barbara Giger-Hauser** musste ja mit ihrer Bassgeige vom Appenzellerland her über St.Gallen und Zürich herreisen! Beide trafen, vom Publikum kaum bemerkt, erst ein, als mit Johannes schon getanzt wurde.

Der zweite Teil mit den zum **Nachtessen** eingeladenen Gästen fand oben im Gemeinderatssaal statt. Die sechs oder sieben Achtertische waren rund herum aufgestellt, so dass in der Mitte ein schöner Tanzplatz frei blieb. Die drei Musiker und die vierzehn Mitglieder des Tanzkreises tafelten etwas mehr seitlich an einem eigenen, langen Tisch, der wie alle andern vom „Sommerau-Partyservice“ festlich einladend gedeckt war.

Die grosse **Ehrenbürger-Urkunde** wurde vom Herrn Stadtpräsidenten persönlich mit der Hilfe seiner Kanzleiangestellten vorn an der Wand aufgehängt. An jedem Sitzplatz konnte, bis es etwas zu essen gab, das farbenprächtige **Festmenu** studiert werden. Auf der Rückseite des Blatts ist die Firma Frapolli vorgestellt. Vor etwa sechzig Jahren war Sohn Frapolli mein Schüler. Er kam auch eines Tags mit seinem Vater zu mir in die Berufsberatung.

Von Jahr zu Jahr wurde das Gasthaus zur **Sommerau** und dessen Umgebung schöner und grösser, und seit einigen Jahren gehört auch der Grossbetrieb „Hostellerie Geroldswil“ zum Frapolliunternehmen. Auf der Karte mit der Überschrift „Zum Fest“ steht: „Benvenuti nella Casa Frapolli“, und es werden die drei Teile „Hotel Sommerau Ticino“, „Hostellerie Geroldswil bei Zürich“ und „Frapolli-Catering“ vorgestellt.

Auf der Vorderseite der **Menükarte** steht mit riesengrossen farbig und plastisch gestalteten Buchstaben: „Ehrenbürgerfeier Karl Klenk“, darunter zwei Sonnenblumen und die Weinkarte. „7,5 dl Bürgerwein, Blauburgunder, Oetwil a.d.L.. 7 dl Bürgerwein, Riesling X Sylvaner, Weiningen“. Auch das Datum ist auf einer speziellen Zeile festgehalten: „Stadthaus Dietikon, 16. November 2001“.

Gegenüber, wieder mit zwei goldgelben Sonnenblumen, steht das „Menü“. „Vorspeise: Frische Kürbiscrèmesuppe. Salat: Herbstsalat (Blattsalat mit Eierschwämmen, dazu Traubenkernöl-Dressing). Hauptgang: Kalbsbraten „limmattaler Art“, Spätzli, Rotkraut mit Kastanien. Dessert: Frischer Fruchtsalat mit Rahm“.

Da ich in meinem Alter nur kleine Portionen ertrage, hätte mir dieses grosse Abendessen eine halbe Woche lang zur Ernährung gereicht. Zum Glück wurde es, unterbrochen von Reden und Tänzchen, bis 23 Uhr in die Länge gezogen!



Hans Bohnenblust, Stadtpräsident überreicht mir
die Urkunde.

Madison,
Wisconsin.

A PROCLAMATION

WHEREAS, THE CITY OF VERONA HAS BEEN HONORED THROUGH THE PRESENCE OF THE SWISS HERITAGE DANCE ENSEMBLE, AND

WHEREAS, THESE FORMS OF CULTURAL EXCHANGE ENRICH OUR COMMUNITY AND ITS CITIZENS, AND

WHEREAS, WE WISH TO EXTEND OUR WARMEST WELCOME AND SINCEREST APPRECIATION TO EACH OF THE MEMBERS OF THIS GROUP,

THEREFORE, BE IT RESOLVED, THAT EACH OF THE MEMBERS OF THE SWISS HERITAGE DANCE ENSEMBLE^x IS HEREBY MADE AN HONORARY CITIZEN OF THE CITY OF VERONA AND WILL ALWAYS BE WELCOME HERE.

x Karl Klenk.

SEAL

ATTEST:

Richard R. Brown

RICHARD R. BROWN, MAYOR

Beverly J. Beyer
BEVERLY J. BEYER, CLERK

DATED THIS 16TH DAY OF
OCTOBER, 1979

Wenn ich mich recht erinnere, begrüßte zu allererst Herr Stadtpräsident Bohnenblust die eingeladenen Gäste mit einer kleinen **Rede** und wünschte allen einen guten Appetit. Nach der Vorspeise und dem Salat und auch nach dem Hauptgang tanzten wir einige **grössere Tänze** wie z.B. „*I der Mühli*“ von Werner Vogel, „*De Märtgässler*“ von Werner Graf, „*De Seppel*“ vom Zuger Tanzleiter Hotz und „*De Nagelschmied*.“

Als ich mich nochmals für die grosse Ehre und für das schöne Fest mit dem aussergewöhnlichen Nachtessen bedankt hatte, erzählte ich noch **einige Erlebnisse** aus der Kriegszeit, die ich unten im Foyer nicht erwähnt hatte, so z.B. das Velofahren-lernen auf dem Pausenplatz, damit die ganze Klasse nach Wettingen radeln konnte, um dort das Schwimmen zu lernen, die monatlichen Ausmärsche zwecks körperlicher Ertüchtigung mit Kartoffelauflesen, das Aufsuchen und spätere Wiederanbringen der verschwundenen Wegweiser der Wanderwege, das Maikäfereinsammeln in der Gegend der „Hundehütte“ und am 7. Mai 1945 bei Glanzenberg, als endlich die Friedensglocken läuteten.

Ich berichtete auch anschaulich und mit Beispielen, wie sich damals in Ski- und Eislaufslagern die Schülerinnen und Schüler mit „Zökle“ und lustigen **Theaterstücklein** (Arzt heilt dicke Frau!) auch ohne Hilfsmittel wie z.B. Radio und Elektrospielzeug selber gut unterhalten konnten.

Von **Schulreise**-Erlebnissen erzählte ich, wie ein Gewitter mit Blitz und Donner unter uns tobte, während wir auf dem Gipfel des Klevenalpstocks in der Sonne sitzend warteten, bis sich das Unwetter verzogen hatte, und wie wir in Arosa im Gänsemarsch einmarschierten. Als jüngster Sekundarlehrer mit „Sennechäppli“ und in Shorts führte ich die Kolonne an und wurde vom Schulhausabwart gestoppt mit den Worten: „Wartet, bis Eue Lehrer chunt!“ Auch im alkoholfreien Restaurant von Arosa musste ich dem Personal erklären, dass ich der Klassenlehrer sei!

Während ich so möglichst lustig und mit allerlei „Pointen“ aus der Schule erzählte, schafften die Kanzleiangestellten einen grossen Korb mit einem Dutzend Literflaschen herbei. Der Herr Stadtpräsident erklärte, der Bürgergemeinderat schenke mir einen ganz speziellen „**Bürgertrunk**“.

Da man offenbar wusste, dass ich nicht besonders scharf auf Alkoholisches bin, hatte man aus dem gemeindeeigenen Geroldswiler Rebberg roten **alkoholfreien** Traubensaft für mich besorgt! Als ich das hörte, bedankte ich mich für diese **liebenswürdige** Aufmerksamkeit mit heftigem Händeklatschen, und der ganze Saal klatschte ebenfalls. Wenn ich recht verstanden habe, darf ich im nächsten Herbst den leeren Korb nachfüllen lassen.



Limmattaler Wein Die Stadt Dietikon verkauft ihren Wein.

FOTO: ANJA RUBIN

Bürgerwein im Stadthaus

Dietikon Beginn des Weinverkaufs mit einer Degustation

Im Rahmen einer Weindegustation im Stadthaus Dietikon konnte die Dietiker Bevölkerung erstmals den bekannten Bürgerwein austesten. Die beiden für den Wein zuständigen Weinbauern, Peter Vogler für den weissen Wein aus Weiningen und Martin Wetzler für den roten aus Oetwil, gaben den Besucherinnen und Besuchern hilfreiche Tipps zur Wahl des Weins, der Gläser und der

passenden Menüs. Der Aufmarsch im Stadthaus hielt sich am Freitagabend dennoch in Grenzen, wohl auch, weil am selben Abend diverse Chlausfeiern stattfanden.

Der Bürgerwein stammt aus knapp zwanzig Aren Land in Weiningen und Oetwil, die der Stadt Dietikon gehören. Er kann noch bis zum 21. Dezember im Stadthaus bezogen werden. (aru)



Am Rednerpult im Foyer oder
im Saal. (Gemeinderatsaal).
u.

Erst am nächsten Morgen betrachtete ich die Flaschenetiketten etwas genauer und stellte fest, dass sie ganz persönlich für mich gestaltet worden waren. Neben dem Gemeindewappen ist die Limmat abgebildet mit dem Gerolswiler Rebberg und der Lägern im Hintergrund. Der Text lautet: „**Bürgertrunk**“ (*nicht „Bürgerwein“*) BLAUBURGUNDER TRAUBENSAFT FÜR EHRENBÜRGER KARL KLENK“

Dieser Traubensaft ist wirklich gut und bekömmlich. Von den ersten der leergetrunkenen Flaschen löste ich im Wasserbad die Etiketten ab, damit ich jeder Enkelin und jedem Enkel eine schenken kann. Leider verschwand dabei auch ein Teil der blauen und der roten Farbe, so dass die Bilder nun etwas blass geworden sind.

Eine Woche nach dem Fest las man im „Limmattaler Tagblatt“, die Stadt Dietikon verkaufe ihren Wein. „**Bürgerwein im Stadthaus**. Beginn des Weinverkaufs mit einer Degustation. Im Rahmen einer Weindegustation im Stadthaus Dietikon konnte die Dietiker Bevölkerung erstmals den bekannten Bürgerwein austesten. Die beiden für den Wein zuständigen Weinbauern, Peter Vogler für den weissen Wein aus Weiningen und Martin Wetzler für den roten aus Oetwil, gaben den Besucherinnen und Besuchern hilfreiche Tipps zur Wahl des Weins, der Gläser und der passenden Menüs. Der Aufmarsch im Stadthaus hielt sich am Freitagabend dennoch in Grenzen, wohl auch weil am selben Abend diverse Chlausfeiern stattfanden.

Der Bürgerwein stammt aus knapp zwanzig Aaren Land in Weiningen und Oetwil, die der Stadt gehören. Er kann noch bis zum 21. Dezember im Stadthaus bezogen werden. (aru = Anja Rubin)“. (Preis 13 Franken 50 pro Flasche).

Wie alles, so ging auch das schöne Ehrenbürgerfest nach 23 Uhr zu **Ende**. Alle meine Leute aus Steffisburg, Meilen, Wetzikon und Frauenfeld, mit der einzigen Ausnahme von Sohn Karl, verabschiedeten sich, denn ihnen stand ja noch ein weiter Heimweg bevor. Mirjam brachte im Auto vor ihrer Heimreise mit den drei Enkeln die grosse Urkunde die vielen Blumengeschenke und den schweren Korb mit den Flaschen zur Holzmatte.

Auch die Behördenmitglieder, die Kollegen und der Tanzkreis verschwanden, so dass ich mich erst drei Tage später, am Montagabend in der Tanzprobe für die schneidige Mitwirkung **bedanken** konnte. Die Ehrung war offensichtlich für alle Beteiligten ein freudevolles Erlebnis.

Nur Karl übernachtete bei mir, denn er hatte sich wie ich auf Sonntag zu „Gotte“ Trudis Siebzigstem Geburtstag in Frauenfeld angemeldet. Die Urkunde stellten wir provisorisch aufs Stubenbüfett.

Am Samstagmorgen berichtete Mirjam, Adrian habe in der Eile der Abreise seine schöne neue **Jacke im Stadthaus** hängen lassen. Diese konnte aber erst am Montag gesucht werden, da alle Ämter übers Wochenende geschlossen sind. Zum Glück hing sie noch als einziges Kleidungsstück an der Wand dem Sitzungssaal gegenüber. Ich schickte sie einige Tage später mit den bei der Redaktion erbettelten **Zeitungen**, in denen Artikel über mich zu lesen und Fotos von mir und dem Ehrenbürgerfest zu sehen sind nach Steffisburg.

Schon am Montag, 19. November 2001, wurde **im Internet und im „Limmattaler Tagblatt“** reichlich von „meinem“ Fest berichtet, vor allem im Internet. Dora Müller von der Heimatkundekommission Dietikon verschaffte mir total **vierundzwanzig Seiten mit dreissig Farbbildern**. Einige Texte wurden aus früheren Internetseiten übernommen, doch anderes ist neu, so z.B.: „*Karl Klenk, der neue Ehrenbürger von Dietikon, hätte es sich kaum vorstellen können, dass sein Volkstanzkreis im Stadthaus einen so würdigen Auftritt erhalten würde. Da hat nicht nur der Volkstanzkreis von Zürich getanzt, nein, fast die Hälfte der anwesenden Gäste tanzte und klatschte mit in freudig lockerer Stimmung.*“

Viele Bilder sprechen ganz ohne Kommentar für sich, so z.B. die Tanzszenen, die Überreichung der Urkunde und der Korb mit den Flaschen.

Hier einige der kurzen **Internet-Mitteilungen**. Neben dem Herrn **Stadtpräsident** am Rednerpult steht zu lesen: *„Begrüssst wurden der Ehrenbürger Karl Klenk, die Gäste aus der Politik, den Volkstanzkreisen Zürich und Siggenthal, der Trachtengruppe Dietikon, der Senioren-Wandergruppe Dietikon und die vielen Freunde und Bekannten durch Stadtpräsident Bohnenblust. In seiner Laudatio verwies er auf die grossen Verdienste des Sekundarlehrers, Volkstänzers, Geigers und Dietiker Chronisten.“*

Beim Bild der Trüllfigur des „Niederscheerlischottisch“ unter dem von **Klaus Guhl** am Rednerpult ist zu lesen: *„Karl Klenk mit Frau Isler vom Volkstanzkreis Zürich.“* Und neben dem Redner: *„In einem ersten Auftritt trat die Volkstanzkreisgruppe Zürich auf, in der auch der „Karl“ mittanzte. In ehrenvollen Worten dankte Klaus Guhl, (Bild) Präsident des Ortsmuseums Dietikon, dem Chronisten für seine jahrelangen Arbeiten und guten Dienste. Er hoffe, dass er diese, für ihn so interessante Arbeit, noch viele Jahre tätigen könne.“*

Das folgende Bild zeigt **Peter Müdespacher** am Rednerpult. Hinter ihm steht mit ernster Mine der Stadtpräsident, und der beigefügte Kurztext lautet: *„Peter Müdespacher, Präsident der Volkshochschule Dietikon, ehrte den Ehrenbürger auf verdankenswerte Weise. Vor nun fast genau 40 Jahren sei er durch ihn auf die Möglichkeit dieser Schule ermuntert worden, die übrigens heute einen sehr hohen Stellenwert für Dietikon hat.“* (Diese sprachliche Formulierung ist etwas fragwürdig!).

Das nächste Bild zeigt mich inmitten der Dietiker **Senioren-Volkstanzgruppe**. Zu erkennen sind die Teilnehmerinnen aus Zürich-Höngg und aus dem Kanton Aargau. Ganz rechts am Rand des Bildes, sitzend, Frau **Luise Blatter**, die Mutter des Schriftstellers Silvio Blatter. Seit 1986 kam sie lückenlos zu jeder Montagsprobe von Bremgarten herüber ins Alters- und Gesundheitszentrum (AGZ), Dietikon, zur Tanzprobe. Bis vor kurzem strahlte sie beim Tanzen stets grosse Freude aus. An einer Versammlung des Schulkapitels, wo er aus seinen Werken vorlas, sagte mir ihr Sohn, seit seine Mutter tanze, sei sie ein „ganz anderer Mensch“, zuversichtlicher und fröhlicher, und sie freue sich die ganze Woche auf die nächste Volkstanzprobe. Leider kann sie seit einigen Wochen aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr mittanzen, kommt aber gelegentlich, um zuzuschauen.

Das nächste grosse Bild zeigt mich bei fünf ehemaligen Schülern der ersten Sek.-Klasse, die kamen, um mir zu gratulieren. Dann folgen auf der nächsten Internetseite drei kleinere Farbaufnahmen:

1. **Colette Schaffner** überreicht mir das Blumenarrangement.
2. Der Ehrenbürger bei seiner Ansprache.
3. Zwei runde Tische mit geladenen Gästen im Ratssaal.

Die kurzen Texte auf dieser Seite lauten: *„Die persönlich geladenen Gäste zogen sich anschliessend zum gemeinsamen Essen in den Gemeinderatssaal zurück.“*

„Es war eine fröhliche Feier, die das Herz zum Volkstanz öffnete und dem neuen Ehrenbürger viel Freude bereitete.“ (Diesen letzten Satz musste ich sprachlich etwas verbessern). Bei zwei hübschen Bildern von mir, die **Schewiller** im Ortsmuseum aufnahm, steht zu lesen, was schon früher in der Zeitung stand: *„Karl Klenk, geboren am 19. Juli 1912, war von 1934 - 1984 Sekundarlehrer in Dietikon. Zu seinen Lieblingsfächern gehörten Geschichte, Geographie und Turnen. Die Einführung des Schwimmunterrichts in Dietikon kam auf seine Initiative zustande und er war auch der Erste, der in den Flumserbergen ein Skilager für die Jugend organisierte. Musikunterricht zu erteilen machte ihm auch sehr grosse Freude. So zu sagen als Vorläufer der heutigen Musikschule habe er in seiner ersten Musikstunde 3 Geigern Unterricht erteilt, erinnert sich Herr Klenk. Für Dietikon ist er heute ein wichtiger Chronist, hat er doch seit 4.1.99 in der Pressechronik im Ortsmuseum 4098 Datensätze am PC erfasst.“*

Zum Bild, das mich am Computer zeigt, schreibt Scheiwiler etwas ungenau: „Daneben ist er dem Volkstanz noch sehr verbunden. Er war lange Jahre Leiter des Volkstanzkreises Zürich, wo er noch heute Ehrenmitglied ist.“ Ich leitete nur sporadisch einen Donnerstagkurs und nur gelegentlich einen Tanz in der Montagsprobe, war aber 17 Jahre lang Vereinspräsident.

Sohn Karl übernachtete nach dem Fest vom Freitag auf den Samstag und vom Samstag auf den Sonntag bei mir. Wir verbrachten mit Lektüre, Musik und Haushalt einige schöne Stunden, reisten dann in meinem neuen „Volvo“ zu Gotte Trudis Siebzigstem nach **Frauenfeld**, und am Sonntagabend fuhr Karl mit der Bahn von Dietikon zurück nach Steffisburg.

Bevor ich auf Trudis Fest eingehe, folgt hier, was auch noch zur Veranstaltung der Stadt Dietikon gehört!

Schon am Montag, 19. November 2001, berichtet **Helen Busslinger** mit Farbbild und wohlwollendem Text im „Limmattaler Tagblatt“ vom grossen Fest, und zwar unter dem Titel: „Ein Ehrenbürger tanzt auf vielen Hochzeiten.“

Mehr als zweihundert Dietikerinnen und Dietiker nahmen am Apéro zur Ernennung des 89-jährigen Karl Klenk zum Ehrenbürger teil. Sein Wirken in Dietikon ist heute noch von verblüffender Vielseitigkeit.

HELEN BUSSLINGER

Als wir in Karl Klenks Leben nachforschten, kamen immer mehr Verdienste zum Vorschein», sagte Stadtpräsident Hans Bohnenblust bei seiner Ansprache anlässlich der Verleihung des Ehrenbürgerrechts. Dem Stadtrat sei es wichtig gewesen, im Uno-Jahr der Freiwilligen einen Mitbürger zum Ehrenbürger zu ernennen, der viel auf freiwilliger Basis geleistet hat.

Bohnenblust würdigte Klenk als Ortschronisten, der täglich im Ortsmuseum die Chronik nachführt, als Gründer der Volkshochschule, als Initiant von Skilagern, als innovativen Sekundarlehrer, der als Erster in Dietikon Schwimmunterricht für Kinder angelegt und als Vorläufer der jetzigen Musikschule Geigenunterricht erteilt hat.

«Aber das ist ja noch nicht alles, Klenk hat nicht weniger als vier Neujahrsblätter geschrieben», stellte Bohnenblust fest. Daneben habe sich Klenk als profunder Kenner schweizerischer Volkstänze einen Namen gemacht und jahre-

lang den Volkstanzkreis Zürich geleitet, der ihn zum Ehrenmitglied ernannte. In Dietikon leitet er jetzt noch die Seniorentanzgruppe.

In seiner kurzen Ansprache zeigte Klenk seine Freude über die Ehrenbürgerschaft: «Als Bohnenblust mir die Ernennung zum Ehrenbürger mitteilte, hat es mir die Sprache verschlagen. Zweifellos ist es die grösste Überraschung, die ich bislang erlebt habe.»

Die grösste Überraschung

Klenk freute sich über fünf ehemalige Schülerinnen aus seiner ersten Sekundarklasse und hatte auch hier ein Bonmot bereit: «Ich kann mich schlecht an die Anwesenden erinnern, denn ich habe mir nur die ganz guten und ganz schlechten Schüler gemerkt.»

Klaus Guhl vom Ortsmuseum berichtete, dass sich Klenk im Alter von 87 Jahren mit dem Computer vertraut gemacht und seither mehr als viertausend Datensätze am PC erfasst hat, dabei sei der Stenoblock des ehemaligen Stenolehrers immer griffbereit.

Der Mann, der alle zum Tanzen brachte

Zu Klenks Ehren tanzte der Zürcher Volkstanzkreis, und niemand wunderte sich, dass Klenk – in der Wehntalertracht – elegant wie ein Junger mittanzte. Es kam, wie es kommen musste. Schliesslich wurden alle Gäste zum Tanz eingeladen, und im Foyer entstand beim Tanz in lockeren Formationen eine ausgelassene Stimmung.

Ein Ehrenbürger tanzt auf vielen Hochzeiten

Dietikon An der Feier zur Ernennung von Karl Klenk zum Ehrenbürger tanzte am Schluss auch das Publikum



Volkstänzer und Ehrenbürger Karl Klenk (rechts) tanzt in der Wehntalertracht mit dem Volkstanzkreis Zürich im Foyer des Dietiker Stadthauses. FOTO: BUS

Einige Tage nach dem nun ausführlich beschriebenen „Ehrenbürgerfest“ bohrte ich die zwei mitgelieferten Dübel in die Schlafzimmerwand, um die prächtige **Urkunde** definitiv zu platzieren. (Entsprechend dem Stamprinzip (*der Platz*) wird neuerdings das Wort *platzieren* mit *-tz-* geschrieben). Es ist nicht nötig, dass jeder, der mein Haus oder mein Wohnzimmer betritt, gleich die künstlerisch gestaltete Urkunde erblickt!

Zum Abschluss des Ehrenbürgerkapitels müssen noch **einige Reaktionen, die mich besonders freuten**, gesondert erwähnt werden. Alexa und Rolf **Hörler-Reichlin**, (*Zum Seeblick, Seestrasse 15, Wädenswil*), hatten wie Louise und Robert **Appert-Letsch**, (*Lehrer am Konservatorium, Hüttikerstrasse 9, Oetwil an der Limmat*), am 16. November 2001 in der Mittagszeit das „klassische Wunschkonzert“, Radio DRS 2, gehört, in dem Mirjam Klenk für mich Boccherinis Menuett spielen lässt. Alexa Hörler war vor Jahren Tanzkreismitglied und Rolf publizierte in der NZZ interessante Gedichte. Louise spielt Geige im gleichen Orchester wie ich und Herr Appert hilft gelegentlich aus. Er kam auch schon mit bei speziellen Orchesteranlässen. Beide Familien reagierten mit Glückwünschen.

Eine ehemalige Schülerin schreibt z.B.:

„Lieber Herr Klenk. Durch einen glücklichen Zufall habe ich Ihre Ernennung zum Ehrenbürger von Dietikon erfahren. Ganz herzliche Gratulation!

Als ehemalige Schülerin in den Jahren 1935 - 38 habe ich Ihre liebenswürdige Art und Ihr kompetentes Wissen kennen und schätzen gelernt. Es gab keinen Tag, an dem ich nicht gerne zur Schule ging bei Ihnen!!

Dies trifft auch auf meinen Bruder Ewald zu, den Sie zeichnerisch und graphisch sehr gefördert haben. Er macht heute noch als Hobby Holzschnitte und graphische Arbeiten.

Ihnen, Herr Klenk, weiterhin viel Freude und gute Gesundheit. Mit herzlichen Grüssen Ihre ehemalige Schülerin Elsy Schweizer-Fröhling, Asylstr. 28. 8032 Zürich.“

Dieser Brief steht hier als Beispiel für sehr viele ähnliche, obwohl Frau **Fröhling** in ihrem netten Schreiben stets das mundartliche Perfekt verwendet, wo doch das schriftsprachliche Imperfekt richtig wäre.

René **Lehner** (*Im Grüt 10, 8902 Urdorf*), gratuliert, schickt den Jahresbericht der Aargauer Wanderwege und schreibt, er habe vor bald 50 Jahren die „Wanderweg-Tätigkeit“ von mir übernommen und mein Sohn habe kräftig beim Ausholzen und Markieren geholfen. 1988 habe er seine Tätigkeit als Steuerfachmann aufgegeben und das Vollamt für Wanderwege im Kanton Aargau angetreten.

Zu erwähnen wären auch die Gratulationen von:

- Rechtsanwalt Dr. Hans **Gstrein**, (*Zürich, Sohn des Dietiker Kronenwirts*). Er schickte seine zweibändige Lebensgeschichte, die ich mit seinem Einverständnis dem Ortsmuseum schenke.

- Walter **Strohmeier**. (*Er wuchs auf im „Strohmeierhaus“, das seit 1979 Dietiker Ortsmuseum ist*). Ich schrieb ihm ins Baselbiet, wo er nun wohnt, während sein elterliches Haus nun der Stadt Dietikon gehört.

- Und von vielen andern!

Mich beschäftigte wochenlang eine Frage, die ich niemandem zu stellen wagte: **Von wem ging der Gedanke aus, mich zum Ehrenbürger zu ernennen?** Ich glaubte, nie die Antwort auf diese brennende Frage zu bekommen, doch sie wurde mir zufällig von einem Mitglied der Heimatkundekommission verraten. Ich hatte nach einander alle möglichen Persönlichkeiten vermutet, nicht aber die, welche es nach der erhaltenen Auskunft wirklich war. Ich wage nicht, die Angelegenheit zu überprüfen.

Eines Morgens fragte mich Dora Müller im Ortsmuseum, ob ich wisse, wer mich dem Bürgergemeinderat zur Wahl vorgeschlagen habe, sie wisse es zufällig, es sei Herr Dr. Hans-Peter **Trutmann**, der Präsident der CVP, gewesen!

In der „**Limmatpost**“, der Zeitung der CVP Dietikon, veröffentlicht Dr. Trutmann, der auch Präsident unserer Musikschule ist, regelmässig die aufschlussreichen und gern gelesenen „Dorfgeschichten“. In der Nummer 4 vom November 2001 (41. Jahrgang) schreibt er an erster Stelle:

Karl Klenk, in Meilen aufgewachsen, 1934 als Not-Sekundarlehrer (Jahreslohn Fr. 3 800.-) eher widerwillig nach Dietikon gekommen, ohne die Absicht, hier irgendwelche Wurzeln zu schlagen, ist 6. Ehrenbürger unserer Stadt geworden. Herzliche Gratulation zu dieser seltenen Ehrung! Der vielseitig Begabte hat sich diese Ehrung mit unzähligen Initiativen auf verschiedenen Gebieten und mit geduldiger im Stillen verrichteter Kleinarbeit wirklich verdient. Jeden Werktag verbringt der bald 90jährige einige Vormittagsstunden im Ortsmuseum, um aus den Zeitungen Informationen über Dietikon EDV-mässig zu erfassen. Da hat der Stadtrat im Jahr der Freiwilligenarbeit mit ruhiger und sicherer Hand auf Abkommen „schwarz sechs“ abgedrückt und einen Volltreffer gelandet.

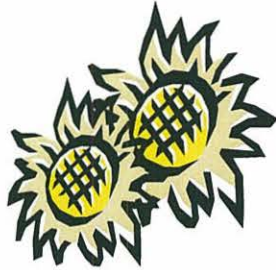
Auf der Strasse begrüsst mich jemand einige Tage nach dem denkwürdigen 16. November und stellte fest, von allen Anlässen des Jahres 2001 im Foyer des Stadthauses, sei die fröhliche Verleihung der Ehrenbürgerschaft durch die Mitwirkung des Volkstanzkreises **das weitaus schönste Fest** geworden.

Und, was mich auch sehr freute: **Familienmitglieder und Kollegen im Schulhaus** betonten mehrmals, sie seien sehr „stolz auf mich“! Wenn ich dann gefragt wurde, wie ich mich nun als einziger Ehrenbürger einer so grossen Stadt fühle, da musste ich immer wieder neu betonen, ich sei nach der Ehrung genau gleich wie vorher!

Niedergeschrieben Ende 2001.

Ehrenbürgerfeier

Karl Klenk



Wein



7,5dl. Bürgerwein, Blauburgunder, Oetwil a.d.L.
7dl. Bürgerwein, RieslingXSylvaner, Weiningen

Stadthaus Dietikon, 16. November 2001

Menu



1. Vorspeise



Frische Kürbiscrèmesuppe

Salat



Herbstsalat

*(Blattsalat mit Eierschwämmen dazu
Traubenkernöl-Dressing)*

Hauptgang



Kalbsbraten „Limmattaler Art“

Spätzli

Rotkraut mit Kastanien

Dessert



Frischer Fruchtsalat mit Rahm



Quintana Fest

Benevenuti nella



Casa Frapolli



Ehrenbürger der Stadt Dietikon



Die Stadt Dietikon ernannte Karl Klenk zum neuen Ehrenbürger.

Volkstanz Schweiz
Gesund und selbständig im
Alter mit Musik und Tanz
www.folkmusic.ch
Zusammenfassung
Geschichte Dietikon

Werbung

Restaurant Heurer

» Home | » Seite 2 | » Zurück



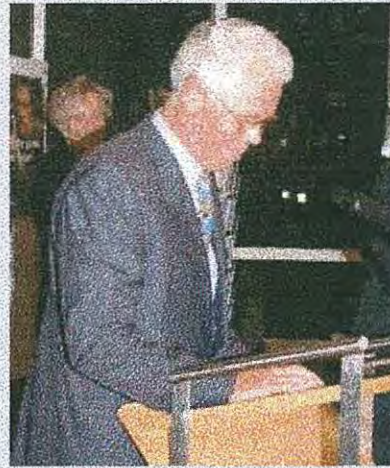
**Karl Klenk -Sekundarlehrer, Volkstänzer,
Musiker, und Dietiker Chronist - wurde neuer
Ehrenbürger von Dietikon.**

Karl Klenk, der neue Ehrenbürger von Dietikon, hätte es sich kaum vorstellen können, dass sein Volkstanz im Stadthaus einen so würdigen Auftritt erhalten würde. Da hat nicht nur der Volkstanzkreis von Zürich getanzt, nein, fast die Hälfte der anwesenden Gäste tanzte und klatschte mit in freudig-lockerer Stimmung.



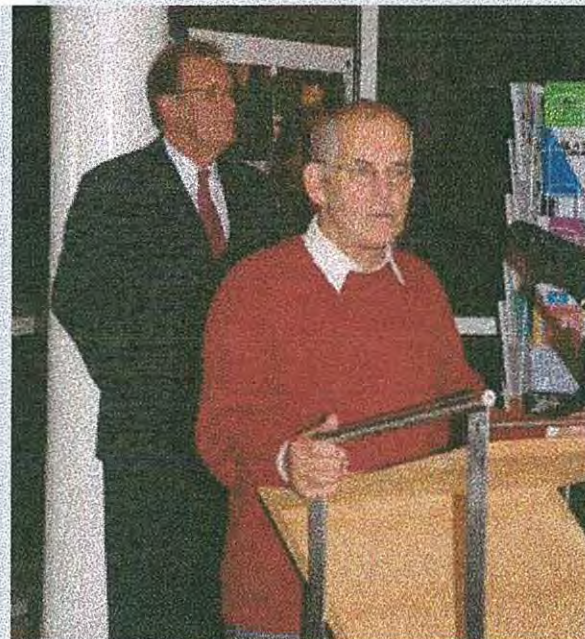
Begrüsst wurde der Ehrenbürger Karl Klenk, die Gäste aus der Politik, den Volkstanzkreisen Zürich und Siggenthal, der Trachtengruppe Dietikon, der Senioren-Wandergruppe Dietikon und die vielen Freunde und Bekannten durch Stadtpräsident Hans Bohnenblust. In seiner Laudatio verwies er auf die grossen Verdienste des Sekundarlehrers, Volkstänzers, Geigers und Dietiker Chronisten.

In einem ersten Auftritt trat die Volkstanzkreisgruppe Zürich auf, in der auch der „Karl“ in seiner Wehntalertracht mittanzte. In ehrenvollen Worten dankte Klaus Guhl, (Bild) Präsident des Ortsmuseums Dietikon, dem Chronisten für seine jahrelangen Arbeiten und guten Dienste. Er hoffe, dass er diese, für ihn so interessante Arbeit, noch viele Jahre tätigen könne.



Karl Klenk mit Frau Isler vom Volkstanzkreis Zürich

Peter Müdespacher, Präsident der Volkshochschule Dietikon, ehrte den Ehrenbürger auf verdankenswerte Weise. Vor nun fast genau 40 Jahren sei er durch ihn auf die Möglichkeit dieser Schule ermuntert worden, die übrigens heute einen sehr hohen Stellenwert für Dietikon hat.

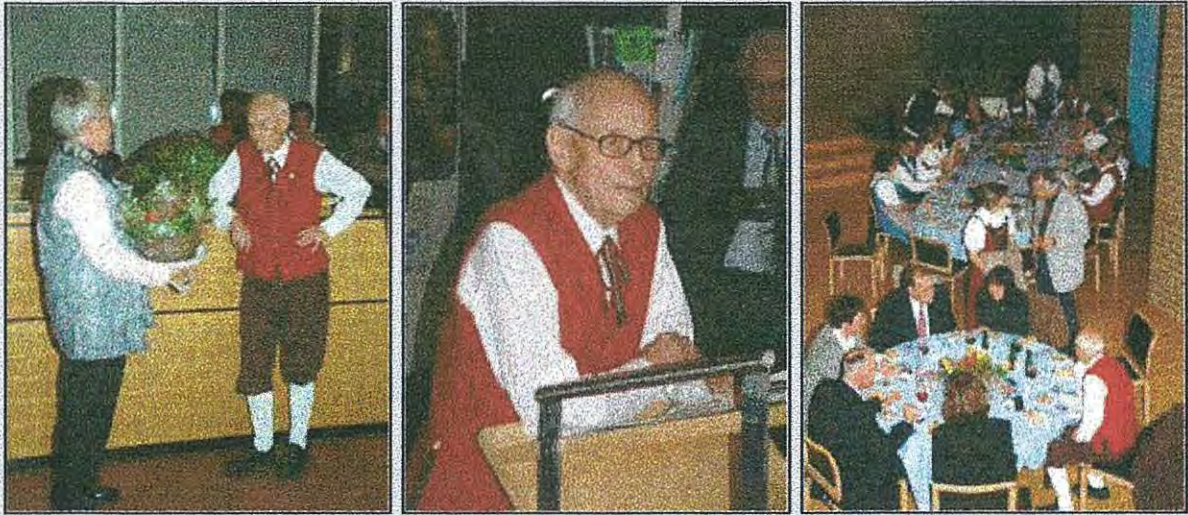




Karl Klenk mit der Seniorentanzgruppe Dietikon



Fünf ehemalige Schüler aus seiner ersten Sek.-Klasse
kamen um Karl Klenk zu gratulieren.



Die persönlich geladenen Gäste zogen sich anschliessend zum gemeinsamen Essen in den Gemeinderatssaal zurück.

Es war eine fröhliche Feier, die das Herz zum Volkstanz öffnete und dem neuen Ehrenbürger viel Freude bereitet hat.

Dietikon hatte bis heute 5 Ehrenbürger

- Hans Frei, ehemaliger Stadtpräsident von Dietikon
- Wiederkehr Lorenz Gemeindepräsident von Dietikon (1897 -1981)
- Robert Müller, der über 100 Senioren-Wanderungen durchführte
 - Karl Heid, Posthalter und Lokalhistoriker
 - Dekan Camenzind, katholischer Würdenträger

©1997-2000 [design and layout by Heinz Walt All rights reserved.]
FEEDBACK | IMPRESSUM | NACH OBEN

Machen Sie [hier](http://dietikon-online.ch) dietikon-online.ch zu Ihrer Startseite

► Ehrenbürger der Stadt Dietikon



Die Stadt Dietikon ernannte Karl Klenk zum neuen Ehrenbürger.

Volkstanz Schweiz
Gesund und selbständig im
Alter mit Musik und Tanz
www.folkmusic.ch
Zusammenfassung
Geschichte Dietikon

Werbung

Restaurant Honorat

» Home | » Seite 2 | » Zurück



**Karl Klenk neuer Ehrenbürger
der Stadt Dietikon**



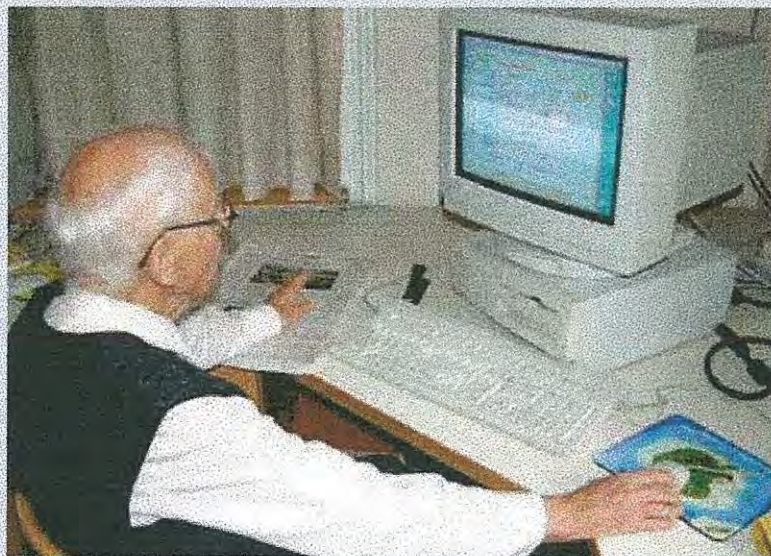
Karl Klenk, geboren am 19. Juli 1912, war von 1934 – 1984 **Sekundarlehrer in Dietikon.**

Zu seinen Lieblingsfächer gehörten, Geschichte, Geographie und Turnen.

Die Einführung des Schwimm- unterrichts in Dietikon kam auf seine Initiative Zustande und er war auch der Erste, der in den Flumserbergen ein Skilager für die Jugend organisierte.

Musikunterricht zu erteilen machte ihm auch sehr grosse Freude. So zu sagen als Vorläufer der heutigen Musikschule habe er in seiner ersten Musik-Stunde 3 Geigern Unterricht erteilt, erinnert sich Herr Klenk.

Für Dietikon ist er heute ein wichtiger Chronist, hat er doch seit 4.1.99 in der Pressechronik im **Ortsmuseum** 4098 Datensätze am PC erfasst.



Daneben ist er mit dem Volkstanz noch sehr verbunden. Er war lange Jahre Leiter des Volkstanzkreises Zürich, wo er noch heute Ehrenmitglied ist.



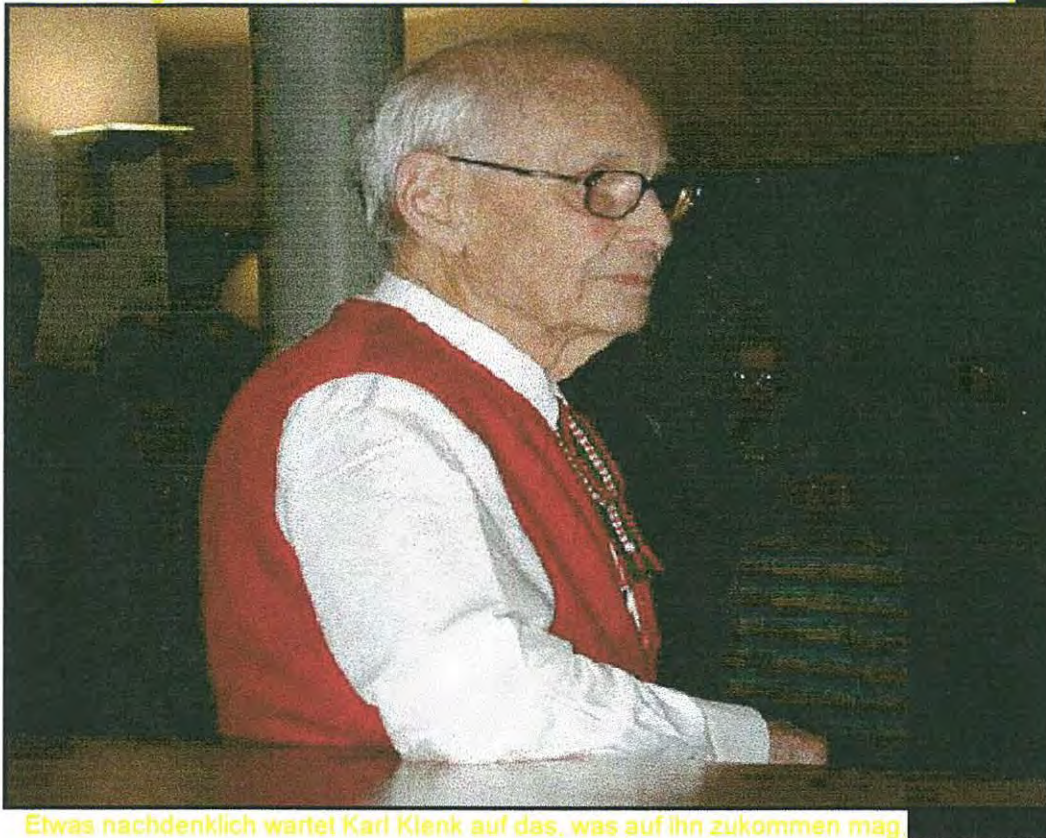
Am Freitag den 16. November fanden die
Feierlichkeiten im Stadthaus statt.

[» weiter](#)

©1997-2000 [design and layout by Heinz Walt All rights reserved.]
FEEDBACK | IMPRESSUM | NACH OBEN

Machen Sie [hier](#) dietikon-online.ch zu Ihrer Startseite

Ehrenbürger Karl Klenk: Bild 1 von 17 | 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17



Etwas nachdenklich wartet Karl Klenk auf das, was auf ihn zukommen mag

[Alle Galerien anzeigen](#)
[Fenster schliessen](#)



Der Volkstanzkreis Zürich, zu dessen Gründuchsmitgliedern Karl Klenk 1938 gehörte, ...

[Alle Galerien anzeigen](#)
[Fenster schliessen](#)

Ehrenbürger Karl Klenk: Bild 3 von 17 | 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17



... und dem er bis heute als aktives Mitglied angehört.

[Alle Galerien anzeigen](#)
[Fenster schliessen](#)

Ehrenbürger Karl Klenk: Bild 4 von 17 [1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17]



... unterhält die Gäste mit perfekten Tanzvorführungen

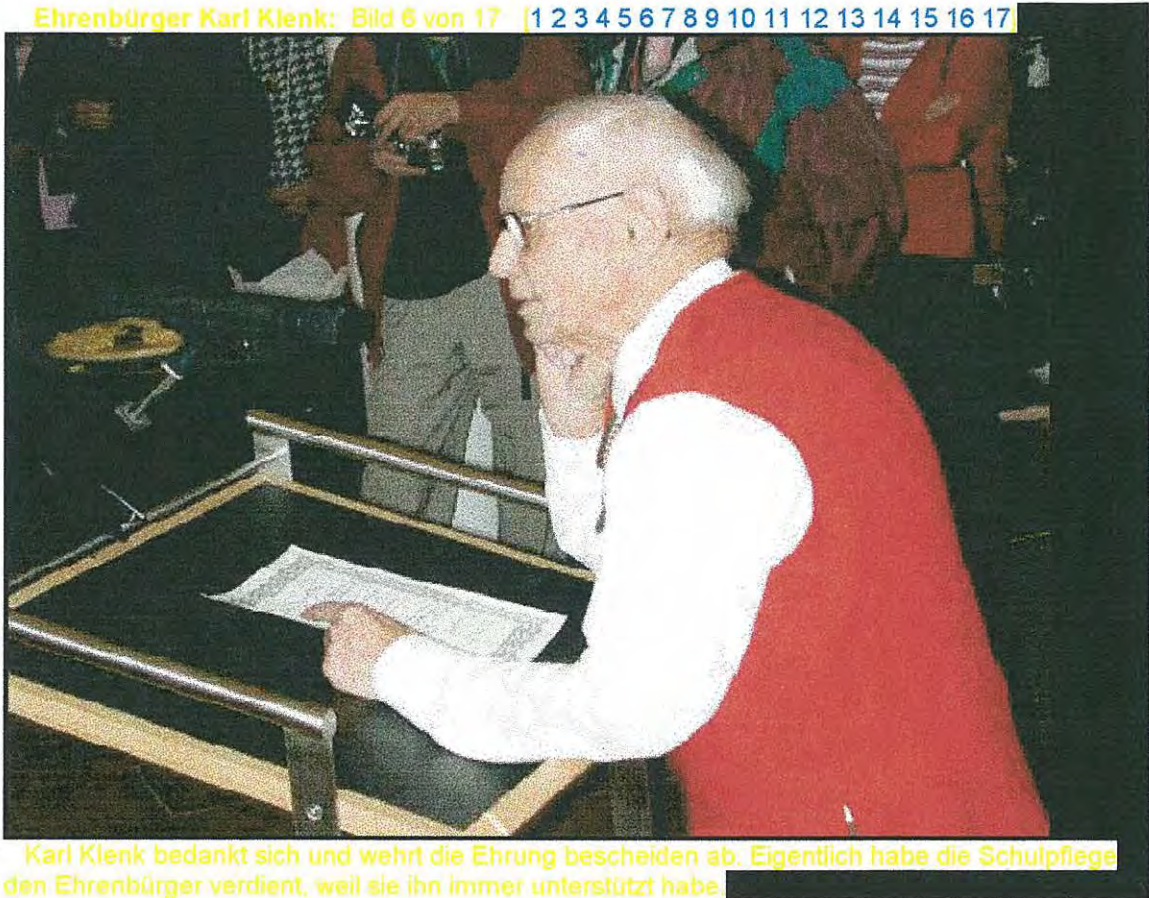
[Alle Galerien anzeigen](#)
[Fenster schliessen](#)



Stadtpräsident Hans Bohnenblust überreicht Karl Klenk die Urkunde als Ehrenbürger

[Alle Galerien anzeigen](#)
[Fenster schliessen](#)

Ehrenbürger Karl Klenk: Bild 6 von 17 | 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17



Karl Klenk bedankt sich und wehrt die Ehrung bescheiden ab. Eigentlich habe die Schulpflege den Ehrenbürger verdient, weil sie ihn immer unterstützt habe.

[Alle Galerien anzeigen](#)
[Fenster schliessen](#)



Erneut zeigt der Volkstanzkreis Zürich sein Können

Alle Galerien anzeigen
Fenster schliessen



Die Tänzerinnen und Tänzer begnügen sich aber nicht mit Vorführungen,...

Alle Galerien anzeigen
Fenster schliessen

Ehrenbürger Karl Klenk: Bild 9 von 17 [1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17]



... sondern suchen ihre Partner unter den Gästen - und bald tanzen alle fröhlich im Stadthaus.

[Alle Galerien anzeigen](#)
[Fenster schliessen](#)

Ehrenbürger Karl Klenk: Bild 10 von 17 | [1](#) [2](#) [3](#) [4](#) [5](#) [6](#) [7](#) [8](#) [9](#) [10](#) [11](#) [12](#) [13](#) [14](#) [15](#) [16](#) [17](#)



Die geladenen Gäste ..

[Alle Galerien anzeigen](#)
[Fenster schliessen](#)

Ehrenbürger Karl Klenk: Bild 11 von 17 [1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17]



... finden sich im Gemeinderatssaal zu einem Nachtessen ein.

Alle Galerien anzeigen
Fenster schliessen

Ehrenbürger Karl Klenk: Bild 12 von 17 | 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17



Auch hier spielt die Musik auf ...

[Alle Galerien anzeigen](#)
[Fenster schliessen](#)

Ehrenbürger Karl Klenk: Bild 13 von 17 | 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17



... und der Volkstanzkreis Zürich ...

[Alle Galerien anzeigen](#)
[Fenster schliessen](#)



— kam wieder voll in Fahrt.

[Alle Galerien anzeigen](#)
[Fenster schliessen](#)

Ehrenbürger Karl Klenk: Bild 15 von 17 [1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17]



Wer möchte hier nicht mittanzen?

[Alle Galerien anzeigen](#)
[Fenster schliessen](#)

Ehrenbürger Karl Klenk: Bild 16 von 17 | [1](#) [2](#) [3](#) [4](#) [5](#) [6](#) [7](#) [8](#) [9](#) [10](#) [11](#) [12](#) [13](#) [14](#) [15](#) [16](#) [17](#)



Ehrenbürger haben Anspruch auf jährlich 12 Flaschen Bürgerweis aus den Rebparzellen der Bürgergemeinde. Für Karl Klenk, der abstinent lebt, wurde speziell "Bürgertrunk" ohne Alkohol kreiert.

[Alle Galerien anzeigen](#)
[Fenster schliessen](#)

[Willkommen](#)
[Portrait der Stadt](#)
[Impressum](#)
[Stadtplan](#)
[Öffnungszeiten](#)
[Wasser, Gas](#)
[Abfall, Verkehr, ...](#)
[Kirchen](#)
[Im Notfall](#)
[Nachbarn](#)
[Kontakt](#)
[Forum](#)
[Veranstaltungskalender](#)

[Stadtverwaltung](#)
[Stadthaus](#)
[Bremgartnerstr. 22](#)
[8053 Dietikon](#)
[Telefon: 01 744 35 35](#)
[Fax: 01 741 50 16](#)
[E-mail: stadt@dietikon.ch](mailto:stadt@dietikon.ch)

[Programming by](#)
[buttercom.com](#)

Büro für Geschichte eingerichtet

Ein Autorenteam ist im Auftrag der Bürgerlichen Abteilung der Stadt Dietikon an der Arbeit, eine Geschichte der Stadt Dietikon zu recherchieren und zu verfassen. Es hat in Dietikon an der Neumattstrasse 15 ein Büro eingerichtet und ist dort jederzeit für Tips und Anregungen aus der Bevölkerung erreichbar.

Informationen zum Stand der Arbeiten finden sie unter [Kultur/Geschichte](#).

Karl Klenk wird Ehrenbürger der Stadt Dietikon

Oeffentliche Ehrung mit Apéro am 16. November 2001, 18.00 Uhr, im Stadthaus-Foyer



Der Stadtrat hat Karl Klenk zum Ehrenbürger von Dietikon ernannt. Damit wird im Jahr der Freiwilligenarbeit einem Menschen die Ehre erwiesen, der sich Zeit seines Lebens beispielhaft und uneigennützig für das Gemeinwohl einsetzte und immer noch einsetzt, ohne für sich persönlich daraus einen Vorteil zu versprechen.

Karl Klenk, geboren am 19. Juli 1912, trat im Jahre 1934 als Sekundarlehrer in den Dienst der Schule Dietikon. Auch nach seiner Pensionierung Ende Schuljahr 1977/78 blieb er als Fachlehrer für Englisch und Stenographie bis 1984 im Schuldienst. Als Lehrer beschränkte sich Karl Klenk nicht nur auf den Schulstoff, sondern engagierte sich darüber hinaus in vielen Belangen

für die Dietiker Jugend. Er war Gründungsmitglied des Gemeindestubenvereins, 1. Präsident der Volkshochschule Dietikon und wirkte neben der Schularbeit auch viele Jahre als Berufsberater.

In der Heimatkundekommission führt er seit 1979 die Ortschronik. Diese bestand zu Anfang in einer chronologischen Sammlung von Zeitungsausschnitten über Geschehnisse in Dietikon, die später thematisch erfasst und gegliedert wurden. Im hohen Alter stellte er seine Arbeit auf EDV um und erfasst seit 1999 die Ereignisse des Bezirkes Dietikon und der Region Limmattal mit Verweis auf die Quellen in einer Datenbank. Zeugnis seiner umfangreichen Kenntnisse über die Dietiker Geschichte sind die von ihm allein oder als Mitautor verfassten Neujahrsblätter der Jahre 1981 (Guggenbühlwald und Gigeliboden), 1983 (150 Jahre Volksschule Dietikon), 1987 (Entstehung und Entwicklung der Jugend-Musikschule Dietikon) und 1995 (Dietikon nach dem Ersten Weltkrieg).

Wiederaufbau der Stadthalle

Die Wettbewerbsprojekte für den Wiederaufbau der Stadthalle Dietikon können am Samstag, 22. September 2001, im vom Brand verschonenen Untergeschoss der Stadthalle besichtigt werden.

[Informationen zum Stadthallenprojekt](#)

Ausflug des Gemeinderates

15. September 2001

Unter der Leitung seiner Präsidentin Ursula Rotheberger führte der diesjährige Ausflug den Gemeinderat nach Oberschan mit Besuch des erst vor kurzem zur Besichtigung freigegebenen ehemaligen Artillerieforts Manetsch. Als engagiertes Mitglied des Skikubs Dietikon lag es für Ursula Rothenberger auch nahe, ihre Kolleginnen und Kollegen in die kürzlich renovierte und erweiterte "Skihütte" in Flumserberg zu entführen, wo der Skiklub seine gastronomischen Talente unter Beweis stellte.

[Bilder zum Ausflug](#)

Neuzuzügerfeier

14. September 2001

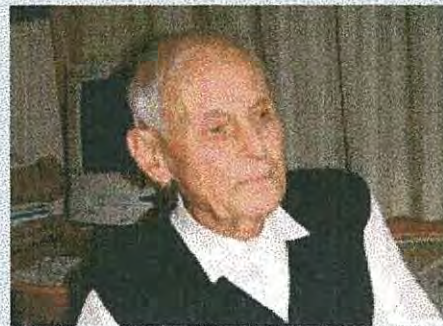
Interessante Informationen

Wissenswertes | Dietikon | Politik und Verwaltung | Kultur und Freizeit | Sport und Gesundheit | Gastronomie und Wirtschaft | Kontakt

Home

dietikon-online.ch - 2. November 3901

► Ehrenbürger der Stadt Dietikon



Am 16. November ernennt die Stadt Dietikon Karl Klenk zum neuen Ehrenbürger. Karl Klenk war von 1934 – 1984 amtierender Sekundarlehrer in Dietikon. Er erteilte vorwiegend Sprachen, wie Deutsch, Französisch und Englisch.



Volkstanz Schweiz
Gesund und selbständig im
Alter mit Musik und Tanz
www.folkmusic.ch
Zusammenfassung
Geschichte Dietikon

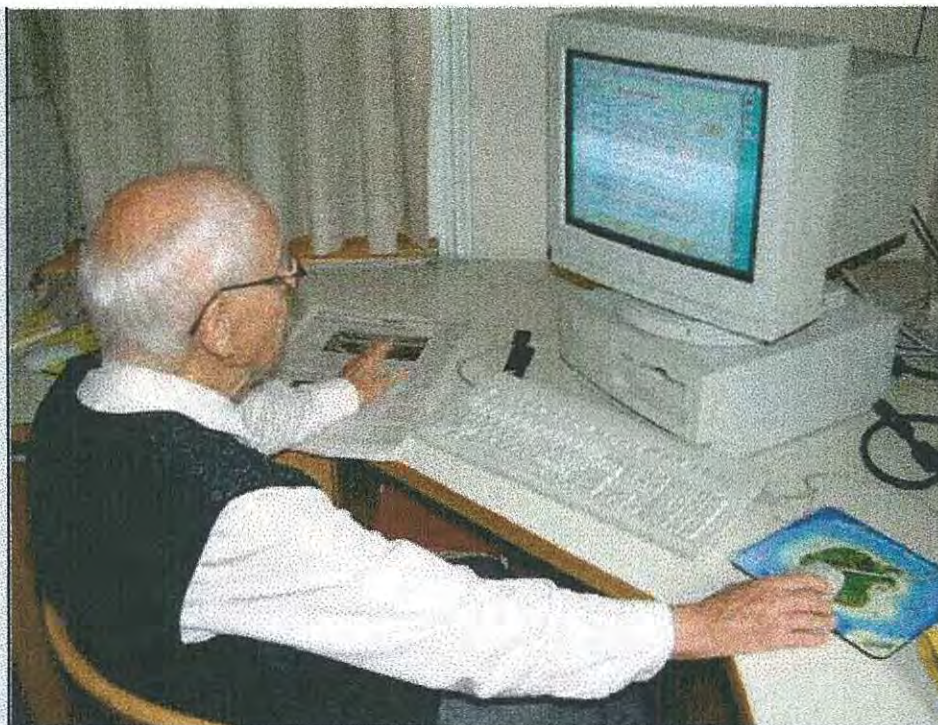
Werbung

Restaurant Henri

» Home | » Seite 2 | » Zurück



Die Stadt Dietikon ernennt Karl Klenk am 16. November zum neuen Ehrenbürger



Dietikon hatte bis heute 5 Ehrenbürger

- Hans Frei, ehemaliger Stadtpräsident von Dietikon
- Wiederkehr Lorenz Gemeindepräsident von Dietikon (1897 -1981)
- Robert Müller, der über 100 Senioren-Wanderungen durchführte
 - Karl Heid, Posthalter und Lokalhistoriker
 - Dekan Camenzind, katholischer Würdenträger

©1997-2000 [design and layout by Heinz Walt All rights reserved.]

FEEDBACK | IMPRESSUM | NACH OBEN

Machen Sie [hier](http://www.dietikon-online.ch) dietikon-online.ch zu Ihrer Startseite



Karl Klenk, geboren am 19. Juli 1912, war von 1934 – 1984 **Sekundarlehrer in Dietikon.**

Zu seinen Lieblingsfächer gehörten, Geschichte, Geographie und Turnen.

Die Einführung des Schwimm- unterrichts in Dietikon kam auf seine Initiative zustande und er war auch der Erste, der in den Flumserbergen ein Skilager für die Jugend organisierte.

Musikunterricht zu erteilen machte ihm auch sehr grosse Freude. So zu sagen als Vorläufer der heutigen Musikschule habe er in seiner ersten Musik-Stunde 3 Geigern Unterricht erteilt, erinnert sich Herr Klenk.



Für Dietikon ist er heute ein wichtiger Chronist, hat er doch seit 4.1.99 in der Pressechronik im **Ortsmuseum 4098** Datensätze am PC erfasst. Daneben ist er mit dem Volkstanz noch sehr verbunden, war er doch lange Jahre Leiter des Volkstanzkreises Zürich, wo er noch heute Ehrenmitglied ist.



Mit der Ernennung von Karl Klenk ehrt die Stadt Dietikon eine Persönlichkeit, die es mehr als verdient hat. Der heute 89 jährige führt seinen Haushalt immer noch selbständig.

Die offizielle Feier findet am 16. November
18.00 Uhr, im Stadthaus-Foyer

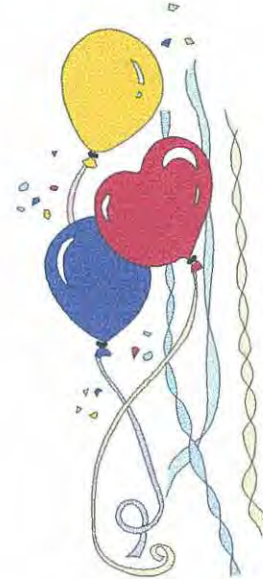
(Von diesen Feierlichkeiten wird eine Bildreportage auf Dietikon-Online erscheinen.)

Frauenfeld im Oktober 2001

Trudis Einladung

18. November

Ich danke Euch herzlich für die spontane Zusage zu meinem Geburtstagsfest. Es hat mich gefreut dass sich alle Zeit nehmen können.



Die Jahre liegen davon

Wir treffen uns am 18. November zwischen 10.00 Uhr und 11.00 Uhr bei Hans an der Oberfeldstrasse 60.

Im Reservoir empfangen ich Euch zum Apéro. Das Mittagessen werden wir auch in der Nähe des Wassers einnehmen.

Anstelle von Geschenken würde ich eine Spende zu Gunsten der Bäuerinnenhilfe in Rumänien vorziehen, für die ein Kässeli bereit steht.

Ich freue mich auf Euch alle.

Mit lieben Grüßen
Trudi Wyler

Trudi

Adresse:
Neuhauserstrasse 63
8500 Frauenfeld
Tel: 052/721 23 26

Trudi Wyler-Baumberger feiert ihren „Achtzigsten“ mit einer Ausfahrt zum Schloss.

Am Sonntag, 18. November 2001, traf ich ungefähr um halb elf Uhr mit Sohn Karl in **Frauenfeld** ein. Nicht bei Trudis Bauernhaus, sondern ganz in der Nähe, bei der Villa von Trudis Sohn Hans wurde uns ein Parkplatz angewiesen. Im grossen ehemaligen **Wasserreservoir**, das von Hans zu einem gemütlichen Mehrzweckraum umgebaut wurde, waren schon rund zwei Dutzend Geburtstagsgäste beim Apéro versammelt.

Alle gratulierten Trudi zum **Siebzigsten**, und Hans erläuterte in einer netten Ansprache die **Geschichte der Frauenfelder Wasserversorgung**, wie er in den Besitz des Reservoirs kam und wie es nach und nach zu einem „Party-Raum“ ausgebaut wurde.

Um die Mittagszeit stand ein grosser, bequemer Reisebus bereit, und die Fahrt ins Blaue begann. Auf der Autobahn gelangten wir bis zum Bodensee und zum Schloss „**Seeburg**“ im Kreuzlinger Seeuferpark zwischen Konstanz und Bottighofen.

Auf dem Dach des benachbarten Seemuseums konnten wir **Störche** beobachten. Im Schloss befindet sich eine Kunstaussstellung, das „Didaktische Zentrum Thurgau“ und ein Restaurant, das seit 1998 bis 55 Personen verpflegen kann. In der **Geschichte des Schlosses** wird das Lichtengut, der heutige Seeuferpark, seit dem Jahr 1477 mit allen Besitzerwechseln dokumentiert. Das Schösschen „Neuhorn“, heute „Seeburg“, wurde 1598 erbaut und von 1618 an im Sommer von den Äbten des Stiftes Kreuzlingen bewohnt. Es brannte nieder, wurde 1665 wieder aufgebaut und gelangte wegen der Aufhebung des Klosters 1848 in den Besitz des Standes Thurgau. Es machte anschliessend viele Besitzerwechsel, Umbauten, Erweiterungen und Renovationen durch.

Nach dem Festessen brachte uns der Car über Tägerwilen und Ermatingen dem Untersee entlang nach Berlingen und Steckborn. In der früh einsetzenden Dämmerung sahen wir in der Höhe Glarisegg. Von Mammern aus überquerten wir den **Seerücken**. Die Strasse führte in der Nähe der Karthause Ittingen vorbei zurück nach Frauenfeld.

Inzwischen war es ganz dunkel geworden. Ich musste ja noch zurück nach Dietikon reisen und Karl anschliessend mit der Bahn nach Thun und Steffisburg. Doch, wir konnten uns noch nicht verabschieden, denn es sollte zum Abschluss des Geburtstagsfestes noch ein **Ballonwettfliegen** organisiert werden. Für jeden Festbesucher wurde ein Ballon aufgeblasen. Die angehängten Karten mit den Namen der Absender ersuchten einem allfälligen Finder, die Botschaft an Trudi Wyler zurückzusenden.

Am Samstagnachmittag, 29. Dezembers 2001, telefonierte mir Trudi Wyler und teilte mir mit, ihr Bruder **Paul** sei an diesem Morgen im Altersheim Illnau gestorben. Da wegen des Sonntags und wegen der bevorstehenden Neujahrstage, die Büros geschlossen sind, konnte die Beerdigung noch nicht organisiert werden. Jedenfalls werde ich rechtzeitig Bericht erhalten, sobald Weiteres bekannt sei.

Da sich Paul seit vielen Jahren eigenartig und für uns ziemlich unverständlich verhielt, an keinem Familientag und keiner andern Familienzusammenkunft teilnahm, hatten wir auch keine Beziehung mehr zu ihm. Er war nicht nur auf einem Auge erblindet, schwerhörig und gehbehindert, sondern auch verbittert und voller Groll gegen alles Mögliche.

Trudi Wyler und die Familien ihres Sohns Hans und ihrer Tochter Marlis gaben sich grosse Mühe bei der **Dekoration** des Reservoirs und bei der Herstellung eines reichhaltigen Apéros. Als „Tischkärtli“ beim Mittagessen diente eine in weisses Papier eingewickelte Schokoladetafel mit dem ältesten Bild, das von Trudi existiert.

Die Aufnahme wurde im Kindergarten gemacht. Trudi hatte noch nie einen Fotoapparat gesehen! Sie schaut ihn daher recht misstrauisch und abwehrend an .



Trudi sieht zum 1. Mal einen Fotoapp.

Schriftsprachliches und Mundartliches

Weil bekanntlich die Katze das Mäusen nicht lässt, sticht mir als ehemaligem Sekundarlehrer, der ein halbes Jahrhundert lang (1934 bis 1984) Schülerhefte korrigierte, in Zeitungen und Büchern jeder Druckfehler in die Augen; und seit mit dem Computer gearbeitet wird, der ja selber nicht denken kann, kommen noch unzählige Silbentrennungsfehler dazu.

Einige davon sind wirklich erwähnenswert! Ein Zug fährt z.B. über „**Egli-sau**“ statt über „**Eglis- au**“, und man ärgert sich über die halbleeren „**Staub-ecken**“ statt „**Stau-becken**“. Leider vergass ich die weniger spektakulären Beispiele. Schuld an solchen Verstössen ist nicht der Verfasser, sondern der Computer.

1. Syntax (Satzbau)

Seit einiger Zeit fallen mir die vielen syntaktischen Fehler auf. So wird immer wieder ungewollt Mundartliches in die Schriftsprache hineingemischt, weil der Verfasser des Texts unwillkürlich in der Mundart denkt. Unsere Mundarten kennen nur eine Vergangenheitsform, das **Perfekt**. Daher wird auch in der Schriftsprache laufend diese Form verwendet, wo eigentlich das **Imperfekt** stehen müsste. Hier nur zwei Beispiele:

Der XY-Preis **ist** gestern im Stadtkeller **verliehen worden**. Die Aktion ist definitiv vorbei, also richtig: Der Preis **wurde** gestern **verliehen**.

Der XY-Verein **hat** letzte Woche die Ausstellung **besichtigt**. Nein, er **besichtigte** letztthin eine schöne Ausstellung.

Wenn der betreffende Artikel lang ist, wird diese Erscheinung sehr lästig, denn der Text wimmelt alsdann vor lauter „ist“, „sind“, „hat“ und „haben“. Der betreffende Verfasser schreibt statt schriftdeutsch, eine Mundart.

2. Die Eiterbeule „über“.

Das Wort „über“ wurde in den letzten Jahren zu einer schmerzenden Eiterbeule am lebendigen Leib unserer deutsch Sprache. Soeben hörte ich am Radio: „E jungi Frau **verzellt über** ire Traum vom listllg is Filmgschäft“. Man erzählt doch „etwas“ oder „von etwas“ und nicht „über etws“. Iraks Führung **berät über** die Kooperation (besser wäre Zusammenarbeit) mit der UNO. Man berät, entscheidet, diskutiert „wen oder was“, also **Akkusativ**, z.B. das Budget, die Jahresrechnung die Zusammenarbeit. Das falsche und überflüssige „über“ ist leider auf Schritt und Tritt anzutreffen.

3. Schriftsprachliches in der Mundart.

Der Redner schrieb seinen Text in der Schriftsprache auf ein Blatt Papier, redet nun aber mit dem Entwurf in der Hand in seiner Mundart. Er sagt z.B. „Das isch e **Frag**, die mir vorläufig nüd chönt beantworte. **Wo! wo! wo!** Die Mundart kennt **nur ein einziges Relativpronomen**. Es heisst immer „wo“, z.B. der librächer, **wo** mir s ganz Huushaltigsgäld gschtole hät. „**Z! z! z!** Der Redner erzählt weiter: „Das Buech hämer **in Winterthur** gkauff“. „Die Vorfüerig hämer **in Bärn** gseh“. Falsch! Richtig wäre „**zWinterthur**“ und „**zBärn**“, auch wenss manchmal etwas schwierig wird mit der Aussprache. Da telefonierte einer aus den Skiferien nach Hause und fragte: „Wie gahts **zZüri?**“

Obwohl meine Bemerkungen rein nichts nützen werden, so wäre doch noch einiges beizufügen über „**Zwee** Tisch, **zwee** Schtüel (männlich), **zwo** Türe, **zwo** Fläsche (weiblich), **zwei** Gländer, **zwei** Faischter (sächlich) und vieles mehr.

Karl Klenk, Dietikon.

Auf meinem Pult liegt ein ganzer Berg Notizen, Zeitungen und **Papiere** verschiedenen Formats, mit Angaben über Ereignisse und Gedanken, die ich genauer festhalten und anschaulicher ausführen möchte. Doch immer wieder fehlte die Zeit und dann kam noch das grosse Ehrenbürgerfest dazwischen, das ich sofort mit allen Einzelheiten festhielt.

Da sind zuerst die Zeitungen vom 12. bis 21. September 2001, die sich ausführlich mit den unbegreiflichen Terroranschlägen vom 11. September 2001 auf New York und Washington befassen.

Hier nur einige Überschriften: „Terror tötet Tausende“, „Inferno: USA von einer beispiellosen Anschlagserie erschüttert“, „Der neue Terror ist grauenhaft“, „**Bush** (Präs. der USA): Täter jagen und bestrafen“.

„Flugzeuge (rasen) in die Symbole der Macht“, „Finanzzentrum und Regierungsgebäude der USA teilweise zerstört“, „Millionen verfolgten die Bilder am TV“, „Flüge wurden alle eingestellt“, „**Schröder** (Deutscher Bundeskanzler): Kriegserklärung gegen die gesamte Welt“.

„Der Tag, an dem der Supergau Realität wurde“, „Stunden voller Verwirrung, Angst und Wut“, „Die Menschen stehen stumm da. Niemand weiss, was tun, was sagen“, „Wo einst das World Trade Center stand, klafft nur noch eine Lücke“, „Kann es je wieder ein normales Leben geben? Wird es je wieder sein, wie zuvor?“

„Albert **Stahel** (Militärexperte) über mögliche Absichten“, „Man hat sich zu wenig ernst damit auseinandergesetzt“, „Da steckt ein klarer Plan dahinter“, „Diese Angriffe stellen alles auf den Kopf“, „Hansruedi **Fehrlin** (Luftwaffenchef der Schweizer Armee) über die Auswirkungen des Attentats“, „Es dürfte Jahre dauern, bis die USA dies verdaut haben“.

„Schlimmster Angriff seit Pearl Harbor“, „Die Nato stellt sich auf das Schlimmste ein“, „Die Europäer verurteilen den Terrorismus aufs Schärfste“, „Das ist einer der Tage, von denen man sagen kann, dass sie alles ändern werden“.

Deutschland: „Der Zivilisation den Krieg erklärt“, „Entsetzen, Mitgefühl und Trauer“, **Frankreich:** „Antiterrorplan reaktiviert. Chirac (Staatspräs.) bricht Besuch in der Bretagne ab“, **Großbritannien:** „Finanzzentrum geschlossen. Alle Flüge gestrichen“. **Spanien:** „Terroristische Grausamkeit. Hilfe und Solidarität zugesichert“. **Russland:** „Wir spüren euren Schmerz“, „Alarmbereitschaft erhöht“.

Und so geht es in den Zeitungen noch tagelang weiter. Ich werde sie für künftige Leser aufbewahren, zusammen mit der vom 13. November 2001, die von einem **Flugzeugabsturz** berichtet: „255 Tote - wieder traf es New York“. Die Experten gehen von einem Unfall und nicht von einem Anschlag aus.

Das letzte Viertel des Jahres 2001 brachte ein schweres Unheil nach dem andern. Am 24. Oktober 2001 stiessen im **Gotthardtunnel** unfern des Südportals zwei Lastwagen zusammen. Sie gerieten in Brand, wobei elf Menschen ihr Leben verloren. Es entstand ein grosser Stau. Der Schwerverkehr suchte seinen Weg über andere, weniger ausgebaute Alpenpässe, wo immer wieder Unfälle passierten.

Anfangs Oktober 2001 blieben im **Flughafen Zürich-Kloten** wegen Geldmangel alle Swissairflugzeuge am Boden, was eine grosse Krise und hunderte von Arbeitslosen zur Folge hatte, so dass der Staat eingreifen musste.

Der 27. September 2001 war der **Schreckenstag in Zug**. Ein Amokläufer erschoss im Parlamentssaal drei Regierungsräte und elf Parlamentarier.

Am 24 .November wurden beim **Absturz eines Crossairjumbolinos** in einem Wald bei Birchwil (kurz vor der Landung in Kloten) vierundzwanzig Menschen getötet, während einige mit dem Leben davorkamen.

Das Jahr 2001 war ein Katastrophenjahr. Es begann in Dietikon bereits am 7. April mit dem **Brand der Stadthalle**. Diese grösste Mehrzweckhalle der Region soll im Sommer 2003 wieder eröffnet werden.

Der Pilz im Garten

Nun berichte ich endlich wieder einmal von Erfreulicherem! Im Herbst 2001 erschienen in meinem Garten **viele grosse weissliche Pilze**, vor allem in der obern Wiese. Ich hatte aber keine Zeit, um mich gründlicher mit diesem Pilz zu befassen.

Eines Tages, d.h. am 11.10.2001, besuchte mich **Sohn Ueli**, um mir im Garten ein wenig zu helfen. Er sägte mir mit seiner Motorsäge einige zu dick gewordene Äste aus der Hecke heraus und mähte anschliessend das Gras ab. Als er zu den interessanten Pilzen gelangte, machte er mich auf sie aufmerksam, und ich sagte: „Ich kenne diese Sorte nicht; mäh sie doch einfach ab!“

Einige Tage lang sah man rein nichts mehr von ihnen, dann aber entdeckte ich mehrere schöne Exemplare von der gleichen Sorte im Gebüsch. Ich verpackte ein Musterbeispiel in eine Kartonschachtel und erkundigte mich bei der offiziellen **Pilzkontrolle im Zentralschulhaus** Dietikon nach dem Namen dieser Pilzart.

Ausser mir sprach noch ein ausländischer Pilzsammler vor, der einen ganzen Korb voll brauner Champignons im Wald gefunden hatte und sie nun alle einzeln prüfen liess. Als ich an die Reihe kam, sagte ich, mich interessiere nur der Name des mitgebrachten Pilzes, der diesen Herbst massenhaft in meinem Garten aufgetaucht sei.

Der anwesende Pilzkontrolleur, dessen Namen ich auf dem gelben Kontrollschein leider nicht entziffern kann, sagte, mein Pilz sei ein „Nebelgrauer Trichterling“, **Lepista Nebularis**, und seine auch anwesende Frau füllte den offiziellen Schein aus. Als ich das hörte, bemerkte ich, wenn der Pilz ein „Trichterling“ sei, dann müsse er doch *Craterellus* heissen.

Dazu meinte der Kontrolleur, es handle sich offenbar um eine etwas volkstümliche Übersetzung des wissenschaftlichen Namens. Da nun niemand mehr Pilze vorweisen wollte, wir also allein im Lokal waren, erzählte ich von einer Schülerin namens **Twerenbold**, die vor etwa vierzig Jahren bei mir in der Sekundarschule einen interessanten Vortrag über Pilze hielt und von vielen essbaren und giftigen Sorten Musterbeispiele vorwies.

Der Herr „taute ganz auf“ und sagte, die Familie Twerenbold existiere heute noch in Dietikon. Sie hätte früher die Kontrollstelle geführt, und er könne diesen Vorgängern auch gerne einen Gruss von mir ausrichten.

Und die Frau des Kontrolleurs verriet mir, ich könne meinen Pilz auch essen, ich müsse aber **die Haut abschälen und das erste Kochwasser weggleeren**. Einige Tage später suchte ich die schönsten jungen Exemplare zusammen und befolgte diesen Rat. Und in der Tat, ich konnte mir ein vorzügliches Pilzgericht zubereiten.

Wäre ich doch schon vor Uelis Besuch mit dem mir damals noch unbekanntem Pilz zur Kontrolle gegangen! Ich hätte einige gute Mahlzeiten kochen können!

Ausgestellt am / Presentati il 13.10.01

Zeit / Ora 18:30

Pilz-Kontrollschein / Modulo di controllo

Geniessbare Pilze gemäss VAPKO
 Funghi mangiabili secondo VAPKO

kg/Stück
 kg/piezo

1. Cepista Hebelensis
2.
3.
4.
5.

Pilze zum Abbrühen / Funghi da bollire

kg/Stück/piezo

1.
2.
3.

Dieser Kontrollschein ist
 Questo modulo di controllo e valevole

Stunden gültig
 ore

Pilzkontrolle Dietikon:

Controllo di funghi Dietikon: Mad'elli

Obige Pilzarten wurden vorgewiesen von
 Sopra citati sorti di funghi sono stati presentati da

Name / nome H. Klein

Adresse / indirizzo Dietikon

Ungeniessbare und giftige Pilze (von der Kontrollstelle weggeworfen)
 Non mangiabili e velenose funghi (dal controllo state putate via)

kg/Stück/piezo

1.
2.
3.

Zwei Neujahrskonzerte

Wie jedes Jahr seit 1990, so schaltete ich auch am 1.1.2001 den Fernsehapparat ein, um das **Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker** zu hören und das dazugehörige Ballett zu sehen. Mit der üblichen Videoaufnahme hatte ich aber dieses Jahr Pech.

Da zwischen dem ersten und dem zweiten Teil des Konzerts ein Film über **die Flüsse Österreichs** eingeschaltet wurde, war mein Videoband voll bespielt, bevor das Ballett auftrat und bevor zum Abschluss, wie immer, der Radetzky-Marsch gespielt wurde.

Erstmals leitete der **Dirigent Seiji Ozawa** das berühmte Orchester. Er sieht aus, wie ein „verschrumpelter Indianer“ und dirigiert auf ganz spezielle Weise! Da am 1.1.2001 in den meisten Ländern Europas der **Euro eingeführt** wurde, sah man auch einen Film von der Herstellung neuer Münzen und Banknoten, ausserdem zeigten die berühmten weissen Lipizzaner-Pferde in der Hofreitschule ihre Künste.

Ozawa in Wien bejubelt

Neujahrskonzert Wiener Philharmoniker mit Strauss

Der japanische Stardirigent Seiji Ozawa hat das Publikum beim traditionellen Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker zu Begeisterungstürmen hingerissen. Seiji Ozawa war jahrzehntelang Dirigent des Boston Symphony Orchestra. Er brachte wie üblich Ohrwurm-Melodien der Strauss-Familie zur Aufführung. Der Goldene Saal des Wiener Musikvereins war von den österreichischen Floristen in ein Meer aus Orchideen, Anthurien, Rosen und Orangen getaucht worden. Als Ehrengast sass der EU-Präsident Romano Prodi mit seiner Gattin im Publikum. Erstmals seit 15 Jahren zeigten die weltberühmten Lipizzaner der Hofreitschule beim Neujahrskonzert wieder ihre Kunststücke. Das Ballett der Wiener Staatsoper tanzte bei dem vom Fernsehen in 65 Länder übertragenen Konzert in der Säulenhalle des historischen Parlaments den «Donauwalzer». Beim Ra-

detzky-Marsch von Johann Strauss Vater als Abschluss gab es für das Publikum beim rhythmischen Mitklatschen kein Halten mehr. Ozawa ist den Musikliebhabern in Wien seit Jahren als Gastdirigent der Wiener Philharmoniker bekannt und wird mit der kommenden Saison Musikdirektor der Wiener Staatsoper.

Das diesjährige Neujahrskonzert stand ganz im Zeichen der neuen Euro-Währung. An der Kopfseite des Saales prangte das blau-gelbe Währungszeichen. Zwischen den Stücken überreichten Mädchen in langen, weissen Kleidern und Jungen in Abendgarderobe den Zuhörern und auch dem Dirigenten gelbe Nelken mit einem Schoko-Euro. Die Musik von «Perpetuum mobile» wurde für die Fernsehzuschauer bildlich umgesetzt mit Sequenzen aus der «Münze Österreich», die die Entstehung des Euro zeigten. (sda)

Am 2.1.2002, zwanzig Minuten vor 11 Uhr, war der Stadthausaal bereits voll besetzt. Dietikon hatte wieder zum **Gratis-Neujahrskonzert mit Apéro** eingeladen. Hier die Berichterstattung von Helen Busslinger im LT vom 4.1.02:

Geweckte Lebensgeister

Dietikon «Sirius Brass» spielten das Neujahrskonzert

HELEN BUSSLINGER

Fünf Bläser weckten am Neujahrskonzert mit ihrer virtuoson Musik die Lebensgeister der Gäste. Der Gemeinderatssaal war bis auf den letzten Stehplatz besetzt. Es war ein temperamentvoller Start ins neue Jahr. Die Musiker von «Sirius Brass» schienen verwachsen zu sein mit ihren Blasinstrumenten. Da war der Trompeter Bill Gilfry, ein Amerikaner, den es nach Urdorf verschlagen hat und der sich nicht zu schade ist, das Zwischenkorps der Stadtjugendmusik Dietikon zu leiten. Da war der Hornist Heiner Krause, der gross gewachsene Deutsche, der dem Publikum Komplimente machte und sich an den strahlenden Gesichtern freute. Trompeter Heinz Saurer sprühte vor Energie, Posaunist Mischa T. Meyer pflegte einen lupenreinen Ton. Nicht zu vergessen die satten und abgerundeten Klänge der Tuba, die von Daniel Schädeli gespielt wurde.

Schmeicheln statt Schmettern

Die fünf Bläser spielten nie hart oder abgehackt, sie schmeichelten dem Publikum mit einem runden, weichen Sound. «Wir wollen unsere Musik in

Intensiver und bescheidener leben

In seiner Neujahrsansprache streifte Stadtpräsident Hans Bohnenblust die Ereignisse des vergangenen Jahres, die weltweit verunsichert haben und fügte an: «Dass Freude und Leid nahe beieinander sind, haben wir einmal mehr im letzten Jahr erfahren. Deshalb sind andere Werte wichtiger geworden.» Bohnenblust plädierte dafür, unausweichliche Konflikte auf gute Art zu lösen, nicht in Ärger und Frustration zu verharren und – wenn immer nötig – bei

Streit auch nachzugeben.

Der Stadtpräsident prangerte jene an, die gegen alle betriebswirtschaftlichen und menschlichen Grundsätze gehandelt hätten und geisselte Hochmut und Arroganz. «Auf dem Boden bleiben» lautete seine Devise. Nur so hätten wir Grund zur Hoffnung auf ein friedliches Zusammenleben, auch in Dietikon. Der Stadtrat habe verschiedene Projekte bereit, die gemeinsam in Angriff zu nehmen seien und zu deren Realisierung der Zusammenhalt der Bevölkerung nötig sei. (bus)

Geschenkpapier verpacken», sagten die fünf vor dem Konzert, und das taten sie auch. Alle haben sie ihr Metier von der Pike auf gelernt, sind Berufsmusiker und spielen in verschiedenen grossen Orchestern.

Stadtpräsident Hans Bohnenblust sagte bei der Begrüssung, das Konzert sei eine Art Vorbereitung auf das kantonale Musikfest, das in diesem Jahr von der Stadtmusik Dietikon organisiert wird. Die Bläser fingen zart und sorgfältig mit einem Albinoni-Stück an,

fuhren weiter mit Borodin, Smetana und Brahms, – jedes Stück ein Bijou. Voller Witz und Überraschungen waren die Kompositionen des Amerikaners Aaron Copland, dabei erlebte man, wie offen die Bläser sind für moderne musiksprachliche Mittel.

Nach dem Konzert lud Bohnenblust im Namen des Stadtrats zum Neujahrspéro im Foyer ein. Man liess sich in Gespräche verwickeln und streifte locker persönliche und politische Situationen.

Das Programm brachte Stücke von Tomaso Albinoni, Nikolai Rimsky-Korsakov, Alexander Borodin, Aron Copland, Bedrich Smetana, Sergei Prokofiev, Maurice Ravel, Johannes Brahms und als Zugabe ein Stück von Purcel.

Das Smetana-Stück stammte aus: „*The Barded Bride*“ und ich als ehemaliger Englischlehrer war froh, dass mich niemand fragte, was „Barded“ heisst. Ich musste nach dem Konzert im Wörterbuch nachsehen: Barded = vertauscht. Wieder etwas gelernt, vor allem, dass ich vorher hätte nachsehen sollen!



Frohe Festtage und ein glückliches
2002

wünscht Ihnen der Stadtrat Dietikon
und lädt Sie herzlich ein zum

NEUJAHRSKONZERT

Mittwoch, 2. Januar 2002, 11.00 Uhr
Gemeinderatssaal, Stadthaus Dietikon
mit dem Bläserensemble

Sirius Brass

Heinz Saurer, Trompete

Bill Gilfri, Trompete

Heiner Krause, Horn

Mischa T. Meyer, Posaune

Helene Berglund, Tuba

Das Blechbläser-Quintett wurde 1994 gegründet und tritt nach einer partiellen Neubesetzung 1998 unter dem Namen „Sirius Brass“ auf. Benannt nach dem Fixstern Sirius im Sternbild des Hundes.

Das Ensemble vereint gleich vier Nationen in sich - USA, Schweden, Deutschland und die Schweiz. Dies spiegelt sich auch in ihrem Repertoire, ob moderne Unterhaltungsmusik, Barocksuiten, Ragtimes, Musicals, Ouvertüren oder Jazzrhythmen, als Profimusiker sind sie mit allen Klängen vertraut. Und als erfahrene Künstler wissen sie diese auch in eine perfekte Performance auf der Bühne umzusetzen.

Anschliessend Neujahrsapéro im Foyer

PROGRAMM →



Verwachsen mit Instrumenten «Sirius Brass» schmeichelten dem Publikum mit weicher Musik.

FOTO: BUS

Am anschliessenden Apéro beteiligte ich mich nicht, eilte heim, denn ich hatte den Kopf voll Ideen zu meinem **Vortrag**, den ich am 4. Januar in **Niedererlinsbach** halten musste. Ich konnte zwar meine Lichtbilder und meine Tonbänder verwenden, musste aber den Text umgestalten, denn das Publikum bestand nicht wie in Dietikon aus Leuten der Musikschule, sondern aus Volkstänzerinnen und Volkstänzern.

Zuerst musste erklärt werden, weshalb im vorletzten Jahrhundert, d.h. von der Französischen Revolution an durch Kriege und Industrialisierung die Volkstrachten, Volkslieder, Volkstänze und das Brauchtum im schweizerischen Mittelland verschwanden. Das Volk, von der Verzweiflung getrieben, wehrte sich am Ustertag und verbrannte die Fabrik, weil die Heimarbeiter nichts mehr verdienen konnten.

Erst von 1898 an kam **die Wende**. Zur Einweihung des Landesmuseums veröffentlichte die berühmte Lesegesellschaft Zürich-Hottingen die Trachtenbilder von **Julie Heierle** und einflussreiche, hochgestellte Persönlichkeiten der Städte bemühten sich um die Erneuerung der Folklore.

Julie Heierle hatte geglaubt, mit den Volkstrachten sei es endgültig vorbei. Mit ihrem Werk rettete sie, was noch aufzufinden war, und sie war auch überzeugt, mit ihrer Bildersammlung dem Trachtenwesen den Grabstein zu setzen.

Es wurde aber nicht eine Epoche abgeschlossen, ganz im Gegenteil! Eine neue Bewegung begann. Uns interessieren hier aber nicht die Trachten, sondern nur die **Volkstanzpioniere**: Louise Witzig, Klara Stern, Inge Baer, Hannes Wirth, Annelies Aenis und im Welschland vor allem der Kunstmaler Gos und der Gemeindepräsident von Versoix bei Genf namens Bordier, der Bankier, hoher Offizier, Alpinist und Musiker war, das „Orchestre de la Suisse romande“ gründete und im ganzen Welschland Volkstanzgruppen betreute.

Dr. Hans Gstrein, Rechtsanwalt.

Hans Gstrein sass in den Dreissigerjahren des letzten Jahrhunderts als Schüler in einer meiner allerersten Sekundarschulklassen. Er hatte noch den wenig erfolgreichen Unterricht meines kranken Vorgängers **Carl Schatzmann** erlebt, dem die Schülerinnen und Schüler nicht mehr gehorchten. Der grosse, korpulente Schatzmann war kaum mehr in der Lage, die Treppen im Schulhaus hoch zu steigen, so sehr plagte ihn die Atemnot!

Von meinen Kollegen **Walser** und **Pasternak**, die beide gut doppelt so alt waren als ich, war zu erfahren, Schatzmann sei früher als Sozialist recht erfolgreich gewesen; er habe jeweils am Tag der Arbeit, beim Erstmaiumzug, mit Überzeugung die rote Fahne vorausgetragen.

Zu einem „runden“ Geburtstag besuchte ich Schatzmann mit meinen Schülern im Garten seiner noblen Villa. Kollege Walser liess die Schüler hübsche Lieder singen und ich leitete die von der Schulklasse vorgeführten Volkstänze.

Schon nach wenigen Jahren verirrte sich Schatzmann auf Spaziergängen immer wieder. Da er seinen Heimweg nicht mehr fand, musste er im Wald gesucht werden. Im „Entebad“, dort wo sein Haus in einem parkähnlichen Garten stand, erhebt sich heute ein grosser Häuserblock.

Schon nach kurzer Zeit fiel mir, besonders im **Geschichtsunterricht**, Hans Gstrein als sehr interessierter und fleissiger Schüler auf. Als er, sechzig Jahre später im „Limmattaler Tagblatt“ von meiner Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Dietikon las, da schrieb er mir sogleich einen Brief und schickte mir zwei dicke Bände im Format A4 mit seiner **Lebensgeschichte**.

Im **Brief** ist unter anderem zu lesen: *„Dr. Hans Gstrein, Rechtsanwalt, Zürich 7, den 12. November 2001, Zeltweg 50: ...Leider bin ich verhindert, an Ihrem Empfang am 16. November 2001 im Stadthaus Dietikon teilzunehmen. Ich leide z. Zt. an einer Gallenblasenentzündung, welche mir erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Am 14. ds. wird mich ein Professor des Universitätsspitals Zürich untersuchen; was dabei herauskommt, weiss ich natürlich noch nicht.*

Sobald es mein Gesundheitszustand erlaubt, werde ich mich mit Ihnen wieder in Verbindung setzen; ich möchte Sie wieder einmal sehen und mit Ihnen plaudern... 1 Fotografie als Beilage zu meinen Lebenserinnerungen.“

Nach dem Ehrenbürgerfest versuchte ich mehrmals vergeblich, Gstrein am Telefon zu erreichen. Erst im neuen Jahr gelang eine Verbindung, und ich bemerkte, dass er grosse **Freude** hätte, wenn ich zu ihm in seine Privatwohnung käme, wo er mir dann auch seine zweite Frau vorstellen könnte, die auch eine ehemalige Schülerin von mir ist.

Wir vereinbarten den letzten Weihnachtsferientag, den Tag nach meinem Vortrag in Niedererlinsbach. An diesem **Samstagnachmittag** fuhr ich mit meinem Volvo nach Zürich, zum Schaffhauser- und zum Toblerplatz und von dort gegen den Zoo hinauf, wo Gstrein in der Villa, Flobotstr. 2 wohnt.

Bei einem Stück feiner Bündner Nusstorte und Lindenblütentee ging uns der Gesprächsstoff nicht aus. Gstrein erlebte in der damaligen Oberrealschule die gleichen **Professoren** wie ich, erlebte im Aktivdienst auch **Major Züblin**, allerdings nur von der militärischen Seite, während ich ihn auch von der menschlichen Seite kennen gelernt hatte.

Auch **Gesundheitsprobleme** wurden verhandelt, und die Zeit verging im Flug.

DR. HANS GSTREIN
RECHTSANWALT
ZÜRICH

Telefon 01/268 11 88
Telefax 01/268 11 86

Flobotsstr. 2. linke Seite

ZÜRICH 7, den 12. November 2001
Zeltweg 50
H. G. Postfach CH-8032 Zürich

Herrn
Karl Klenk
Alt Sekundarlehrer
Holzmattstr. 15

8953 Dietikon

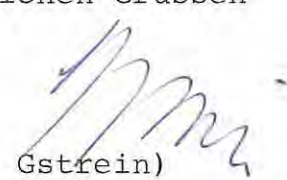
Sehr geehrter, lieber Herr Klenk

Ihrem Wunsche gemäss sende ich Ihnen Ihren Bericht zurück.
Ich habe ihn mit grossem Interesse gelesen, und er beeindruckte mich stark.

Leider bin ich verhindert, an Ihrem Empfang am 16. November 2001 im Stadthaus Dietikon teilzunehmen. Ich leide z.Zt. an einer Gallenblasenentzündung, welche mir erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Am 14. ds. wird mich ein Professor des Universitätsspitals Zürich untersuchen; was dabei herauskommt, weiss ich natürlich noch nicht.

Sobald es mein Gesundheitszustand erlaubt, werde ich mich mit Ihnen wieder in Verbindung setzen; ich möchte Sie wieder einmal sehen und mit Ihnen plaudern.

Mit freundlichen Grüssen


(Dr. H. Gstrein)

Beilage:

1 Fotografie als Beilage zu meinen Lebenserinnerungen

Die letzte **Seniorenwanderung** des Jahres 2001 wurde von Bruno **Ehrsam** geleitet. Er führte uns Wanderer von Rudolfstetten via Berikon in etwa drei Stunden zum Restaurant „Hecht“ in **Rottenschwil**. Die 57 Wanderer trafen dort Ehemalige und Bekannte, so dass beim Essen neunzig Leute versammelt waren. Herr W. **Süss** verteilte die auf den neusten Stand gebrachte Liste der 176 Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die man bei den Wanderungen antreffen kann. Wie in den letzten Jahren, so hörten wir auch diesmal Ansprachen und sogar ein auswendig vorgetragenes humoristisches Gedicht.

Nach dem Festessen schauten wir ein Weilchen den etwa fünfzig Schwänen und den unzähligen, interessanten Wasservögeln auf den **Reuss-Seen** zu und wanderten dann in etwa zwei Stunden auf dem Reussdamm nach Bremgarten.

Am **Reformationssonntag**, 4. November 2001, spielten wir vormittags im Gottesdienst, neue Kirche Zürich-Albisrieden, mehrere Stücke von Haydn, und abends bei der ökumenischen Gemeindeveranstaltung sechs Wiener Ländler von Lanner. Ganz verwundert meinte jemand, er habe gar nicht gewusst, dass wir auch so lustige Sachen spielen können!

An diesem Abend wirkten auch ein Pfarrer aus **Brasilien**, ein brasilianischer Kinderchor und ein Jugendorchester mit. Der Pfarrer erzählte spannend von der Arbeit seiner Gemeinde, die mit Verpflegung und Schulung für die Strassenkinder sorgt, um sie aus den Slums herauszubringen.

Der interessante Pfarrer, der aufschlussreiche **Dias** aus seiner brasilianischen Gemeinde vorführte und erklärte, hat leider einen fehlenden Arm, d. h. die eine seiner Hände befindet sich ganz nahe an der Schulter. Er ist ein sogenanntes **Contergankind**, ein durch Contergan vor der Geburt körperlich geschädigtes „Kind“. Contergan ist ein aus dem Handel gezogenes Schlafmittel.

Viele Brasilianerinnen und Brasilianer, vor allem aus der Gegend von Basel, hatten viele ihrer **Spezialitäten** mitgebracht, und als die Trennwand in der Kirche geöffnet wurde, sahen wir lange gedeckte und geschmückte Tische, an denen sich jedermann nach Herzenslust bedienen konnte.

Die Spezialitäten, das waren nicht nur Früchte, sondern auch aus Fischen hergestellte Pasten, die aufs Brot gestrichen wurden und herrliche Süßigkeiten, vor allem aus „Kokosnuss“. Was hier geboten wurde, war in der Tat aussergewöhnlich gut!

Da der **Kantonalbank**-Finanzberater, Herr Schaller, nicht an meinem „Ehrenbürger-Fest“ teilnehmen konnte, lud er mich auf Mittwoch, 21. November 2001 zum Mittagessen in den „Bären“ ein.

Die Vernissage „**Dietiker Neujahrsblatt 2002**“ fand am 24. November 2001 im Foyer des Stadthauses statt. Diese Neuerscheinung befasst sich mit der „Baukultur Dietikon“. Der Verfasser ist Prof. Dr. sc. techn. Bernhard Klein, der selbst nicht anwesend sein konnte. An seiner Stelle sprach Frau Gemeinderätin Disler, und es meldeten sich auch die Herren Ackermann und Hummel zum Wort.

Paul Baumberger

7. November 1920 bis 29. Dezember 2001

Am Mittwoch, **9. Januar 2002**, reiste ich mit der Bahn um 13 Uhr 17 nach Zürich, wo ich schon im Hauptbahnhof Birgit und Ueli erblickte. Wir hatten zwar telefonisch vereinbart, uns in Stadelhofen im vordersten Wagen des Zugs zu treffen, mit dem wir nun gemeinsam nach **Illnau** weiterfahren.

Vom Bahnhof Illnau aus erblickten wir bereits die **Kirche**, unser Ziel. Es war gut, dass wir schon 25 Minuten vor halb drei Uhr ankamen, denn die Strecke Bahnhof-Kirche ist bedeutend länger, als ich sie in Erinnerung hatte.

Als wir uns der Kirche näherten, erzählte ich, was wir hier schon alles erlebten: Meine Trauung mit Maria Baumberger, die wir längere Zeit vorher im herrschaftlichen Pfarrhaus mit **Pfarrer Wespi** vorbesprochen hatten. Mein Aktivdienst- und Studienkamerad Martin Von der Crone war als Trauzeuge dabei. Später fanden hier auch mit Oskar Wyler die Trauung Trudi Baumbergers, sowie die Beerdigungen ihrer Eltern statt.

Am Strassenrand parkierten mehrere Automobile, und wir sahen, wie **zwei grosse Fahnen** ausgeladen wurden, die des Schützenvereins und die des Armbrustschützenvereins Ottikon. Vor dem Eingang zur Kirche begrüsst uns Mirjam und Karl Klenk (Steffisburg) sowie Trudi, Hans, Maja und Marlis Wyler (Frauenfeld). Auch der Partner von Marlis war da. Viele weitere Verwandte der Wylerfamilie warteten, bis sie uns in die Kirche folgen konnten, denn von uns wurde erwartet, dass wir uns in die beiden vordersten Kirchenbänke setzten.

Als die beiden Fahnen im Chor der Kirche aufgestellt, und als das Eingangsspiel verklungen war, verstand es der junge **Pfarrer von Kyburg** vorzüglich, den komplizierten Paul Baumberger zu würdigen. Er erzählte vom jungen, **intelligenten Landwirt**, der sich auf den Obstbau spezialisierte. Später, als seine Mutter schon gestorben war, führte er mit seinem Vater den Haushalt und pflegte diesen bis zu dessen Tod.

Immer fand er auch noch Zeit, um an seinem Bauernhaus in Ottikon die **Geranien** auf der Fensterbank zu pflegen. Leider verunglückte er mit seinem Motorrad, als er vom Schützenfest in Chur heimkehren wollte und musste mehrere Monate im **Spital von Walenstadt** gepflegt werden. Er war sehr belesen, im höheren Alter aber wie eine **Nuss** mit harter Schale aber weichem Kern.

Seine letzten Lebensjahre verbrachte er im **Altersheim Wülflingen** bei Winterthur und später im **Altersheim Effretikon**, wo ihn seine Schwester Trudi regelmässig besuchte. Der kurz gefasste Lebenslauf, den seine Angehörigen geschrieben hatten, wurde verlesen.

Der zweite Teil der Beerdigungszeremonie fand auf dem Friedhof südlich neben der Kirche statt, wo zum Abschied auch die beiden Vereinsfahnen feierlich zum Abschiedsgruss über dem Grab geschwenkt und gesenkt wurden.

In der „**Linde**“ Illnau plauderten beim gespendeten Nachtessen etwa dreissig eingeladene Verwandte und Nachbarn, während für die beiden Vereine ein Lokal in Ottikon reserviert war. Marias Verwandte aus Küsnacht, Adliswil und Unterseen hatte ich mindestens zwanzig Jahre lang nicht mehr gesehen.

Es war schon dunkle Nacht, als Sohn Karl meine „Meilener“ im Auto zum Bahnhof Effretikon brachte und mich nach Dietikon, wo wir bis spät in die Nacht **uralte Fotos** besichtigten.

*Als die Kraft zu Ende ging,
war es nicht Sterben, sondern Erlösung.*

Der Lebenskreis meines Bruders, Schwagers, Onkels und Göttis

Paul Baumberger

7. November 1920 bis 29. Dezember 2001

hat sich geschlossen.
In Dankbarkeit ist er wohlumsorgt sanft eingeschlafen.

In stiller Trauer:

Trudi Wyler-Baumberger
Hans und Maja Wyler
Marlis Wyler und Peter Loppacher
Karl Klenk-Baumberger
Karl und Mirjam Klenk
Ueli und Brigitte Klenk

Frauenfeld, 3. Januar 2002
Traueradresse: Trudi Wyler, Neuhauserstrasse 63, 8500 Frauenfeld

Der Trauergottesdienst findet am Mittwoch, 9. Januar 2002, um 14.30 Uhr
in der reformierten Kirche Illnau statt.
Für allfällige Spenden gedenke man des Alters- und Pflegeheims
Bruggwiesen, Effretikon, PC 80-1200-1.

Vom Fahrrad, genannt „Velo“.

Als „Knirps“, zur Zeit des Ersten Weltkriegs 1914 bis 1918, durfte ich gelegentlich mitfahren, wenn mein Vater mit dem Velo unterwegs war. Gelegentlich radelte er auf der damals noch nicht geteerten Seestrasse von Meilen hinauf nach Stäfa zu einem Bekannten namens **Deiss**. Automobile trafen wir nur ganz selten an, wohl aber von Zeit zu Zeit einen entgegenkommenden Radler.

Es war Sitte diesen zu begrüssen, auch wenn wir ihn gar nicht kannten. Gemeinsam riefen wir als Gruss das Wort „**Heil!**“, und der Begrüsste antwortete mit dem gleichen Ruf. Man wünschte sich also eine unfallfreie Radtour und vor allem auch, man möge die Reise ohne Luftverlust und ohne Loch im Schlauch des Rads überstehen.

Für mich wurde **das Sitzen auf der dünnen Stange** vor Vaters Brust mit der Zeit immer schmerzender, und doch war es schön, mit dem Vater ausfahren zu dürfen. Herr Deiss stammte aus der gleichen Gemeinde wie mein Vater, besass an der Seestrasse in der Nähe des Dampfschiffstegs Stäfa ein Uhren- und Schmuckgeschäft und ausserdem am Berghang einen Rebberg.

Die beiden „alten Bekannten“ frischten ihre Jugenderlebnisse aus der Zeit um 1890 auf, was natürlich auch für mich spannend war. Der eigentliche Grund des Besuchs war aber die Bestellung von Wein aus dem erwähnten Rebberg, den einige Wochen später, nach dem „Wümmet“, meine Schwester und ich im Leiterwägeli abholen mussten, wozu wir mehrere Stunden benötigten.

Viel schlimmer als die stundenlange „**Wägeliwanderung**“, bei der wir mit „Ziehenmüssen“ und „Mitfahrendürfen“ regelmässig abwechselten, war für uns abends in der Waschküche die Mithilfe beim „Abfüllen“ des Weins in Flaschen, wobei es uns vom Alkoholdunst regelmässig speiübel wurde, was eine bleibende Abneigung gegen Alkoholisches erzeugte.

Gegen das Ende des Ersten Weltkriegs und noch eine Zeitlang nach 1918 verbrachten wir mit unserer Mutter einige Jahre in Süddeutschland. Von der damals herrschenden **Not der Erwachsenen** verspürten wir Kinder nicht sehr viel! Wir fanden manches geradezu lustig, so z.B. die Fahrräder, die nicht mehr mit Gummireifen ausgerüstet werden konnten. Die Erwachsenen fuhren auf den Felgen oder liessen zur Abfederung eng aneinander etwa drei Zentimeter hohe, **zähe Spiralfedern** auf aufmontieren, was zur Folge hatte, dass die Fahrräder beständig kleine Steinchen wegschleuderten!

Ich weiss noch ganz genau, wie ich auf der Seestrasse in Meilen **zuerst das Velofahren und erst später das Aufsteigen** erlernte. Von einem kleinen Mäuerchen aus bestieg ich mein Rad und fuhr dann los, bis ich das Gleichgewicht verlor und auf dem Boden landete. Bald war mir klar, dass ich weiter auf der Strasse dahinradeln konnte, und dass ich dieses Gleichgewicht umso länger halten konnte, je rascher ich davonfuhr.

Bei diesen Bemühungen konzentrierte ich mich auf meine Pedalen und auf meine Lenkstange, und da ja damals nur ganz selten ein Auto oder ein Fuhrwerk aufkreuzte, stand mir die ganze Breite der Seestrasse für meine Fahrt zur Verfügung. Ich schwankte unsicher von der einen Strassenseite auf die andere und landete, da ich ja nicht absteigen konnte, mit einem möglichst sanften Sturz.

Unglücklicherweise stand vor der Treppe zum Eingang der Apotheke ein **hochrädriker Kinderwagen**. Die waren damals so hoch, dass sich die Mütter bei Hineinlegen und Herausnehmen ihrer Säuglinge kaum bücken mussten.

Meine Fahrt endete ausgerechnet mit einem Sturz beim Kinderwagen. Da ich unsanft mit ihm zusammenprallte, kippte er auf seine Lenkstange, und der gesamte Inhalt samt Säugling rutschte mir entgegen. Laut schreiend stürzte die Mutter aus der Apotheke, eilte schimpfend die Treppe herunter und bettete ihr Kind wieder in den Wagen, während ich immer noch verduzt und wortlos auf der Strasse bei meinem Velo kniete.

Ich war überzeugt, dass das Herausrutschen aus dem Kinderwagen mit dem gesamten weichen Bett dem kleinen Mädchen nicht geschadet hatte. Die bedauerliche Geschichte erzählten wir sogleich wenige Häuser von der Apotheke entfernt meiner Mutter, die sich an meiner Stelle, die richtigen Worte findend, entschuldigte.

Jahrelang wurde ich immer wieder an den Vorfall erinnert, denn meine Eltern verlangten von mir, dass ich mich in regelmässigen Zeitabständen nach dem Wohlergehen des Mädchens erkundigte.

Als ich **das Radeln** einigermaßen beherrschte, unternahm ich auch kleinere Ausfahrten. Als Ziel ganz besonders beliebt war der Bergrücken des „Pfannenstiels“. Das Schönste dabei war natürlich jeweils die Heimfahrt auf einer der abwärts führenden Strassen, wobei die Geschwindigkeit der Fahrt sowohl mit dem „Rücktritt“ als auch mit den beiden „Handbremsen“ reguliert werden musste.

Ich erinnere mich noch ganz genau an eine mit viel Kies bedeckte **Linkskurve**, in der ich bei der Abwärtsfahrt ins Schleudern geriet, die Herrschaft über mein Rad verlor und stürzte. Die **Schürfungen** am Knie waren bald vergessen. Sie heilten von selbst, im Gegensatz zu den oft zu flickenden Löchern in den Schläuchen. Jedesmal, wenn wir spazierend an dieser Strassenkurve vorbeikommen, erinnere ich mich an diesen spektakulären Sturz, bei dem der Kies weit weggeschleudert wurde.

Überfahrene Schuhnägel liessen nach und nach die Luft entweichen, so dass immer wieder geflickt werden musste. Heute werden keine genagelten Bergschuhe mehr auf den Strassen getragen, und viele Automobile sammeln allfällige herumliegende Schuhnägel ein, bevor ein Fahrrad vorbeikommt.

Beim **Flicken der Schläuche** half mir mein Vater in der Waschküche. Es war meist eine ganz besondere Kunst, die kleinen Löchlein zu finden. Der Schlauch wurde aufgepumpt und in ein mit Wasser gefülltes Becken gedrückt. Die winzigen Luftbläschen, die an der beschädigten Stelle austraten, verrieten uns die Stelle, die sorgfältig getrocknet und mit der Hilfe von Gummilösung und geldstückgrossem Gummiflick überklebt werden musste.

Mit der Zeit beherrschte ich das Zerlegen des Fahrrads und das Flickern der Schläuche, so dass ich eine grössere Ausfahrt wagen konnte. Mein Ziel war der **Sihlsee**, um den ich herumfahren wollte. Eines Tages verliess ich Meilen früh am Morgen und radelte mutterseelenallein nach Rapperswil und über den Seedamm nach Pfäffikon. Dort begann der beschwerliche Fussmarsch hinauf nach Einsiedeln.

Während ich mühsam mein Rad den Berg hinauf schob, freute ich mich bereits auf die flotte Talfahrt. Schon vor **Einsiedeln** konnte ich mein treues Stahlross wieder besteigen. Andächtig besichtigte ich die Klosterkirche und radelte weiter zum Sihlsee, den ich auf der langen Brücke überquerte.

Als ich auf der andern Seite des Sees angelangt war, musste ich leider feststellen, dass ich am Hinterrad langsam einen „**Plattfuss**“ bekam!

Als ich ein Stück weit dem Seeufer entlang gefahren war, bemerkte ich, dass mein Hinterrad Luft verlor. Ich stieg ab und ging der Sache auf den Grund. Ein grosser **Bergschuh Nagel** steckte immer noch im Mantel. Er hatte nicht nur diesen, sondern auch den Schlauch darunter durchstochen.

Auf einem Nebenweg zog ich den verletzten Schlauch unter dem Mantel hervor, reinigte ihn mit dem **Glaspapier** aus dem Flickzeug und klebte sorgfältig einen kreisrunden „Flick“ auf die durchstochene Stelle. Da ich erst wenig Übung im Flicker hatte, dauerte die Arbeit wahrscheinlich eine gute Stunde.

Endlich konnte ich meine Reise fortsetzen. Doch ach, schon bevor ich das obere Ende des Sees erreichte, musste ich leider feststellen, dass mein frisch geflicktes Rad schon wieder ein wenig Luft verlor! Ich hatte es aufgepumpt, bis es ganz hart war, und schon wieder wurde es weich! Ich kontrollierte das **Ventil** und pumpte den Schlauch zum zweiten Mal auf.

Da nach einigen Kilometern Fahrt mein geflickter Pneu schon wieder weich wurde, so dass ich nochmals **Aufpumpen** musste, sagte ich mir, am Ventil könne es nicht liegen. Wahrscheinlich war ich mit dem Nagel im Hinterrad doch zu lange weitergefahren, so dass er den Schlauch nicht nur von aussen nach innen, sondern auch auf der gegenüberliegenden Seite von innen nach aussen ein wenig verletzt hatte.

Um nicht ein zweites Mal eine Stunde lang reparieren zu müssen, beschloss ich, auf dem kürzesten Weg heim zu fahren. Leider musste ich nach wenigen Kilometern wieder absteigen und mein Fahrrad neu aufpumpen. Glücklicherweise war das Wetter gut, so dass ich nicht nur immer an mein beschädigtes „Stahlross“ dachte, sondern auch zwischendurch die schöne Landschaft betrachten konnte. Vom Sihlsee bis zurück nach Meilen betätigte ich meine Luftpumpe wahrscheinlich mehr als zehnmal!

Später, als Sekundarlehrer in Dietikon, radelte ich mit Maria vor allem **auf den von Automobilen stark befahrenen Strassen** nach Zürich, Meilen und Ottikon bei der Kyburg. Bevor wir uns ein Motorrad und später ein Auto leisten konnten, waren wir jede Woche mehrmals mit unsern Velos unterwegs zu Besuchen, Vorträgen, Turn- und Volkstanzstunden, und das Schlauchflicken spielte praktisch keine Rolle mehr.

Als unsere Söhne Karl und Ueli noch Kleinkinder waren, durften sie oft auf ihren Kindersitzen mitradeln. Einmal, auf dem Heimweg, fuhren wir in zügigem Tempo hintereinander in Zürich die **Rosengartenstrasse** hinunter. Man konnte damals oben noch frei nach rechts und links abbiegen. Die heute stark ausgebaute Anlage war damals noch viel einfacher.

Als ich schon ziemlich weit unten in Richtung Limmat war, bemerkte ich beim Zurückblicken, dass mir Maria nicht mehr folgte. Ich stieg ab und wartete. Endlich, mit einem der Buben vor sich auf dem Velo, tauchte sie auf. Sie war nach einem **Rotlicht**, das sie offenbar nicht beachtet hatte, von einem Polizisten angehalten worden. **Da Maria so nett war, war auch der Polizist sehr nett zu ihr.**

Er hatte ihr zuerst vorgehalten, sie habe das Rotlicht nicht beachtet, das bei meiner Durchfahrt noch grün geleuchtet hatte. Dann hatte er Maria gefragt, ob denn der Radler, der vor ihr hier vorbeifuhr, ihr Ehemann sei. Als sie dies bestätigte, zeigte der Polizist Verständnis. Er begriff, dass mir Maria unbedingt folgen wollte, erliess ihr die Busse, beschränkte sich auf eine freundliche Mahnung und schickte sie weiter.

Ganz erleichtert erzählte mir Maria ihr Erlebnis, das ihr zu Beginn einen ordentlichen Schreck eingejagt hatte.

Die christliche Religion

Von der Bedeutung und Entwicklung der **Klöster** und mein **Briefwechsel** mit dem „Kirchenboten des Kantons Zürich“, dem landeskirchlichen „Informationsdienst“ und mit Rolf Kaufmann (Pfarrer und Tiefenpsychologe).

Es wird in der Tat viel Unsinn geglaubt und auch von den Medien (Zeitungen, Zeitschriften, Radio, Fernsehen, etc.) mit viel Überzeugungskraft verbreitet.

Meine rationalistische Ausbildung am mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasium und an der Universität Zürich machten mich skeptisch. Was eindeutig den „göttlichen“ Naturgesetzen widerspricht, kann ich - auch auf Befehl - nicht glauben.

In den letzten Tagen und Wochen, d.h. im März und April 2002, schrieb ich fünf Fortsetzungen über das Thema „**Baden und Schwimmen im Limmattal**“. Es geht darum, wie ich, als Seebub von Meilen kommend, in Dietikon den Schwimmunterricht einführte, wie seit 1906 alle möglichen Schwimmbad-Projekte studiert und ausgearbeitet wurden, und wie endlich 1948 das Freibad im „Fondli“ eingeweiht werden konnte.

Zu meinen Aufsätzen beschaffte ich etwa zwanzig Fotos, denn eingeschickte Zeitungsartikel werden eher berücksichtigt, wenn sie bebildert sind. Ich erwarte nun auf die kommende Badesaison hin die Veröffentlichung im „Limmattaler Tagblatt“.

Meine „Tagebucheinträge“ kamen ausserdem ins Stocken, weil ich mich in der Karfreitags- und Osterzeit auch mit **Religion und Sekten** befasste. Artikel im „Kirchenboten des Kantons Zürich“ und in der „Neuen Zürcher Zeitung“ veranlassten mich zu Leserbriefen mit Fragen, die zum Teil bis heute nicht beantwortet sind, und ausserdem werde ich nicht nur von den „Zeugen Jehovas“, sondern auch von den „Mormonen“ bearbeitet.

Die „Zeugen“ bringen mir alle vierzehn Tage ihre neuesten Publikationen mit gelegentlich recht aufschlussreichen Aufsätzen über Gesundheitsprobleme, z.B. über die Schädlichkeit des Rauchens. Weitere gut und ausführlich behandelte Themen waren z.B. „Das Katharinenkloster“ (Sinai) und die Lebensgeschichte von **Alfred Bernhard Nobel** (21.10.1833 bis 10.12.1896).

Dieser Chemiker lebte in Stockholm, Amerika, Paris und starb in Nizza. Er erfand verschiedene Sprengstoffe und bestimmte in seinem Testament den grössten Teil des Ertrags von seinem Riesenvermögen zu fünf jährlich zu verteilenden Preisen: 1. Für die wichtigste Entdeckung auf dem Gebiet der Physik, 2. der Chemie, 3. der Medizin, 4. der Literatur und 5. für das verdienstreichste und wirksamste Werk zur Förderung der Brüderlichkeit, zur Aufhebung und Verminderung der stehenden Heere, zur Errichtung schiedsrichterlicher Tribunale zwischen den verschiedenen Staaten. Dieser 5. Preis ist der sogenannte „Friedenspreis“. Die Nobelpreise werden seit dem 10. Dezember 1901 verteilt.

Ich erinnere mich an einige **weitere Sachgebiete**, die von den „Zeugen“ in ihren Schriften wissenschaftlich und doch leichtverständlich behandelt wurden, so z.B. „Der Schneeleopard in Finnland“, „Die Hornissen“, „Gesunde Ernährung“, „Die Osteoporose“, „Ouro Preto“, die Stadt des schwarzen Goldes in Brasilien, in deren Gegend zwischen 1700 und 1820 mehr als 1 200 Tonnen Gold gewonnen wurden. Das brachte Portugal grosse Steuereinnahmen und ausserdem konnte die reiche Stadt nach dem Erdbeben den Wiederaufbau Lissabons finanzieren.

So lange, sie mich in Ruhe lassen, mich nicht bekehren wollen, kein Geld von mir verlangen und keinen Druck auf mich ausüben, sollen doch die Leute glauben, was sie wollen! Ich versuche ja auch nicht, andere im Glauben zu beeinflussen. Auf diesem Gebiet muss jeder mit sich selbst ins Reine kommen.

Rosmarie Kamber nahm, als ihr Ehemann noch lebte, mit ihm an den Singwochen in Wildhaus teil. Seit einigen Jahren kommt sie ziemlich regelmässig montags zum Seniorenvolkstanz nach Dietikon, um Anregungen für ihre eigene Gruppe in Unterehrendingen zu holen. Gelegentlich unterrichtet sie auch bei uns einen Tanz, den sie im Kanton Aargau bei Trudi Moser erlernte oder aus irgend einem Kurs (Beckenried, Klosters, Fiesch) zurückbrachte.

Anfangs April 2002 sagte sie überraschend in einer Probe, sie sei Mormonin und lade alle Mitglieder der Tanzgruppe zu einem Diskussionsabend zu sich nach Hause ein. Da ich in Amerika das Wohnhaus des Sektengründers **Joseph Smith** und das Mormonenmuseum in der Gegend von Macomb und Madison, sowie die Skulpturen (Thema „Familienfreundlichkeit der Mormonen“) im Park dieses Museums fotografieren konnte, dachte ich, Rosmarie interessiere sich vielleicht für diese Aufnahmen und liess Kopien für sie herstellen.

Die geplante Diskussion musste aus verschiedenen Gründen auf Sonntag, den 14. April 2002, verschoben werden. Irrtümlicherweise hatte ich „14 Uhr“ in meine Agenda geschrieben und traf daher zwei Stunden zu früh bei Rosmarie Kamber ein. In der Küche ihrer Wohnung an der Grosswiesenstrasse 23 in 5424 Unterehrendingen plauderten wir zwei Stunden lang vor allem über Volkstanzprobleme, während Rosmarie ein Nachtessen für etwa zwölf bis fünfzehn Personen vorbereitete.

Zwei junge „Propheten“, aus Amerika und Vertreter aus zwei Familien mit Enkelinnen und Enkeln Rosmaries, die ganz in der Nähe wohnen, trafen zuerst ein.

Ein Herr aus Indien, ein Sohn Rosmaries mit Schwiegertochter und Enkelin, ein Ehepaar aus dem Kanton Aargau und schliesslich Caia Schneider von der Senioren-Volkstanzgruppe Dietikon trafen nacheinander ziemlich pünktlich um 16 Uhr in der modernen Wohnung Rosmaries ein. Ausser Frau Schneider und mir nahm niemand aus unserer Tanzgruppe teil.

Die beiden „Propheten“ machten zu Beginn der Diskussion mit ihrem mangelhaften Deutsch einen ausserordentlich hilflosen Eindruck, als sie ihren **Mormonenglauben** vorzustellen versuchten. Frau Schneider hatte sich offensichtlich gut vorbereitet. Sie griff immer wieder mit Fragen ein und bezweifelte vor allem die Existenz der „goldenen“ Tafeln, aus welchen die ersten Mormonen ihre Grundsätze entnahmen.

Auch das Ehepaar befasste sich immer wieder mit unwesentlichen **Einzelheiten**, und ich hörte ziemlich verwundert zu. Träume, Hirngespinnste, Eingebungen und Wunder aller Art beeindruckten mich nicht, reizen mich nur zu innerem Lächeln. Ich vertraue den Naturgesetzen und lasse die Leute ihre Wunder und Vorstellungen glauben. Dies sagte ich auch offen, als ich ganz am Schluss nach meiner persönlichen Ansicht gefragt wurde.

Das Beste an der ganzen Veranstaltung war nach dem Gebet von Sohn Kamber das feine, gesunde Nachtessen, an dem sich alle gemütlich plaudernd erlabten. Als ich mich schliesslich verabschiedete, schenkte mir Rosmarie „**Das Buch Mormon**“ = Ein weiterer Zeuge für Jesus Christus, herausgegeben von der Kirche der letzten Tage.

Frau Schneider fragte die kleine Enkelin Rosmaries nach ihrem **Namen** und erklärte dessen Entstehung wissenschaftlich aus einem Buch. Auch eine ganze Reihe weiterer, geläufiger Vornamen wurde erklärt, in der Regel aus alten Sprachen (Helene = die Leuchtende, Karl = der Kerl, etc.) Damit wollte Frau Schneider auf die „verrückten“, erfundenen Namen (Nephi, Enos, Jarem, Omni, Mosia, Helaman, Mormon, Moroni, etc.) im Buch Mormon hinweisen.

So bald als möglich machte ich mich auf den Heimweg. Zu Hause las ich noch eine Weile, und auch in den kommenden Tagen und Wochen, im mysteriös verworrenen Buch Mormon. Ich werde es nach einer „gewissen Zeit“ der Mormonin Rosmarie Kamber zurückgeben.

Auf den 27. April 2002 waren die Mitglieder samt Angehörigen und Bekannten zur **Generalversammlung des Verkehrsvereins Dietikon** eingeladen. Wie seit Jahren wurde auch dieses Jahr der Anlass mit einem Ausflug verbunden. Auf dem Zelgliplatz Dietikon erwarteten zwei grosse Reiseautos die rund hundert Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die sich schon um 12 Uhr 45 sammelten. Nach genauer Kontrolle der Mitreisenden fuhren die beiden Cars punkt 13 Uhr ab.

Über die Autobahn und Langenthal gelangten wir auf die Minute genau in einer Stunde nach **St. Urban**, wo sich eines der 1841 aufgehobenen Klöster befindet. Wie das ehemalige Kloster Rheinau, so wurde auch St. Urban in eine **psychiatrische Klinik** umgewandelt, und wie in Rheinau erwiesen sich auch hier viele Räumlichkeiten mit der Zeit als ungeeignet, so dass in der Nähe zusätzliche Klinikbauten errichtet werden mussten.

Die Klosterkirche ist in der Tat ausserordentlich sehenswert. Hier begannen nach einer aufschlussreichen Einleitung über die **Art und Geschichte der Mönchsorden** die Führungen in zwei Gruppen.

1. **Die Benediktiner:** Dieser Orden ist sehr alt. Er wurde vom heiligen Benedikt von Nursia gegründet. Leider sind keine genauen Daten bekannt. Nach der Biographie des Papstes Gregor lebte Benedikt ungefähr von 480 bis 543. Einzig der Geburtsort Nursia, heute Norcia genannt, ist sicher. Diese Stadt liegt in der Provinz Perugia im Apennin. Nach längerem Einsiedlerleben in einer Höhle bei Subiaco im Sabinergebirge nahm Benedikt wahrscheinlich 529 seinen Wohnsitz auf dem Berg Casinus, halbwegs zwischen Rom und Neapel und gründete hier das Kloster **Monte Cassino**.

Das Grundgesetz der Benediktiner lautet „**Ora et labora**“, d.h. „Bete und arbeite“. Da auch Knaben in den Orden aufgenommen wurden, entstanden die Klosterschulen. Benedikts Regel verbreitete sich bald im Abendland, und der Orden erwarb sich grosse Verdienste um die Christianisierung Frankreichs und Deutschlands. Eine grosse Anzahl berühmter Klöster förderten **Bodenkultur und Wissenschaft**.

Wer Waldgebiete rodete, durfte damals den gewonnenen Boden behalten. Die vielen fleissigen Mönche kamen sowohl durch ihre Rodungen als auch durch Geschenke zu grossem **Reichtum**, wodurch Zucht und Sittenstrenge gelockert wurden. Dies wiederum führte im Lauf der Jahrhunderte zu zahlreichen Läuterungsversuchen und **Abspaltungen**. Aus dem Benediktinerorden gingen durch Reformversuche etwa ein Dutzend neue Mönchsorden hervor.

2. Die Cistercienser: Dieser Orden ist die Wichtigste all dieser Gründungen. Ein Benediktinerabt aus der Champagne zog mit zwanzig Gleichgesinnten ins Walddickicht von **Citeaux bei Dijon** und gründete dort im Jahr 1098 ein Kloster mit dem Zweck der strengsten Beachtung der Regeln des heiligen Benedikt. Höchstes Ansehen brachte dem Orden 1113 der Eintritt **Bernhards von Clairveaux**. Bei dessen Tod 1153 zählte die Stiftung schon 700 Mönche, und in kurzer Zeit waren sechzig neue Klöster gegründet worden, deren Bewohner sich nach dem Gründungsort Citeaux „*Cistercienser*“ aber oft auch „*Bernhardiner*“ nannten.

Da die Zisterzienserinnen und Zisterzienser nach der strengsten Auslegung ihrer Ordensregel ursprünglich kein Fleisch von Warmblütern geniessen durften, wichen sie auf **Fische** aus. Ihre Klosteranlagen befinden sich daher meist unten und wie Wettingen am Wasser. St. Urban z.B. besass elf Fischteiche und für die vorbildliche Landwirtschaft nützliche Bewässerungsanlagen. Die Klöster der Benediktinerinnen und Benediktiner liegen aber meist in der Höhe, wie z.B. Einsiedeln, Engelberg und Disentis.

Als das Zisterzienserkloster St. Urban 1848 endgültig aufgehoben wurde, blieb in der Schweiz bis heute nur noch ein einziges von diesem Orden in Betrieb, das von **Hauterive bei Freiburg**. Morgens um 03 Uhr 30 kommen die Bewohner des Klosters zum ersten Gebet zusammen und im Lauf des Tages noch weitere sechs- oder siebenmal.

Wie die Benediktiner, so kamen auch die Zisterzienser durch Rodungen und Geschenke zu grossem **Reichtum**. St. Urban z.B. besass Ländereien vom heutigen Kanton Thurgau bis in die Gegend von Biel und kassierte Einnahmen aus der klostereigenen **Ziegelei**.

Als einst im Mittelalter, um 1260, ein Brand wesentliche Teile des Klosters zerstörte, da konnten beim Wiederaufbau die Dächer problemlos mit den vorrätigen eigenen Ziegeln gedeckt werden. In der gleichen Zeit hatte ein Sturm in Bern viele Häuser abgedeckt. Der Vorrat an mit Wappen verzierten St. Urban-Ziegeln war sogar noch immer so gross, dass das Kloster der Stadt 40 000 überzählige Ziegel gratis und 60 000 zu reduziertem Preis liefern konnte.

Die wohlhabenden Adeligen, wenn sie Insassen des Klosters waren, hielten sich oft nicht ganz genau an die strengen Vorschriften des Ordens. Statt mit dem erlaubten kleinen Dachreiter wurde die 1711 bis 1715 erbaute Klosterkirche St. Urban mit zwei hohen Türmen versehen. Der Abt **Malachias Glutz** legte offensichtlich auch grossen Wert darauf, dass sein Familienwappen, ein dreifaches Kreuz, in der Kirche, an den Türmen und anderswo immer wieder gut sichtbar angebracht wurde.

Baumeister war der selbstbewusste **Franz Beer** aus Vorarlberg. Der Innenraum der barocken Kirche ist auffallend breit, hoch, hell und von strenger Einfachheit. Im Gegensatz zum reichem, farbigem Barock von Einsiedeln präsentiert sich St. Urban ganz einheitlich, nur mit Weissm Stuck verziert. Im ganzen Bauwerk ist kein einziges farbiges Glasfenster, und ganz nach Calvin und Zwingli fehlen auch die vielen Bilder.

Einzig die später eingebaute Kanzel ist mit Goldstuck verziert und an der Decke ersetzt das Glutz-Wappen die andernorts üblichen Malereien. Auch die Pfeifen der Barockorgel sind wie das dreifache Kreuz des überall gegenwärtigen Glutzwappens angeordnet. Nicht die Farbenpracht von Malereien, sondern Licht und Schatten der Stukaturen dominieren.

Das einzigartige, prachtvoll geschnitzte barocke **Chorgestühl** gilt als eines der grössten und reichsten Schnitzwerke der Kunstgeschichte. Nach der Klosteraufhebung wurde es einer Bank in St. Gallen für 6000 Franken verkauft. Diese veräusserte es mit Gewinn nach Schottland. Erst im Jahr 1911 konnte es die Gottfried-Keller-Stiftung für 50 000 Franken aus Schloss Dupplin Castle zurückerwerben. Dies Kunstwerk ist das Wertvollste in St. Urban. Es ist wieder an seinem ursprünglichen Standort, gehört aber noch heute der Gottfried-Keller-Stiftung.

Sehenswert ist auch die **Bibliothek**. Nur eines der hier angesammelten Bücher ist von hier. Alle andern kommen als „Schmuck“ aus Luzern, wo sie nie gelesen und daher ausgeschieden wurden. Das Interessante dieses Raums sind nur die geschnitzten Säulen.

Diese Säulen bestehen, wie das Chorgestühl aus Eichenholz. Dargestellt werden die **Zeit**: Frühling, Sommer, Herbst und Winter, d.h. die vier Jahreszeiten; der **Raum**: d.h. die vier damals bekannten Erdteile: Chinese, Afrikaner, Indianer, Europäer und die vier **Elemente**: Erde, Feuer, Wasser, Luft.

Auch bei den Zisterziensern wurden im Lauf der Zeit die Lebensregeln etwas weniger streng. Einer der adeligen Äbte soll den Grundsatz: „**Wenn fasten dann fasten - wenn Rebhuhn dann Rebhuhn**“ vertreten haben. Einst wurde hier in St. Urban ein dreitägiges Fest gefeiert. Die Eingeladenen, vor allem Adelige, reisten mit mehr als 100 Kutschen herbei und wurden, offenbar im Stil von „Rebhuhn“ fürstlich bewirtet! Um mit dem Dessert brillieren zu können, liess man aus Strassburg zwei Confiseure kommen, und zum Schmuck der Tische schaffte man Blumen aus Mailand herbei, obwohl damals der Gotthard noch nicht problemlos gequert werden konnte!

Da wir hier gerade von Klöstern berichten, schiebe ich noch die Erinnerung an eine zweitägige Schulreise ein. Mit unsern Sekundarschulklassen kamen Karl Wiederkehr und ich einst im Welschland an der Kartause **La Valsainte** vorbei. Dieses Kloster war zeitweise von Trappisten, zeitweise von Redemptoristen bewohnt und wurde 1886 den Kartäusern zurückerstattet. Es wurde nach einem Brand wieder aufgebaut und erweitert. Nach Renovationen von 1886, 1901 und 1904 fand die letzte 1972 statt. Bemerkenswert ist auch hier das Chorgestühl in der Kirche. Eine sehr qualitätvolle steinerne Maria mit Kind französischer Herkunft (aus dem 16. Jahrhundert), verschiedene Statuen und schöne ungegenständliche Glasfenster von Bernhard Schorderet (1971) sind sehenswert.

Hier kamen wir also vor Jahren vorbei. An der **Eingangspforte** diskutierten meine Schüler ganz ungeniert mit dem Pförtner, der als einziger von den Insassen reden durfte. Allen andern war das Sprechen nur ganz selten, wenn sie Besuch von Angehörigen empfangen, für kurze Zeit erlaubt. Meine Schüler und vor allem die vorwitzigen Schülerinnen fragten den Pförtner, der den Passanten Klosterschnaps verkaufte, was für einen Sinn das Schweigen und ein Leben hinter Klostermauern eigentlich habe.

Der Mönch gab bereitwillig Auskunft und offerierte den Knaben sogar eine Besichtigung des Innern, des Kreuzgangs, des Essraums, der Werkstätten und der kahlen Zellen. Obwohl den Mädchen und Frauen der Eintritt verwehrt war, mischte sich eine **Schülerin**, Hannelore Sidler, die wegen ihrer Kleidung und wegen ihrem Haarschnitt ohne weiteres für einen Knaben gehalten werden konnte, unter die Besucher. Ob die Mönche Verdacht schöpften und bemerkten, dass ein Mädchen in ihrem Männerkloster war, ist umstritten.

Stolz berichtete das „**Knabenmädchen**“ von seinem erfolgreichen Einbruch in die weltumspannende Männerorganisation!

Und nun noch eine letzte „Klostergeschichte“. Die **Seniorenwanderung** Dietikons führte am 30. April 2002 von Oberägeri mit einem Extrabus hinauf zur **Passhöhe Raten**, wo wir um neun Uhr im Restaurant zum Frühstück eintrafen. Die Wanderung mit prächtiger Aussicht auf Zürcher-, Ägeri- und Zugersee und auf die schneebedeckten Alpen führte dann bei schönem Wetter Richtung Gottschalkenberg und über Muetegg (1210 m) und Mangelhöhe zum **Kloster Gubel**, von dem ich im Zusammenhang mit den Kappelerkriegen im Geschichtsunterricht gehört hatte.

Um halb ein Uhr trafen wir zum Mittagessen im Restaurant neben der Klosterkirche ein. Das hoch oben gelegene Gotteshaus wurde zur Erinnerung an die siegreiche Schlacht der katholischen Orte gegen die Reformierten 1531 als **Wallfahrtskirche** erbaut und nach einem Brand 1781 von Martin Elgass wiederaufgebaut und erweitert. Dieses Kloster wird von Kapuzinerinnen bewohnt, die sich hier in der Landwirtschaft betätigen.

Zur Besichtigung der Kirche blieb uns Zeit bis 15.00 Uhr. Dann wanderten wir hinunter nach Unterägeri, wo wir um 16 Uhr 26 den Autobus nach Zug bestiegen. Zu Hause nach Sauna und Bad erholte ich mich bei gutem Schlaf, spürte aber noch drei Tage lang den Muskelkater.

Gelesen: „Lucie Gelmeroth“, Novelle von **Eduard Mörike**.

Gelesen: „Pestalozzis Neuhof“ von **J.R. Von Salis**.

Gelesen: „**Pestalozzi** über seinen Aufenthalt in Stans



VEREINE, PARTEIEN

Lehrreicher Ausflug Verkehrsverein: Auf den Spuren der Zisterzienser. FOTO: ZVG

GV und Ausflug des Verkehrsvereins

L.T. 4.6.2002
86 Mitglieder und Gäste des Verkehrsvereins Dietikon reisten kürzlich nach St. Urban im luzernischen Hinterland zu Exkursion und Generalversammlung. Über dem Tal der Rot begrüsst die zwei markanten Türme und die Klosteranlage St. Urban die zwei Reiscars aus Dietikon. Das ehemalige Zisterzienserkloster St. Urban wurde 1848 als Kloster aufgehoben und steht seither dem Kanton Luzern als Kantonale Psychiatrische Klinik und als repräsentativer Gebäudekomplex für Veranstaltungen verschiedenster Art zur Verfügung.

Nach einer Einführung in die Lebensweise des Zisterzienserordens in der Kirche übernahmen kompetente Führer die Gruppen zur Besichtigung von Kirche, Anlagen und Bibliothek. Eine ungewöhnlich konzipierte Dia-Schau vermittelte die visuelle Basis des Erlebten. Der eigenwillige Aufbau dieser Bild-Orientierung verlangte mehr aktives Mitdenken als die blosser Betrachtung der Bilder. Gesamthaft gesehen hat der Verkehrsverein mit dieser Exkursion und der anschliessenden GV im Gasthof «Löwen» eine Basis historischer Bildung vermittelt. Vereinspräsident Toni Zimmermann, noch geistig im Banne des Vorprogrammes, durfte die 86 Anwesenden begrüßen. Man bemerkte Vertreter aus den lokalen Stadt- und Gemeindebehörden sowie viele Sympathisanten des aktiven Verkehrsvereins. Die einführenden Sachgeschäfte waren ein Block von wenigen Minuten. Mehr Zeit beanspruch-

ten die Jahresrechnung des Hauptvereins und der Kommission für Heimatkunde, Rücktritte aus dem Vorstand und Wahlen sowie die Festlegung des Jahresbeitrages für die Mitglieder.

Die Rechnung 2001 schloss mit einem Betriebsgewinn von 194 Franken ab. An das zinslose Darlehen der Stadt Dietikon überwies der Verein als Rückzahlung 10 000 Franken. Der Verkauf der Limmattalkarten und der Stadtpläne ergab den runden Betrag von 5000 Franken, und aus dem Verkauf des Neujahrsblattes resultierte ein beträchtlicher Überschuss. Die Mitgliederbeiträge standen mit 7200 Franken zu Buche. Auf Grund dieses befriedigenden Rechnungsergebnisses konnten die Jahresbeiträge analog dem Vorjahr festgesetzt werden: für Einzelmitglieder 20 Franken, für Ehepaare 30 Franken und für juristische Personen 50 Franken. Das Vereinsvermögen betrug am 31. Dezember 2001 rund 48 252 Franken.

Nach der Demission von Helen Busslinger und Max Wiederkehr steht der Verein mit den neu gewählten Kathrin Peer und Heidi Baschera wieder unter der zielbewussten Leitung von Toni Zimmermann zusammen mit Hans Bohnenblust (Delegierter des Stadtrates), Marcel Achermann, Sylvie Keller, Kurt Künzler, Lukas Neff und Klaus Guhl. Die Versammlung demonstrierte in den verschiedenen Abstimmungen zustimmende Einigkeit zur Tätigkeit des Vorstandes. Der kulinarische Teil bildete den Abschluss der Versammlung, während eine Heimfahrt durch das Luzerner Hinterland die 88. GV erfolgreich abschloss.

*Für den Verkehrsverein Dietikon,
Oscar Hummel*

Karl Klenk, Holzmatt 15
8953 Dietikon ZH

Dietikon, 16.3. 2002

An den Kirchenboten des Kantons Zürich.
Sehr geehrte Damen und Herren der Redaktion.

Postfach 8030 Zürich

Leserbrief

Den eindrücklichen und sehr spannenden Konfirmandenunterricht besuchte ich um 1926 / 1927 in Meilen bei Pfarrer Oskar Frei, der später - wenn ich mich recht erinnere - Kirchenratssekretär in Zürich wurde. Dieser sehr beliebte Pfarrer war ein berühmter Hugenottenkenner und verstand es, uns **für das Christentum zu begeistern.**

Die Wegweisenden „zehn Gebote“ und das „Vaterunser“ gaben uns Konfirmanden einen festen und sicheren Halt in allen kommenden Lebenslagen.

Damals, auf dem Heimweg vom Unterricht, wagte ich, Pfarrer Frei zu gestehen, ich könne mit dem besten Willen nicht glauben, dass der Mensch Jesus Christus leibhaftig von den Toten auferstanden ist. Da tröstete mich Pfarrer Frei verständnisvoll und meinte: „Wenn du das nicht glauben kannst, dann musst du dir vorstellen, es sei **bildlich gemeint.** Nicht der Körper von Jesus Christus, sondern das Christentum, seine gute Lehre, ist auferstanden. Du siehst ja, das Christentum mit seinen vorbildlichen Grundsätzen lebt bis heute weiter!“

Das leuchtete mir ein, und ich dachte: „So ist wohl noch vieles „erfunden“ worden, alle möglichen (oder eher unmöglichen) „Wunder“, um das Christentum zu verschönern und um den gewöhnlichen und einfachen Leuten des Altertums und des Mittelalters die Wichtigkeit des christlichen Glaubens zu unterstreichen.“

Diese Auffassung wurde in mir verstärkt, als ich die „Christuslegenden“ von **Selma Lagerlöf** kennen lernte, und ich sagte mir: „Alles, was in der Bibel den göttlichen Naturgesetzen widerspricht, ist menschliche Erfindung zur Verbrämung des christlichen Glaubens!“ Meine mathematisch-naturwissenschaftliche Ausbildung begünstigte diese **rationalistische Denkweise.** „Jungfräuliche Geburt“, „Auferstehung“, „Himmelfahrt“ und ähnliche „Wunder“ sah ich als Legenden zum guten Zweck.

Wenn man den hier beigehefteten, im „Limmattaler Tagblatt“ vom 2. November 1991 veröffentlichten Zeitungsartikel studiert, wird plötzlich alles ganz logisch.

1. Das Grab war leer, weil Christus nicht hineingelegt wurde. 2. Er „erschien“ noch einigen Personen, da er sich ja noch drei Jahre in Damaskus ruhig verhielt. 3. etc. ...

Es ist nicht gut, wenn die Kirche, besonders die katholische, immer noch auf den vor-mittelalterlichen Denk- und Erklärungsweisen beharrt. Sie verliert dadurch eine grosse Zahl ihrer Mitglieder, die ja „an und für sich“ mit den bewährten Grundsätzen des Christentums einverstanden sind.

Auch sind wir im Laufe der Jahrhunderte **demokratischer und toleranter** geworden. Christus und auch Zwingli waren es noch gar nicht. Wenn Christus sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“, dann ist dies gut. Wenn der Ausspruch aber weiter lautet: „Niemand kommt zum Vater ausser durch mich.“ (Joh.14.6.) dann ist dies das Gegenteil von Toleranz. Und zur Zeit Zwinglis gab's noch Krieg zwischen den Konfessionen! Das haben wir doch alles zum Glück überwunden!

Im Kirchenboten vom 8.3. 2002 befasst sich **Franz Rueb** mit der Toleranz bei Voltaire, und Frau Pfarrer **Verena Naegeli** erteilt Auskunft auf Fragen. Es würde mich sehr interessieren, was die offiziellen Kirchenbehörden zu all den oben geäusserten Gedankengängen zu sagen haben.

Es grüsst Sie mit vorzüglicher Hochachtung

K. Klenk
K. Klenk, geb 1912.

Heute las ich zutiefst betroffen und unter jenen Glaubensskrupeln, die unser christliches Bekenntnis begleiten, den «Briefwechsel» von «Pontius Pilatus», der von Jörg von Uthmann «annotiert und eingeleitet» eben jetzt in Hamburg herausgegeben worden ist. Der Mann, der über Jahre hin in Tel Aviv, Saigon, New York und Paris in diplomatischen Diensten stand und der doch wohl schon deshalb als glaubwürdig unbefragt bleiben müsste, behauptet, dass der Stammvater seines Geschlechts jener dritte Kalif Uthman ibn Affan gewesen sei, der zwei der Prophetentöchter geheiratet habe und als belehener Herrscher die Offenbarungen seines Schwiegervaters zum Koran zusammentrug. Er sei 656 in Medina ermordet worden. Es habe sich im Erbe seiner Familie über alle Jahrhunderte hin eine «rothe Schattelle» befunden, die neben dem Manuskript seines Grossonkels Ernst von Pöhl über «Richard Wagners Ring der Nibelungen» im Lichte des deutschen Strafrechts zweiunddreissig Briefe rund um Pontius Pilatus und von diesem selbst erhalten hätten. Die jeweiligen Besitzer hätten das Konvolut verheimlicht, weil die Dokumentation der Evangelienoffenbarung schroff widerspreche. Man habe es allerdings nicht mit den Originalen, sondern mit Abschriften des siebenten oder achten Jahrhunderts zu tun. Der überwiegende Teil der Sammlung biete Privatschreiben. Die Briefe seien keineswegs in elegantem Latein geschrieben. Der Herausgeber, dessen Glaubwürdigkeit durch einen reichen Kommentar gestützt wird, will die Publikation trotz ihrer bestürzenden Frevelhaftigkeit der persönlich verantworteten Zeugnispflicht nicht vorenthalten. Doch will er den überraschenden Fund ähnlichen Skrupeln, wie sie seine Vorfahren hegten, entziehen. Er ist bereit, für die Folgen seiner Kühnheit einzustehen.

*

Nach dem Zeugnis von Pontius Pilatus wäre Christus ein Tischlerssohn von unehelicher Vaterschaft. Vater sei ein römischer Bogenschütze gewesen, und Jesus selbst habe mit der recht fragwürdigen

Simultales
Tagblatt

Maria Magdalena zusammengelebt, wenn er nicht gar mit ihr verheiratet gewesen sei. Josph habe, betrogener Ehemann, der er war, als Inhaber einer bekannten Möbelschreinerei in Nazareth seiner Frau den Fehltritt verziehen, und Jesus selbst sei nach seiner Schreinerlehre inmitten vieler ähnlicher Erscheinungen seiner Zeit zum Wanderprediger geworden. In der Folge sei er überwacht und zuletzt auch ausgewiesen worden; er sei von Pontius Pilatus in einem Aufrührerprozess begnadigt worden, weil er die Steuerhoheit des römi-



Aus den
Tagebüchern von
Erwin Jaeckle
(XV)

sehen Staates ausdrücklich anerkannt habe. Er habe sich in Damaskus zurückgezogen ruhig verhalten und sei gegen das Jahresende 34 dort gestorben.

Pontius Pilatus wird als grausam und bestechlich bezeichnet; er erscheint in seinen Texten aber duldsam und nüchternen Urteils. Seit seinem Mainzer Kommando rheumatisch gequält, habe er doch bei seinem östlichen Amtsantritt von erneuernder Willenskraft gewirkt. Er soll – so will es die Legende des vierten Jahrhunderts – über den grossen Umschlagplatz von Massilia und den Rhoneweg an den Vierwaldstättersee gekommen sein.

In den Briefen des Pilatus spielt Jesus eine beiläufige Rolle. Er erscheint als wenig belasteter messianischer Führer, der sich der unaufgeschreckten Gnade des Römers erfreuen durfte, so dass im

Pontius Pilatus

2. Nov. 1991.

Prozess vom April 33 der Wunderheiler und Erweckungsprediger der Kreuzigung entging. Zwar hätten die Pharisäer auf das Verbannungsurteil hin nach der Hinrichtung geschrien, aber sich dann mit dem Opfer von Judas und Simon, die einen aufwiegenden Eindruck gemacht hätten, zufriedengegeben. So wird denn die Auferstehung damit erklärt, dass der Begnadigte überlebt habe; seine letzten sieben Worte am Kreuz seien denn auch alttestamentliche Zitate.

Diese Darstellung kann nicht leichthin von der Hand gewiesen werden, weil ihr Kontext nicht ohne harte Zeugniskraft ist. Astrokosmik, Gottesgesichte, Wanderboten, die Kunde von einem Himmelsvater seien an der Tagesordnung gewesen, beteuert Pontius Pilatus in einem Schreiben an Pomponius Flaccus in Antiochia. Dem Kaiser Tiberius auf Capri gegenüber hält er fest, dass es wenig erstaunlich anmute, wenn ein junger Tischler des Namens Jesus mit ähnlichen Ansprüchen auftrete. An Pomponius schreibt er weiter, es seien auch andere Prediger, den Gerüchten zufolge, nach drei Tagen vom Tode auferstanden, und sie herrschten nun angeblich über den ganzen Erdball. Man müsse über solchen Aberglauben hinweggehen, meint Pilatus beschwichtigend. Übernatürliche Gaben seien das tägliche Brot der Strasse. Gefährlicher sei allerdings, dass sich die Juden allein im Besitz der Wahrheit wähnten. Wie wenig Gewicht die neue Botschaft habe, ergebe sich daraus, dass die rituellen Mahlzeiten aus den Eleusinien stammten und der Name Heiland von Äsculap übernommen worden sei. Zudem greife auch der iranische Mithraskult epidemisch um sich. So seien der Religionsvermischungen kein Ende. Ins Gewicht falle überdies noch, dass der Wunderdoktor aus Galiläa, greife er die sklavischen Verbote der Juden an, des öfters recht habe.

*

Auch einzelne Geschehnisse und ihre

Deutung sind recht überzeugend. Sie betreffen vor allem Johannes und Salome. Auch für den Täufer hatte Pilatus nur duldsamen Spott übrig. Er begnüge sich damit, das bevorstehende Weltende anzukündigen. Er bezichtige Herodes der Genussucht und einiger Laster noch, doch habe er nie ein öffentliches Amt begehrt und es unterlassen, den Sturz des Tetrarchen anzustreben. Er sei ungefähr dreissig Jahre alt und der Sohn eines Priesters Zacharias. Esse er Heuschrecken, so müsse man wissen, dass diese bei den Nabatäern als Delikatesse gälten. Leider führe er zwei- bis dreitausend Anhänger an. Die Gerüchte, wonach Herodes den Kopf des Johannes seiner Stieftochter Salome zum Geschenk gemacht habe, seien albern. Salome selbst weist das Schauermärchen in einem Brief (XVI) entrüstet von sich; sie sei in den Mann, den sie nie gesehen habe, verliebt gewesen, findet sie lächerlich. Sie tanze nämlich recht schlecht, und ihre Beine brächen ihr nichts ein. Herodes, das allerdings sei wahr, mache ihr als geiler Kerl schöne Augen. Sie heirate aber ihren Onkel Philipp, der sie schon seines Alters wegen ungeschoren lasse.

Auch der übrige Kontext ist belehrend. So etwa das Zeugnis von den Kahlschlägen am Rande des Toten Meeres, von der Ausstattung der öffentlichen Latrinen. Etliche Stellen bestätigen Bibelzitate. So etwa jene, die jene Teufels-austreibungen, die Jesus an Maria Magdalena vornehmen musste, betreffen. Auch das biblische Zugeständnis der Verdächtigungen, dass Jesus dem Wein allzu beflissen zuspreche, wird bestärkt. Bestärkt auch die Weigerung des Herrn, Lazarus ins Leben zurückzurufen, die uns Lukas überliefert. Der Eselritt, die Tempelreinigung, die Steinigung des Stephanus werden erhärtet. Überdies werden einige Bibelworte wörtlich angeführt. Auch dass Pilatus von den «republikanischen Zuständen im Jenseits» wenig hielt, leuchtet ein.

Jeder Wunderglaube verfällt aber dem Hang zur Theologisierung. Anleihen bei anderen Religionen nähren ihn gar. Auch die Vermutung Tertullians, dass die Apostel hätten den Leichnam Jesu erwendet, um die Auferstehung zu sichern, vermag Ungläubige zu argumentieren. Dies um so mehr, als die Auferstehung erst 325 anlässlich des Konzils von Nicäa zum Kirchendogma erhoben worden ist. Ferner waren die Anhänger von Wundern in ihrer Überzeugungskraft stets sehr lautstark. Auch Nachfolger Jesu standen willig bereit. Die Jerusalemer Urgemeinde scharte sich um den Jesusbruder Jacobus; in Antiochia betrat der Teppichhändler Paulus, Erb Jesu zu sein, wusste Pilatus. Christus selbst bot mit seinen Erneuerungen dem Alten Testaments zu etlichen Theologien Anlass. Demnach ist das Briefkonvolut des Pontius Pilatus halb Zeugnis, halb Ärgernis.

*

Dennoch kann die Brieffolge, so wie sie vor uns liegt, die wegweisende Botschaft der Evangelien keineswegs tilgen. Nun wird man auf sehr lange Sicht das christliche Bekenntnis um viele Theologismen und ihre Dogmen kürzen müssen. Zurück bleibt das Gebot der demütigen Menschlichkeit und der Liebe. Das ist angesichts der Tatsache, dass die biblischen Wortzeugnisse alle vergleichbarer Weltliteratur strahlend überragen sehr viel!

Auf solchen Wegen wird Gott vorerst tätige Demut, die Sohnschaft glühende Zeugniswille, der Paraklet lebendige Geist, die Endzeit zugeständige Herausforderung, das Reich wahrhaftige Werkbereitschaft, die Sünde Heilsbruch und der Glaube Liebestat. Christus bezeugt – sei er dieser oder jener – den Geistesweg der Erde. Er ist vor den Menschen Prediger des Menschen.

Man täte gut daran, das «Christusbuch» von Rudolf Pannwitz zu lesen. Es ist vier Jahre nach dem Tod des Verfassers 1973 unter dem Titel «Der Gott der Lebenden» in Nürnberg als schönster Nachlass erschienen.

Zürich, 21.10.1998

Herrn
Karl Klenk
Holzmatt 15

Dietikon

7

Den Artikel „Pontius Pilatus“ hatte ich schon
1998 dem „Kirchenboten“ zugestellt,

Da die Antwort keine der offiziellen Landeskirche
ist schrieb ich an Osteru 2002 erneut, worauf
ich erfahrt, der Kirchenbote sei nicht befugt, im
Namen der Landeskirche zu antworten; ich
müsse mich an den „kirchlichen Informationsdienst“
wenden, was ich auch tat.

Lieber Karl Klenk,

vielen Dank für Ihr Vertrauen und den Pontius Pilatus Text. Meine Stellungnahme:
Ich finde die im Artikel geäusserten Gedanken und Ideen zwar interessant, aber ob sie wahr sind oder
unwahr, ist für mich eigentlich nicht so wichtig.
Ich nehme an, Jesus hat tatsächlich gelebt. Er war ohne Zweifel einerseits ein Mensch wie wir alle und
andererseits ein grosser Lehrer. Wieso er so „heilig“ war, spirituell so mächtig, ist vielleicht auch ein
Mysterium, ist eine Art Geheimnis, das sich nicht ergründen und wirklich verstehen lässt.
Ich halte mich, wie ich es schon in meinem Artikel erwähnt habe, an seine Botschaft und Lehre von
der Kraft des Guten und der Liebe.

Ihr:

Klaus Rohner

Allfällige Behandlung des Themas im Beobachter mit geänderten Namen und Daten vorbehalten.

Karl Klenk, Holzmatt 15
8953 Dietikon-ZH

Dietikon, 4. April 2002.

An die NZZ - Redaktion
8021 Zürich.

Sehr geehrte Damen und Herren.

In der NZZ vom Samstag/Sonntag, 30./31. März 2002. Nr 74, Seite 77 studierte ich den Aufsatz „**Ein verrückter, undenkbarer Gedanke ?**“ Über Auferstehung. Von Jan-Heiner Tück.

Da mir die Adresse dieses Autors nicht bekannt ist, bitte ich Sie höflich, die beigeheftete Kopie aus dem „Limmattaler Tagblatt“ vom 2. Nov. 1991 an Herrn Tück weiter zu leiten. Der gescheite Pontius Pilatus und Professor Jaeckle wissen offenbar, was von der Auferstehung zu halten ist.

Mit vorzüglicher Hochachtung und bestem Dank.

K. Klenk.

Ein verrückter, undenkbarer Gedanke?

Über Auferstehung

Von Jan-Heiner Tück

Es ist verquer: Während manche Theologen den Auferstehungsglauben als «mythologisches Relikt» verabschieden und der christlichen Lehre dadurch ein modernitätsverträgliches Outfit zu geben meinen, rufen seit einiger Zeit namhafte Philosophen in Erinnerung, dass das Sinnpotenzial der jüdisch-christlichen Überlieferung nicht einfach durch die säkulare Vernunft beerbbar, sondern im Gegenteil für die Verständigung über die Grundlagen gesellschaftlichen Zusammenlebens unersetzbar sei. So hat Jürgen Habermas in seiner Friedenspreisrede vom Oktober 2001 nicht nur für eine hermeneutische Aneignung schöpfungstheologischer Aussagen plädiert, um den expandierenden Biowissenschaften ethische Grenzen zu setzen. Auch hat er angesichts der Anschläge vom 11. September letzte Fragen angeschnitten, als er bemerkte: «Erst recht beunruhigt uns jenes Unrecht an den unschuldig Misshandelten, Entwürdigten und Ermordeten, das über jedes Mass menschlicher Wiedergutmachung hinausgeht. Die verlorene Hoffnung auf Resurrektion hinterlässt eine spürbare Leere.»

Die Gründe für diesen Hoffnungsverlust sind vielfältig: Da ist zunächst die historische Kritik, die seit dem 18. Jahrhundert die Authentizität der neutestamentlichen Erzählungen erschütterte und die Entstehung des Osterglaubens mit Scheintod-, Betrugs- oder Visionshypothesen erklären zu können glaubte. Noch vor wenigen Jahren hat Gerhard Lüdemann eine tiefenpsychologisch unterfütterte Neuaufgabe der Visionshypothese vertreten, als er behauptete, die Christophanien der Apostel gingen auf deren Schuldgefühle zurück, angesichts des Kreuzes versagt zu haben. Nachhaltig dürften darüber hinaus der Projektionsverdacht Feuerbachs und Marx' Vorwurf der Jenseitsvertröstung dem Auferstehungscredo zugesetzt haben. Nicht zu verkennen sind auch eine positivistisch verengte Wirklichkeitssicht, die ein Wirken Gottes in der Zeit von vornherein in den Bereich der Spekulation verbannt, sowie eine konsumistische Massenkultur, die sich im Gehäuse der Immanenz einzuschliessen droht. Auf dieser Linie hat Niklas Luhmann der Theologie schon vor Jahren empfohlen, doch «auf den Zusatzmythos der Auferstehung zu verzichten» und das Warum auf Golgotha unbeantwortet stehen zu lassen.

DAS AXIOM

Allerdings hat sich die Theologie von Paulus über Augustinus bis hin zu Barth und Balthasar von solchen Empfehlungen wenig beeindruckt lassen. Im Brief des Paulus an die Gemeinde von Korinth heisst es: «Wenn es keine Auferstehung der Toten gibt, dann ist auch Christus nicht auf-

erweckt worden. Ist aber Christus nicht auferweckt worden, dann ist unsere Verkündigung leer und euer Glaube sinnlos» (1. Kor 15, 13 f.). Karl Barth sekundiert ihm, wenn er das Christentum mit dem Auferweckungsglauben stehen oder fallen sieht. «Wenn es ein christlich-theologisches Axiom gibt, so ist es dieses: Jesus Christus ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden! Eben dieses Axiom kann sich aber niemand aus den Fingern saugen. Man kann es nur nachsprechen daraufhin, dass es uns als Zentralessage des biblischen Zeugnisses in der erleuchteten Kraft des Heiligen Geistes vorgesprochen ist.» So zutreffend Barths Hinweis auf die Unableitbarkeit des Glaubens sein mag, so wichtig ist es doch auch, zu versuchen, vom Menschen her gleichsam die Grammatik freizulegen, in der dieser Glaube zu buchstabieren wäre. Liessen sich von der menschlichen Selbsterfahrung keine Zugänge aufweisen, hinge die christliche Hoffnung in der Luft.

Einen ersten Wink gibt Pascal, der in seinen «Pensées» einmal bemerkt, der Mensch überschreite unendlich den Menschen. Diese Fähigkeit, über sich, die Welt und den eigenen Tod hinaus zu fragen, ist unlöslich verknüpft mit der Sehnsucht nach Dauer. Aber dieser Drang, den Paul Eluard in die unvergessliche Wendung *le dur désir de durer* gegossen hat, wird gestört von dem Hintergrundgeräusch des Todes, das mit zunehmendem Alter lauter wird. Die Zeit ist gefräßig, wird sie am Ende nicht alle Namen schlucken?

Ähnlich steht es mit dichten zwischenmenschlichen Erfahrungen, die ein Versprechen enthalten, das über den Tod hinausweist. Nicht zufällig ist das biblische Motiv, die Liebe sei stärker als der Tod, in Dichtung, Kunst und Musik immer wieder aufgenommen worden. «Einen Menschen lieben heisst sagen: Du wirst nicht sterben» (Gabriel Marcel). Aber wer garantiert, dass dieses Unsterblichkeitspostulat nicht ins Leere geht?

Schliesslich gibt es eklatante Unrechtserfahrungen, die nach Gott und seiner rettenden Macht schreien lassen. Der empörte Protest, dass der Täter nicht über sein Opfer triumphieren dürfe, zielt letztlich auf postmortale Gerechtigkeit. Schon das Buch Hiob zeigt sich beunruhigt durch die Erfahrung, dass es den Guten schlecht und den Schlechten gut geht. Und Benjamin und Horkheimer rangen um die Frage, ob das Vergangene um der Geschlagenen willen nicht unabgeschlossen sein müsse. Was aber ist Erinnerungssolidarität mit den Opfern ohne die Hoffnung, dass deren Namen in das Gedächtnis Gottes eingeschrieben sind?

Sehnsucht nach Dauer, Liebe, Gerechtigkeit – in diesen Wörtern steckt ein semantisches Potenzial, das an das Mysterium der Auferstehung heranreicht. Gleichwohl kann von den genannten Zugängen her – darin hat Barth unvermindert Recht – der Auferstehungsglaube nicht einfach extrapoliert werden. Es gibt keine Beweise, allenfalls sprechende Indizien – und diese lassen sich wohl nur mit einer entsprechenden Hermeneutik des Vertrauens lesen.

SPRECHENDE INDIZIEN

Ein Indiz ist der erstaunliche Neuaufbruch der Jünger nach der «Katastrophe» des Kreuzes. Man muss sich den Tiefpunkt des Kreuzestodes unverstellt vor Augen führen, um den Neuanfang zu würdigen, der dann einsetzt: Die untergetauchten verschüchterten Jünger beginnen plötzlich unter Lebensgefahr freimütig zu bezeugen, dass Jesus lebt. Auch die radikale Wende des Pharisäers und Christenverfolgers Paulus zum emphatischen Christusbekenners gehört hierher. Nach dem einhelligen Zeugnis des Neuen Testaments gehen diese Ereignisse auf die Selbsterschließung des Auferstandenen zurück, verdanken sich also einem Impuls von aussen und wurzeln nicht in psychogenen Halluzinationen.

Der Osterjubel darf den Schrei auf Golgotha indes nicht übertönen, denn der Auferweckte ist der Gekreuzigte. Die Spuren, die sich in seinen Leib eingezeichnet haben, seine Wundmale sind auch als verklärte sichtbar. Dieser Transitus vom Tod zum Leben wäre wohl längst verblasst, würde er nicht bis heute liturgisch gefeiert und gegenwärtig gesetzt.

Die Erwartung der Parusie Christi gehört zu den ältesten Schichten der Osterfrömmigkeit, die vierzig tägige Fastenzeit war von der Trauer über die Abwesenheit Christi sowie der drängenden Erwartung seiner baldigen Wiederkunft geprägt. In der eucharistischen Liturgie findet diese Erwartung ihren symbolisch-rituellen Platzhalter, wenn dort im Gedenken des Todes und der Auferstehung der Abwesende anwesend wird. Die Liturgie wird so zur Pforte, durch die der Messias schon heute hereintritt. Was aber kann diese Gegenwart des auferweckten Gekreuzigten näher bedeuten?

Die Hoffnung auf Leben über den Tod hinaus erhält durch den Gedanken der *leiblichen* Auferweckung eine schärfere Kontur. Als Medium der Kommunikation mit anderen gehört der Leib zur

Identität einer Person; auch er wird in die Wirklichkeit erlösten Lebens hinübergerettet. Damit steht die Auferstehungsbotschaft quer zu jener Vorstellung, der «göttliche» Personkern eines Menschen könne sich wieder verkörpern. Entwertet man den Leib zu einer beliebig austauschbaren Hülle, lassen sich der sittliche Ernst und die einmalige Würde einer Lebensgeschichte nicht mehr aufrechterhalten. Dem Trugbild einer sukzessiven Selbstvervollkommnung durch Reinkarnation hält der christliche Glaube entgegen, dass das Leben einer Person mit dem Tod das Siegel der Endgültigkeit erhält und nur durch Gottes vergebende Liebe vollendet werden kann.

NICHT VERGESSEN

Diese Hoffnung ist mit Jenseitsvertröstung nicht zu verwechseln. Jeder Augenblick erhält als Zeit der Bewährung unendliches Gewicht. Zugleich steckt in der gläubig bejahten Befristung ein Potenzial, das zu Widerstand gegen Unrecht ermutigt. Die Hingerichteten werden aufgerichtet, die Henker zur Rechenschaft gezogen – ob sie verdammt werden, mag getrost offen bleiben, denn die Frage, ob das Unverzeihliche verziehen werden kann, ist mit Derridas Gegenfrage zu kontrapunktieren: «Was wäre das für eine Verzeihung, die nur dem Verzeihbaren verziehe?» Nur wenn den Opfern Gerechtigkeit widerfährt und den Tätern ihre Untaten gleichsam als Kainsmal eingezeichnet bleiben, sinkt die Hoffnung auf Versöhnung nicht auf das Niveau einer billigen, die Verletzten ein weiteres Mal verletzenden Harmonisierungstheologie hinab.

Darin, dass die vergessenen Namen doch nicht vergessen sind, dass die Treue des Schöpfers zum Anfang seine Geschöpfe am Ende auch dann nicht ins Nichts fallen lässt, wenn diese ihm untreu geworden sind, darin liegt – wie Philippe Jaccottet andeutet – etwas ungemein Tröstliches: «Es mag sein, dass der verrückte, undenkbar Gedanke (und die Kirche heute scheint nichts so sehr zu fürchten wie das Undenkbar, um Gott erträglicheren Massen zu unterwerfen), dass der undenkbar Gedanke eines in einem sterblichen Menschen fleischgewordenen Gottes der einzige ist, der, als unumstössliche Wahrheit gelebt, in der Tat den undenkbar Tod vernichtet; und gewiss ist das Osterlicht, wenn es nicht nur das Wiedererwachen der «Natur» verkündet, sondern die Auferstehung von den Toten, für den, der wirklich davon umflossen ist, der höchste Beistand, bis in das äusserste Unglück.»

Herrn
Karl Klenk
Holzmatt 15

8953 **Dietikon**

Zürich, 17. April 2002

Sehr geehrter Herr Klenk

Vielen Dank für Ihre Zeilen vom 11. April, die wir folgendermassen beantworten möchten:

Für die offizielle Meinung der Landeskirche ist der Kirchenrat zuständig. Um diese zu erfahren, wenden Sie sich bitte an den Kirchlichen Informationsdienst, der die direkte Auskunftsstelle des Kirchenrats ist. Wir sind nicht befugt im Namen der Landeskirche offizielle Meinungen bekanntzugeben.

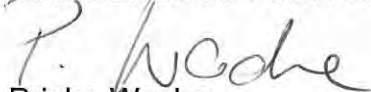
Ich gebe Ihnen beiliegend die nötigen Angaben für Ihre Anfrage:

- Kirchlicher Informationsdienst, Blaufahnenstr. 10, 8001 Zürich, 01 258 92 70
- Infos zur reformierten Kirche von A bis Z, 0800 444 333 (Gratisnummer)

Wir hoffen, Ihnen mit diesen Angaben gedient zu haben und verbleiben

mit freundlichen Grüssen

KIRCHENBOTE FUER DEN KANTON ZUERICH



Priska Wache

Beilage: Ihr Brief retour

Karl Klenk, Holzmatt 15
8953 Dietikon - ZH.

Dietikon, 18.4.2002

An den kirchlichen Informationsdienst,
Blaufahnenstr. 10, 8001 Zürich.

Sehr geehrte Damen und Herren.

Da ich mehr oder weniger regelmässig auch den „Kirchenboten des Kt. Zürich“ lese, schrieb ich diesem Boten am 16.3.2002 den beigehefteten Brief und erfragte die **offizielle Ansicht der zürcherischen Landeskirche** zu den nicht ganz verbürgten Ansichten von Pontius Pilatus und zu den Äusserungen Professor Jaeckles.

Darauf bekam ich aber keine Antwort, sondern nur die Mitteilung, die geäusserten Gedankengänge seien zwar interessant aber nicht wichtig.

Herr **K. Rohner** schreibt ausserdem: „...Ich nehme an, Jesus hat tatsächlich gelebt. Er war ohne Zweifel einerseits ein Mensch wie wir alle und andererseits ein grosser Lehrer. Wieso er so „heilig“ war, spirituell so mächtig, ist vielleicht auch ein Mysterium, ist eine Art Geheimnis, das sich nicht ergründen und wirklich verstehen lässt.“

Ich halte mich, wie ich es schon in meinem Artikel erwähnt habe, an seine Botschaft und Lehre von der Kraft des Guten und der Liebe.“

Da mir ausserdem mitgeteilt wurde, meine Zuschrift sei als Leserbrief für eine Veröffentlichung zu lang, schrieb ich zurück, es gehe mir gar nicht um die Veröffentlichung, sondern um die offizielle Ansicht der Landeskirche zu all den vielen unglaublichen Wundern und Mysterien, worauf ich an Sie verwiesen wurde. Frau Priska Wache schreibt: „...Wir sind nicht befugt im Namen der Landeskirche offizielle Meinungen bekannt zu geben.“

Die Lage der Kirche ist ernst. In der letzten Nummer des Kirchenboten lese ich von leeren Kirchen und vom Mangel an Pfarrerinnen und Pfarrern. Andererseits werde ich von den Zeugen Jehovas und von den Mormonen bearbeitet. Da sind doch Aktionen wie „Selberdenken“ und „Antwortenfinden“ wichtig. Von mir aus sollen doch die Leute glauben, was sie wollen. Ich brauche aber klare, logische und offizielle Ansichten, um mich gegen Bekehrungsversuche, Geldforderungen, Druck etc. wehren zu können.

Im Lauf der Jahrhunderte übernahm der Staat viele Aufgaben von der Kirche und von den Klöstern (Armenpflege, Krankenpflege, Spital, etc.) und im gleichen Masse verlor sie ihre Mitarbeiter und Anhänger, obwohl noch viel zu tun ist (Gassenarbeit, Aidsberatung, Sterbebegleitung, etc.).

Das im Grunde so gute Christentum erzeugte einerseits viel Unsinn (in der Form von Sekten, Aberglauben und undemokratischen Strukturen) andererseits herrliche Kunstwerke (Kathedralen, Gemälde, Musik, etc.).

Für eine kurze, klare, offizielle Äusserung (Christentum heute) bin ich Ihnen sehr dankbar und grüsse Sie

mit vorzüglicher Hochachtung

K. Klenk
Karl Klenk.

Herrn
Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon

Zürich, 26. April 2002

Brief vom 18.4.2002

Sehr geehrter Herr Klenk

Besten Dank für Ihre Zuschrift mit der Artikelkopie. Der Pilatus-Briefwechsel war mir bislang nicht bekannt. Das Buch ist in der Zentralbibliothek greifbar, ich werde es mir gelegentlich anschauen. Bezüglich Urheberschaft bin ich aber skeptisch, zu vieles wurde durch die Jahrhunderte gefälscht. Ich erinnere nur an die von den Kirchenvätern verfassten und als gnostisch ausgegebenen Schriften, an die Texte des Pseudo-Dionysius, an die Protokolle der Weisen von Zion usw. Man muss da vorsichtig sein.

Jaeckles Folgerung, die Theologie sei um etliche Dogmen zu kürzen, ist aber ohnehin richtig, unbesehen der Echtheit der Pilatus-Briefe. Es ist tatsächlich nicht so, wie uns PR-Berater immer weismachen wollen, dass die Kirche ein gutes Produkt habe, dieses aber nur schlecht verkaufe. Auch das Produkt ist in der Krise. Der Trendforscher Matthias Horx sagte, dass man die Leute heute nicht mehr glauben machen könne, dass da ein alter Mann mit einem langen weissen Bart im Himmel sitze. Römische Erklärungen wie "Dominus Iesus" im vergangenen Jahr sind deshalb, zumindest in Europa, schon fast absurd. Es werden daher seit nunmehr Jahrzehnten Versuche unternommen, Bibeltexte auch anders auszulegen, ich erinnere nur an die Bücher Eugen Drewermanns. Nur sind die bewahrenden Kräfte innerhalb der Institution(en) Kirche eben noch immer sehr stark (z.B. Kardinal Ratzinger).

Den reformierten Kirchen wirft man z.T. aber fast das Gegenteil vor, nämlich dass sie kein Profil mehr hätten und schon gar kein Bekenntnis. Das ist zwar nicht ganz richtig, finden sich doch z.B.

in der Kirchenordnung der Zürcher Landeskirche, die in den nächsten Jahren überarbeitet wird, entsprechende Passagen. Aber es stimmt, dass es die Weite evangelischer Theologie schwierig macht, einfach klare Lehrsätze zu formulieren. Darum kann ich Ihnen auch nicht einfach kurz und bündig erklären, was Christentum heute bedeutet. Das muss sich immer in der konkreten Situation manifestieren und nicht einfach auf Papier. Das Manko ist aber erkannt. Demnächst erscheinen zwei Bücher zur reformierten Identität, und wir sind daran, einen Flyer zum Profil der Zürcher Landeskirche zu entwerfen. Ich erlaube mir, Ihre Adresse zu notieren und Ihnen, sobald verfügbar, entsprechende Unterlagen zuzustellen.

Mit freundlichen Grüßen



Nicolas Mori
Leiter Kirchlicher Informationsdienst

Karl Klenk, Holzmatt 15
8953 Dietikon ZH

14.
Dietikon, 2. Mai 2002

An den kirchlichen Informationsdienst
Blaufahnenstr. 10
8001 Zürich.

Sehr geehrter Herr Nicolas Mori.

Herzlichen **Dank** für Ihre ausführliche Antwort auf meine Anfrage und für das Versprechen, mir gelegentlich weitere Unterlagen (Flyer und genauere Angaben zu den zwei nächstens erscheinenden „**Bücher zur reformierten Identität**“) zukommen zu lassen.

Es grüsst Sie

mit vorzüglicher Hochachtung

K. Klenk

Karl Klenk

«Jesus ist eine Besonderheit»

LIF, 20.4.2000.

An Ostern gedenken christliche Gläubige weltweit der Auferstehung Jesu. Doch wie sehen Gläubige einer anderen Religion dieses Fest? Gibt es nebst Trennendem auch Verbindendes? Und wo liegen die Probleme? Ein Besuch bei der muslimischen Familie Hatipoglu in Oetwil an der Limmat.

Sandro Schaub

Taner Hatipoglu zählt nicht zu jenen Türken, die sich gezwungen sahen, ihr Heimatland zu verlassen. Er kam freiwillig, schon vor etwas mehr als 25 Jahren. Weil er zu den Besten gehörte an der Matura, gewährte der türkische Staat ihm und einigen anderen ein traditionsgemäss grosszügiges Ausbildungsstipendium für eine ausländische Universität.

Die Wahl musste der erst 17-Jährige jedoch selbst treffen, standen ihm doch dafür die USA, England oder die Schweiz offen.



Familie Hatipoglu: «Im Koran steht, dass nicht Jesus, sondern jemand anders am Kreuz gestorben sei.»

Foto: Sandro Schaub

«Ausschlaggebend für mich war die Qualität der ETH und die Schweiz als Land der Seen und Berge», erzählt Taner Hatipoglu rückblickend. Heute arbeitet er bei der Grossbank UBS im Bereich der Informatik. Seine Frau Halide, die sich in Ankara zur Theologin ausbilden liess, lernte er während eines Ferientaufenthaltes in der Türkei kennen. Ende 1982 folgte sie ihm in die Schweiz. Ihre beiden Kinder, die Tochter Zehra und der Sohn Enes, wurden hier geboren.

Zehn Gebote

Als islamische Gläubige sehen Taner und Halide Hatipoglu viele Gemeinsamkeiten zum Christentum, gerade auch deshalb, weil doch beide Religionen sich an denselben Gott wenden würden. Das nun anstehende Osterfest aber gehört nicht eigentlich dazu. «Für uns», erklärt die Theologin, «sind die Ostern eher etwas entfernter, weil im Koran steht, dass nicht Jesus, sondern jemand anders am Kreuz

gestorben sei.» Sowohl Kreuzigung wie auch Auferstehung Jesu sind also unbekannt im islamischen Glauben. Und wie sieht es mit der Person Jesu aus? Taner Hatipoglu antwortet: «Jesus ist trotzdem eine Besonderheit für uns durch seine Geburt und seinen Tod. Wir glauben», fährt er fort, «dass Gott Jesus zu sich genommen hat, um ihn zu retten.» Auch das Alte und Neue Testament sind für Muslime wichtig, weil sie die darin gesammelten Schriften als «von Gott offenbarte Bücher» betrachten. Sie haben aber im Gegensatz zum Koran, der Offenbarung Allahs an den Propheten Mohammed im 7. Jahrhundert n. Chr., keine direkte religiöse Verbindlichkeit. Doch taucht im Koran zum Teil auch der Bibel Ähnliches wieder auf, wie beispielsweise die Zehn Gebote.

Ein Sechseck

Die türkisch-schweizerische Familie praktiziert den islamischen Glauben intensiv. Sechs

Dinge seien dafür zentral, erläutert Halide Hatipoglu: Gott, Engel, Propheten, Bücher, Jenseits und Schicksal. «Ich versuche es oft als Sechseck darzustellen. Wenn etwas fehlt, stimmt das geometrische Bild nicht mehr.» Die Glaubensauffassung ist streng. Die Theologin betont, dass Gläubigsein immer heisse, an alle diese Dinge unterschiedslos zu glauben. Etwas anders sieht es bei den fünf Säulen des Islam aus, worunter man das Gebet, die Sozialsteuer, das Fasten und das Glaubensbekenntnis sowie die Pilgerfahrt nach Mekka verstehe. Nicht alle Gläubigen würden diese Vorgaben mit derselben Konsequenz befolgen.

Zwei Bürden

Obwohl die Schweiz für das aus der Türkei stammende Ehepaar zur zweiten Heimat geworden ist, in der sie sich wohl fühlen, bleibt das resistente Gefühl, nicht wirklich integriert und akzeptiert zu sein. Taner Hatipoglu findet dafür starke Worte: «Fremdsein

ist eine Bürde, Moslem sein eine zweite.» Das hänge für ihn damit zusammen, dass im Westen der Islam oft falsch und vollkommen einseitig vermittelt werde, nicht zuletzt auch durch die Massenmedien. «Wir Muslime sind da ohnmächtig, gerade weil der Begriff «Moslem» durch diese Form der Vermittlung automatisch mit negativen Attributen wie Heiliger Krieg oder Djihad in Verbindung gebracht wird.» Taner Hatipoglu glaubt zudem auch, dass westliche Feindbilder, anders als etwa türkische, heutzutage schnell einmal die Religionszugehörigkeit ins Spiel brächten (Stichwort: die bisher erfolgreiche Verhinderung eines muslimischen Friedhofes in Zürich-Altstetten).

Eine 16-Jährige

Auch die 16-jährige Zehra, die nun seit vier Jahren das Gymnasium besucht und seither mit dem Kopftuch zur Schule geht, hat es nicht gerade einfach, obwohl sie hier geboren wurde und Schwei-

zerdeutsch spricht. Zwar wurde ihre Entscheidung in der Klasse akzeptiert. Doch ausserhalb der Schule sei es bedeutend schwieriger: «Vor allem ältere Leute schauen schief oder machen auch Bemerkungen. Einmal sagte eine Frau zu mir, ich solle doch dahin zurückgehen, von wo ich komme.» Dies sei sehr verletzend gewesen für sie, meint Zehra und sagt: «Schliesslich bin ich genauso Schweizerin wie alle anderen.»

Stiftung Sera

Sera, Stiftung für Erziehung, Ausbildung, Integration – Manessestr. 100, 8045 Zürich, ☎ und Fax 01/451 53 83. Seit 1994 ist Taner Hatipoglu Präsident dieser Stiftung, die nicht nur in diversen Städten Nachhilfeunterricht für türkische Schülerinnen und Schüler anbietet, sondern sich auch im interkulturellen Dialog engagiert.

Das Apostolikum – ein Ärgernis?

Kirchenbote KtZt 9/99

Im Apostolischen Glaubensbekenntnis fanden sämtliche christlichen Kirchen während mehr als anderthalb Jahrtausenden ihren Glauben gültig zusammengefasst. Seit etwa anderthalb Jahrhunderten ist dies zunehmend nicht mehr der Fall. Dieser Entfremdungsprozess gegenüber der mythischen Tradition ist unumkehrbar. Bilder und Sprache der Bibel bedienen sich der Mythen aus der damaligen Umwelt. Doch unser Weltbild hat sich grundlegend geändert. Es ist kein mythisches mehr. Das Apostolikum enthält für aufgeklärte Menschen mit einer modernen westlichen Schulbildung viele Stolpersteine.

Kritische Fragen von heute zum Apostolikum:

«Die moderne Schweiz hat neulich eine 35jährige Bundesrätin bekommen, und Bundespräsidentin ist zur Zeit auch eine Frau – was soll da die patriarchale Vorstellung eines allmächtigen Gottvaters mit einem Sohn zu seiner Rechten? Zweitens: Wie soll Jesus ohne einen Mann gezeugt worden, und wie soll seine Mutter Jungfrau geblieben sein? Diese Vorstellung ist 1. biologisch unmöglich, 2. psychologisch – wegen der damit verbundenen Abwertung der Sexualität – einem gesunden Seelenleben abträglich und 3. biblisch schlecht bezeugt (nämlich bloss an zwei Stellen, während Jesus sonst in der Bibel stets als «natürlich gezeugt» betrachtet wird).

Einen dritten Punkt für kritische Fragen bildet die Aussage über die Höllenfahrt Jesu: Wie kann man heute noch daran glauben, es gebe unter dem Erdboden

eine Hölle, wo die Verdammten angeblich in alle Ewigkeit schmachten?

Viertens: Wie kann ein Leichnam, der bereits zu verwesen begonnen hat, wieder lebendig werden, einen Auferstehungsleib bekommen und hernach in den Himmel auffahren? Wo im Weltall soll der Thron Gottvaters stehen, zu dessen Rechten sich der jüdische Rabbi aus Nazareth gesetzt haben soll?

Und zuletzt: Wie soll es möglich sein, dass Jesus demnächst auf den Wolken des Himmels einherfähre und unter Posaunengeschmetter Weltgericht halte, wo sich die Gräber öffnen und alle Welt, die je gelebt hat, vor dem Thron des Richters erscheint?»

Das Apostolikum erscheint aufgeschlossenen Zeitgenossen wie ein Märchen: ein alter Zopf, den unsere Kirchen vor 130 Jahren ja selbst abgeschnitten hat. Was

aber bleibt noch, wenn der Zopf ab ist? Das ist die Frage! Ihr gilt es standzuhalten. Die Kritik an der mythischen Form des christlichen Glaubens hat leider das Kind mitsamt dem Bade ausgeschüttet: Glaube und Religiosität sind grundsätzlich in Misskredit geraten. Die Kirche ist heute am Ausbluten.

Ich sehe einen Ausweg: Einerseits wird die wissenschaftlich begründete Kritik am Apostolikum anerkannt; andererseits aber werden die mythischen Bilder nicht einfach als «wertloses Märchenzeugs» abgelehnt, sondern symbolisch verstanden. Was heisst es nun konkret, das Apostolikum symbolisch zu deuten? Nehmen wir das Symbol der Zeugung des Retters in einer Jungfrau. Es geht bei der symbolischen Auslegung um die Frage: «Wie kann Rettendes in einen Menschen einfallen?»

Das Bild von Felix Hoffmann «Hören» kann uns vielleicht einen Eindruck vermitteln, was es heissen könnte, vom Heiligen Geist geschwängert zu werden: nämlich, sich ganz darauf einzulassen, was zu mir kommen will, diesem Ankommenden vorbehaltlos Raum in mir zu geben, stille zu werden, ganz Ohr, sich

Leserbriefe zur Bekenntnisfrage

16

Herzlichen Dank für die überraschend zahlreichen Zuschriften. Als Fortsetzung der aktuellen Serie «Bekenntnis in der Landeskirche?» veröffentlichen wir Ihre Diskussionsbeiträge in den folgenden Ausgaben des Kirchenboten auf der «Bibel heute»-Seite. km

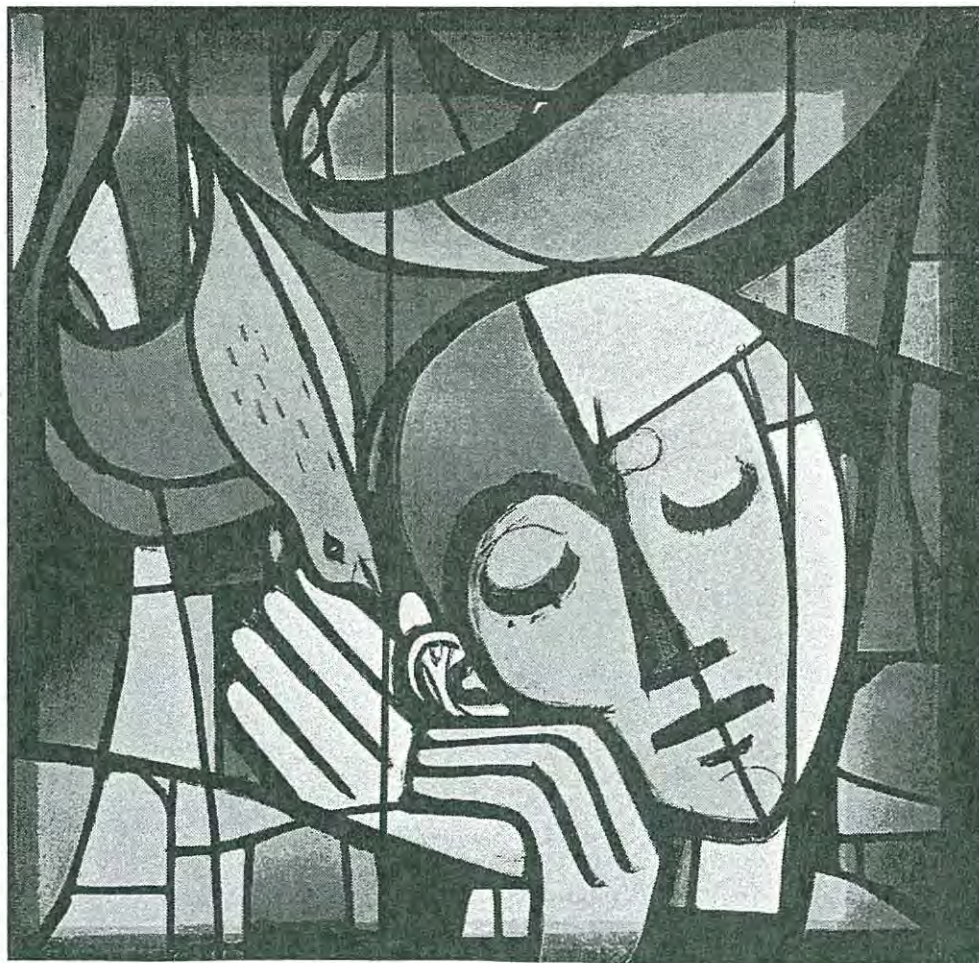
zu öffnen, unvoreingenommen, zweck- und absichtslos, in reiner Gesinnung, ohne Hintergedanken, nur um der Sache willen. Im mythischen Bild heisst das: jungfräulich-unberührt empfangen. Wenn die Menschen dergestalt aufeinander und die Natur hören würden, würde mehr Rettendes in die Welt kommen – übrigens in «schmerzlosen Geburten», wie das Dogma sagt.

Und die «Höllenfahrt Jesu» bedeutet bei einer symbolischen Interpretation den Abstieg in die Abgründe der menschlichen Seele, in die Nacht- und Schattenseiten unserer Persönlichkeit, welche früher nach aussen, eben in die Hölle, projiziert wurden. Ein solcher Abstieg ist in der Regel eine nicht ungefährliche Sache. Wer sich einfach «gehen lässt» und seine dunklen Seiten

rücksichtslos auslebt, wird die Höllengeister, die er gerufen, nicht mehr los. Wer seinen Schatten aber ins Leben zu integrieren vermag, kommt wieder aus der Unterwelt heraus. Das ist seine Auferstehung, seine Ostererfahrung. Er ist zu einem neuen Leben erwacht, ganz und heil geworden. Bei einer symbolischen Deutung verschwindet das Ärgernis am Apostolikum. Dieses wird zur Lebenshilfe.

Rolf Kaufmann, Pfarrer und Psychotherapeut

Wer sich näher für die symbolische Auslegungsmethode interessiert, kann das vor zehn Jahren erschienene Buch zum Apostolikum von Rolf Kaufmann gratis beim Autor beziehen (Porto Fr. 3.-): Rolf Kaufmann, Zeltweg 9, 8032 Zürich, Tel. 01/252 41 53.



Farbfenster von Felix Hoffmann: «Hören»

Karl Klenk, Holzmatt 15
8953 Dietikon - ZH

Dietikon, 8.5.2002

Sehr geehrter Herr Pfarrer Rolf Kaufmann.

Wie Sie aus den beigehefteten Texten ersehen können, die ich für meine Enkelinnen und Enkel niederschrieb, befasse ich mich gelegentlich auch mit den Problemen der Kirche in der „aufgeklärten“ Gegenwart.

Zur Zeit der Benediktinerinnen und Benediktiner und Jahrhunderte später der Zisterzienserinnen und Zisterzienser christianisierten die Klöster ganz Frankreich und Deutschland. Ihre segensreiche Tätigkeit in der Armen- und Krankenpflege übernahm später der Staat. Die meisten Klöster wurden daher aufgehoben, und trotzdem bleiben viele Teile der Kirche „auf weiten Strecken“ beim mittelalterlichen Denken.

Wie Sie kam auch ich darauf, alles, was den „göttlichen“ Naturgesetzen widerspricht, „symbolisch“ zu verstehen. Im Kirchenboten des Kantons Zürich vom September 1999 schreiben Sie unter der Überschrift „Das Apostolikum - ein Ärgernis?“ einiges, das mir sofort einleuchtete. Ich heftete eine Blatt dazu mit der Bemerkung: „Endlich spricht im Kirchenboten die Vernunft! Weil sie das viel zu wenig tut, verliert sie leider viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Die Kirche hat auch heute noch manche vernünftige Aufgabe, die ihr der Staat noch nicht abnahm!“

Nichts gegen all die hübschen „Wunder“, die von Christen zur Verschönerung ihrer Religion **erfunden** wurden!

Da ich jedes Jahr, besonders in der Oster- und der Auffahrtszeit, immer wieder ganz Sonderbares hören muss, interessiert mich das von Ihnen verfasste Buch. Sie verschenken es, wenn man Ihnen 3 Franken Porto schickt. In der Annahme, dass noch nicht alle Exemplare verschenkt sind, melde ich mich als Interessent.

Es grüsst Sie mit vorzüglicher Hochachtung

K. Klenk

Karl Klenk.

Am 15. Mai 2002 bekam ich das bestellte Buch von Pfarrer Kaufmann. Er schreibt dazu: „Besten Dank für Ihre erfrischende Post!“ Bedauerlicherweise fährt er dann weiter mit der Bemerkung: „Leider habe ich alle Exemplare von „Das ewig Christliche“ verschenkt - bis auf das allerletzte. Ich überlasse es Ihnen einen Monat leihweise. Bitte zurückschicken! Die drei andern Bücher sind aber vorrätig! Herzliche Grüsse Rolf Kaufmann, Zeltweg 9, 8032 Zürich. 01 252 41 53“.

Über Pfingsten studierte ich Kaufmanns Buch mit grossem Interesse. In der Buchhandlung Limmattal erfuhr ich, das Werk sei vergriffen und nicht mehr erhältlich. Besonders interessant ist, was der Autor über **das Gewissen** schreibt!

Am Montag, 27. Mai 2002, fragte ich telefonisch an, ob ich das gelesene Buch am Freitag, 31. Mai, zwischen 13 und 14 Uhr im Vorbeiweg zurückbringen könnte. An diesem Freitagvormittag musste ich in der Migros Klubschule Zürich-Örlikon den Senioren-Volkstanzleiterinnen „La folie à la mode“ beibringen. Mir wäre dadurch eine Reise in die Stadt erspart geblieben. Ich hätte im Migros-Restaurant etwas Kleines essen und dann mit dem Tram zum Zürcher Schauspielhaus fahren können, neben dem ja Pfarrer Kaufmann wohnt.

Doch ach, der Freitag passte gar nicht, Pfarrer Kaufmann war den ganzen Tag ortsabwesend. Er schlug mir den Dienstag, 28. Mai 2002, vor und fragte nebenbei, ob ich vor vielen Jahren im Ferienheim „Lihn“ auf dem Kerenzerberg Volkstänze unterrichtet habe. Er könne sich gut an mich erinnern, sei er doch damals **Pfarrer in Obstalden** gewesen, habe sogar auch mitgetanzt.

Am Dienstagnachmittag reiste ich also nach Zürich und stieg am Zeltweg Nummer 9 ins oberste Stockwerk hinauf. Ich war sehr gespannt auf die Begegnung. Frau und Herr Kaufmann begrüßten mich freundlich in ihrem geräumigen Wohnzimmer, und im schmalen Büro nebenan gab ich das gelesene Buch zurück, fragte anschliessend, welche der 17 von mir in letzter Zeit über **Religionsprobleme** verfassten und kopierten Seiten ich ihm schon zugestellt hätte. Was er noch nicht bekommen hatte, überreichte ich ihm, und er schenkte mir die folgenden drei Bücher:

1. **Willy Obrist: „Tiefenpsychologie und Theologie“ (Aufbruch in ein neues Bewusstsein. Eine Einführung).** Benziger-Verlag.

2. **Rolf Kaufmann: „Die Hölle“ (Eine neue Reise in unsere Unterwelt).** Benziger-Verlag.

3. **Rolf Kaufmann: „Das Gute am Teufel“ (Eigenen Schattenseiten und Abgründen begegnen).** Walter-Verlag.

Wir unterhielten uns bestens über die „Sing-, Musik- und Volkstanzwochen“ auf dem Kerenzerberg. Ich erzählte auch, wie ich als jüngster Sekundarlehrer des Kantons Zürich 1934 in Dietikon hängen blieb und fünfzig Jahre lang als Sekundarlehrer amtierte.

Kaufmann machte mich beim Gespräch über die Klöster und die Religionen auch noch darauf aufmerksam, dass die „Kirche“ im Lauf der Jahrhunderte nicht nur die Schule, die Armen- und die Krankenpflege an den Staat abgeben musste. Er hob hervor, sie verliere neuerdings auch noch die Seelsorge an die Psychiatrie!

Fazit: Die Klöster christianisierten ganz Frankreich, Deutschland und andere Gebiete Europas, entwickelten Landwirtschaft, Schule, Armen- und Krankenpflege. Doch alle diese „Gebiete“ machten sich selbständig, gingen im Verlauf der Jahrhunderte an den Staat und weg von der Kirche, die heute auch noch die Seelsorge an die Psychiatrie verliert.

Rückblickend muss aber auch anerkannt werden, dass die Religionen, die Klöster und die Kirchen auch gewaltige Kunstwerke hervorgebracht. Man denke andeutungsweise an Kathedralen, Gemälde, Musik (Bach, Händel, Mozart, ...). NB: „Mozart“ war nur dank „Absolutismus“ möglich. Doch die Menschheit entwickelte sich weiter. Wir sind heute **toleranter und **demokratischer**.**

Dieses Kapitel wird vorläufig, d.h. am 1. Juni 2002, abgeschlossen.

Karl Klenk.

Herrn
Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon

Zürich, 14. Juni 2002

Reformierte Identität

Sehr geehrter Herr Klenk

Sie erhalten beiliegend wie versprochen Hinweise zu zwei Büchern zur reformierten Identität, die kürzlich erschienen sind bzw. demnächst erscheinen. Besprechungen dieser Bücher werden auch im Kirchenboten und in unserer Mitarbeiterzeitschrift notabene zu lesen sein.

Ich habe mir inzwischen das Buch mit den Pilatus-Briefwechseln angeschaut. Wie vermutet handelt es sich dabei nicht um echte Briefe, sondern um Literatur. Beispielsweise wird behauptet, nicht Jesus, sondern Judas habe am Kreuz gehangen. Das ist natürlich ziemlich abenteuerlich, aber trotzdem ganz interessant zu lesen.

Mit freundlichen Grüssen



Nicolas Mori
Leiter Kirchlicher Informationsdienst



Verlag Otto Lembeck

Peter Dettwiler

Wem gehört Jesus?

Kirche aus reformierter Sicht

Vorwort von Lukas Vischer

172 Seiten, kt.

€ 16,-/sFr 29,20

ISBN 3-87476-394-3

Die Frage nach der konfessionellen Identität und damit verbunden nach der Bedeutung der Kirche überhaupt hat in letzter Zeit an Bedeutung gewonnen. Eine Aufweichung der konfessionellen Grenzen und eine innere und äußere Distanzierung von der Institution Kirche garantieren allerdings noch nicht einen Fortschritt in der Ökumene. Ein ehrlicher ökumenischer Dialog setzt im Gegenteil eine konfessionelle Identität voraus. Und die Liebe zur eigenen Kirche muss nicht zu einem neuen Konfessionalismus führen. Gefragt ist allerdings eine konfessionelle Identität ohne negative Abgrenzung gegen andere Konfessionen und eine Treue zur eigenen Kirche in Offenheit gegenüber dem Reichtum anderer Kirchen.

Der Frage nach der reformierten Identität geht nun dieses Buch nach. In der Auseinandersetzung mit Texten der Schweizer Reformatoren und reformierter Zeugen

vor allem des 20. Jahrhunderts sowie im Hören auf die Texte der Bibel wird in überzeugender Weise ein aktuelles Profil der reformierten Kirche dargelegt. Auf dem Hintergrund des „semper reformanda“ wird die gegenwärtige Situation der reformierten Kirche kritisch hinterfragt und es werden Ansätze zu möglichen Kurskorrekturen aufgezeigt. Selbst das Thema „Maria für Reformierte“ kommt zur Sprache.

Ausgangspunkt der Überlegungen zum Thema *Kirche* ist der biblische Begriff des „Bundes“, der in der reformierten Tradition eine wichtige Rolle spielt. Kirche im Zeichen des *einen* Bundes gibt dem Verständnis von *Kirche* eine große Weite und ermöglicht eine Verbindung von institutionellem und gemeinschaftlichem Aspekt.

Peter Dettwiler, geb. 1950, ist seit 1993 Beauftragter für Ökumene, Mission und Entwicklung der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich.



Verlag Otto Lembeck · Gärtnerweg 16 · 60322 Frankfurt am Main

Telefon 0 69/5 97 09 88 · Fax 0 69/5 97 57 42 · eMail Verlag@Lembeck.de · www.lembeck.de



Ich bestelle

_____ Exemplare

Peter Dettwiler

Wem gehört Jesus?

Kirche aus reformierter Sicht

172 Seiten, kt., € 16,-/sFr 29,20

ISBN 3-87476-394-3

Absender: _____

Datum: _____

Buchhandlung
Schiffände24 AG
Postfach, 8024 Zürich
www.schiffaende24.ch
Tel. 01 / 251 09 70



Die Reformierten

«Selber denken. Die Reformierten» – ein Slogan, der in der Schweiz zu regen Diskussionen geführt hat. Wer und wie «die Reformierten» weltweit sind, zeigt nun ein Buch, das die Lust aufs Suchen und Entdecken wecken will. Käthi Koenig hat mit Gabrielle Zangger und Matthias Krieg, den Verantwortlichen für das Projekt, gesprochen.

Frau Zangger, Herr Krieg, was ist das Anliegen dieses Buches?

Gabrielle Zangger: Es geht uns, unter anderem, darum, die Identität der Reformierten in der Schweiz zu stärken. Wenn man fragt, was ist reformiert?, kommen als Antworten vor allem Negativdefinitionen: Die Reformierten

sagen: «Wir kennen keine Marien- und keine Heiligenverehrung, es gibt kein «Brimborium», keinen Papst ...» Man könnte da auf die Idee kommen, wir Reformierte seien eigentlich definiert durch den Mangel, das Nicht-haben. Im Buch gehen wir nun dem nach, was wir haben – im Unterschied

zu anderen Kirchen; wir haben nämlich auch einiges, was die anderen Konfessionen nicht haben!

Matthias Krieg: Und wir stellen auch die Frage: Was ist «unsere Art» in dem, was wir mit andern Kirchen gemeinsam haben? Zum Beispiel «reformierte Spiritualität»: Die Behauptung, es gebe

Reformierte Identität – Wer sind sie eigentlich, «die Reformierten»? Ein neues Buch versucht, Antworten auf diese Frage zu finden.

«Wie ein Mosaik...»

VON CHRISTINE VOSS

Es kommt wohl nicht von ungefähr, dass die reformierte Kirche das Thema «reformierte Identität» gerade jetzt aufgegriffen hat. In einer Zeit, in welcher der Einfluss der Kirche in der Gesellschaft schwindet, stellt sich automatisch die Frage nach dem eigenen Profil. Diesem nachzugehen, ist das Ziel des neuen Buches «Die Reformierten. Suchbilder einer Identität», das im Auftrag der Zürcher Landeskirche verfasst wurde.

Der Autor und die Autorin, Matthias Krieg und Gabrielle Zangger-Derron, legen ein

umfangreiches Werk vor. Fast 500 Seiten umfasst das Buch, an dem sich unter der Leitung der landeskirchlichen Abteilung «Bildung und Gesellschaft» noch viele weitere Mitarbeitende beteiligt haben. Dies spiegelt sich auch in einem komplexen Inhaltsverzeichnis, das gleich am Anfang deutlich macht, dass das Buch auf verschiedenen Textsorten aufbaut und dass jede Textsorte einen anderen Zugang zum Thema öffnen will.

Was zuerst ungewohnt wirkt, entwickelt beim nähe-

ren Hinsehen faszinierende Seiten. Denn das Buch lebt davon, dass gesammelt, erzählt und kommentiert wird. Neben Lebensgeschichten von reformierten Persönlichkeiten stehen theologische Grundlagenartikel, neben Beispielen reformierter Dichtung Tipps für Ausflüge an geschichtliche Orte. Das Buch will denn auch weder ein Katechismus sein noch eine Zusammenstellung reformierter Merkmale, sondern vielmehr eine Bestandaufnahme. Diese baut nicht auf Definitionen auf, sondern auf gelebten Beispielen. Was wirklich reformiert ist, kann nicht so einfach gesagt werden. Man muss sich das Bild, wie bei einem Mosaik, aus den einzelnen Teilen selber zusammensetzen. Und gerade in diesem Vorgehen wird vielleicht ein Stück reformierter Identität sichtbar.

Für vielfältige Zwecke

Der besondere Aufbau des Buches hat aber noch ein anderes Ziel: Es soll, so erhoffen sich die Autoren, sowohl als Lese- wie als Arbeitsbuch

sie nicht, ist schlicht und einfach falsch. In jedem Jahrhundert finden wir Ausdrucksformen von reformierter Spiritualität. Ein Kapitel in unserem Buch ist Margareta von Navarra gewidmet, der Grossmutter von Henri IV. Sie hat so genannte «chansons spirituelles» verfasst – wunderschöne Lyrik, die dann übrigens auf Gassenhauermodellen vertont wurde. Die Reformierten haben auch einen eigenen Pietismus, wir kennen da vor allem Gerhard Terstegen, oder Joachim Neander.

Was ist denn ganz grundsätzlich die «reformierte Art»?

Matthias Krieg: Vergewenwärtigen Sie sich die Gotteserfahrung von Elia am Horeb: Gott erscheint ihm nicht im grossen Sturm, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer – sondern im «Flüstern eines leisen Wehens». Das haben wir als Gottesbeziehung empfunden, wie sie reformierter Art entspricht. Und dementsprechend haben wir Texte zusammengestellt, von den reformierten Anfängen bis hin zu Rudolf Bohren oder Kurt Marti.

Gabrielle Zangger: Ein typisch reformiertes Element, das die verschiedenen Kirchen verbindet, ist der Genfer Psalter. Menschen aus der Tschechei, aus Ungarn, Holland bezeichnen ihn als den grössten Schatz ihrer Kirche, er gibt ihnen Halt und Orientierung. Hier zeigt sich besonders deutlich die Nähe zum Alten Testament – auch das ist wohl bezeichnend für die Reformierten: Das Alte Testament hat seinen eigenen Wert, es wird nicht nur durch die Brille des Neuen Testaments wahrgenommen.

Einen besonderen Stellenwert hat auch die Musik, sie ist dem Wort nahezu ebenbürtig, hier, in einem Kontext, in dem das Bild nicht viel gilt. Und als Weiteres: Bei den Reformierten spielt das Gebet eine wichtige Rolle, und zwar das persönliche, das vom

Betenden selbst formulierte Gebet – auch das ist ein alttestamentliches Erbe: dass man alles vor Gott bringt, in der eigenen Sprache, nicht in vorgegebenen Formeln. Und ebenfalls aus dem Alten Testament übernommen ist das prophetische Element. Es ist bis heute das wichtigste Kennzeichen der Reformierten.

Matthias Krieg: Ich weise gerne auf Max Wolf hin, den Präsidenten der Zürcher Synode zur Zeit des Zweiten Weltkriegs. Er hat damals in seinen Reden betont, dass Religion nicht Privatsache ist. Darauf hinzuweisen ist mir wichtig, jetzt, wo alle Welt das Gegenteil vertritt.

Oder der Gedanke des «contrat social» von Jean-Jacques Rousseau – er hat weltweit Auswirkungen gehabt. Die Reformierten haben aber auch Entscheidendes beigetragen zur Abschaffung der Sklaverei in Amerika. Am Anfang stand da der Roman «Onkel Toms Hütte» von Harriet Beecher-Stowe. So gibt es viele Beispiele von politischen Entwicklungen, die sich auf diese prophetische Linie zurückführen lassen.

Gabrielle Zangger: Es gibt noch eine andere Entwicklung, auf die ich stolz bin: Die reformierte Kirche hat mehr als andere zur Gleichstellung der Frauen beigetragen; sie hat als erste Kirche Frauen ordiniert. Frauen waren auch schon früh in Synoden, in Kirchenpflegen vertreten.

Das Buch lässt uns also manches entdecken, auf das wir stolz sein können. Es zeigt aber auch Belastendes, Fragwürdiges ...

Matthias Krieg: ... ein missverstandenes Prädestinationsdogma zum Beispiel, oder die These von Max Weber, der Kapitalismus sei eine Erfindung des Calvinismus. Auch damit haben wir uns natürlich auseinander gesetzt und unsere Fragen dazu gestellt. Wahrscheinlich haben die typisch reformierten Sekundärtugenden «Nüchternheit» und «Fleiss» mehr zum Kapitalismus beigetragen als die Prädestinationstheorie.

Nüchternheit, eine typisch reformierte Eigenschaft ...

Gabrielle Zangger: Ein Leitsatz der Reformierten lautet: Finitum non capax infiniti – das Endliche kann das Unendliche nicht fassen. Wer mit dem Gefühl lebt, dass die Welt, die ihn umgibt, nicht das Eigentliche, das Grundlegende auszudrücken vermag, gelangt zu einer gewissen Nüchternheit, auch zu einer Verzichthaltung. Ich verstehe das durchaus auch im positiven Sinn: Es gibt bis in die Gegenwart eine Ästhetik des Verzichts, die einen eigenen Reiz hat.

Matthias Krieg: Die Schattenseite der Nüchternheit ist die puritanische Strenge, der Lustverzicht; Lustverzicht ist jedoch nicht typisch reformiert.

Nüchternheit hat sich beispielsweise im Zürcher «Bildersturm» gezeigt. Der ist völlig geordnet durchgeführt worden – von Handwerkern, die bei ihrer Arbeit bewacht wurden. Man hat das Material auch nicht vernichtet. Der Stein, der den Altar von Felix und Regula trug, wurde nun als Boden für die Kanzel verwendet. Man empfand das Material also nicht als «verdorben» durch die Nähe zum bisher Gültigen, sondern man hat es schlicht nach dem Realwert beurteilt und ihm einen neuen Symbolwert gegeben. Das, was vorher die Heiligen transportiert hat, transportiert jetzt das Wort.



Dr. phil. et theol. Matthias Krieg ist Leiter der Abteilung Bildung und Gesellschaft der Reformierten Zürcher Kirche. Gabrielle Zangger-Derron ist Germanistin.

Oder in Holland hat diese Nüchternheit zu einem neuen Stil in der Malerei geführt: Wenn man keine Heiligen- oder Andachtsbilder mehr malen darf, weil das zweite Gebot das ja untersagt, erfindet man neue Genres: das «Seestück», das «Blumenstück», das Stillleben, die Genremalerei ... Aber man hat dabei nicht darauf verzichtet, religiös zu sein.

Gabrielle Zangger: Dieses «finitum non capax infiniti» hat einen unglaublichen Säkularisierungsprozess in Gang gesetzt hat. Ein Teil der religiösen Energie fliesst jetzt in die Welt – das führt beispielsweise zur Landschaftsmalerei. Die Künstler können sich nun getrost der Welt zuwenden, sie werden sogar dazu ermuntert.

Sie als «Fachleute für das Reformiertsein» – was halten Sie denn vom Slogan: «Selber denken. Die Reformierten»?

Matthias Krieg: Er ist historisch richtig. Aber er soll nicht abgrenzend verstanden werden. Denn das Selberdenken gilt ja nicht mehr als ausschliesslich reformierte Tugend. Es gehört zum Schicksal der Reformierten, dass sie etwas entwickeln, was andere dann wie selbstverständlich

übernehmen – weil es einleuchtet. Das geschah immer wieder so im Lauf der Geschichte.

Weil etwas so sehr Erfolg hatte, musste es als Eigenes preisgegeben werden ...

Gabrielle Zangger: Ich denke hier immer an den Satz aus der Bergpredigt: «Ihr seid das Salz der Erde.» Das Salz findet seinen Zweck darin, dass es sich auflöst in der «Suppe der Welt» und sie schmackhaft macht. Etwas von einem solchen Auflösungsprozess haben die Reformierten erlebt. Ihre Anliegen gingen ein in die Gesellschaft, und sie verloren dabei die typisch reformierte Form und Gestalt.

In dieser Gesellschaft leben die Reformierten, als Männer und Frauen, als Arbeitende und Feiernde ...

Matthias Krieg: Das wollten wir deutlich machen: Es geht nicht darum, dass man auch noch reformiert ist in einem Bereich neben anderen, sondern es geht um ein Milieu, das kulturelle, ökonomische, regionale, politische, ethische Ingredienzen enthält und durch das alles geprägt ist. Auch durch theologische, religiöse Elemente. Spannend ist ja, dass das

Religiöse im Menschen nicht ein Ghetto ist, das abgespalten zu finden wäre – im Hirn oder in der Seele; sondern es zeigt sich im ganzen Menschsein. Wir gehen davon aus, dass Reformiertsein ein Milieu ist, und zwar anders in Neuengland, anders in Ungarn und wiederum anders in Zürich, aber es gibt Konstanten, Eigenheiten, die man vergleichen kann.



Die Reformierten

Suchbilder einer Identität

Ein Lesebuch, ein Handbuch von eindrücklicher Vielfalt:

- Kurze Texte über reformierte Eigenheiten (Bilderverbot, Bundesgedanke u.a.)
- Formulierungen des Glaubens
- Historische Münsterchen
- Essentials
- Lebensbilder (von Zwingli über Marie Durand zu Schleiermacher u.a.)
- Interviews (mit Johannes Rau, Wan Sang Han, Cecil Cilliers u.a.)

- Werke reformierter Kultur (Liturgie, Dichtung, Musik, Kunst)
- Routenbeschreibungen für Reisen nach Genf, Debrecen, Neuengland u.a.

Matthias Krieg, Gabrielle Zangger-Derron (Hrsg.): Die Reformierten: Suchbilder einer Identität. Theologischer Verlag Zürich (TVZ), 496 Seiten, gebunden, Fr. 54.–, ISBN 3-290-17236-8; erscheint Ende Juni 2002.